

I. C. Mansfield

Das verhängnißvolle
Geheimniß

Das verhängnißvolle Geheimniß.

Roman nach dem Englischen

von

I. C. Mansfield.

Roman-Magazin des Auslandes

Zweiter Jahrgang. 1868.

Vierter Band.

Berlin 1868.

Verlag von Otto Jahnke.

Inhaltsverzeichnis

Das verhängnißvolle Geheimniß.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Sechzehntes Capitel.

Siebzehntes Capitel.

Achtzehntes Capitel.

Neunzehntes Capitel.

Zwanzigstes Capitel.

Einundzwanzigstes Capitel.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Sechsendzwanzigstes Capitel.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Dreißigstes Capitel.

Einunddreißigstes Capitel.
Zweiunddreißigstes Capitel.
Dreiunddreißigstes Capitel.
Vierunddreißigstes Capitel.
Fünfunddreißigstes Capitel.
Sechsenddreißigstes Capitel.
Siebenunddreißigstes Capitel.
Achtunddreißigstes Capitel.
Neununddreißigstes Capitel.
Vierzigstes Capitel.
Einundvierzigstes Capitel.
Zweiundvierzigstes Capitel.
Dreiundvierzigstes Capitel.

Erstes Capitel.

In demjenigen Theile von England welcher unter dem Namen Yorkshire bekannt ist, finden sich unter dem Land-Adel noch heute zu Tage die berühmtesten Namen von Familien deren Vorfahren mit Wilhelm dem Eroberer herüber kamen und deren Nachkommen in den Bürgerkriegen der Rosen und in den zahlreichen Schlachten mit auswärtigen Feinden tapfer gefochten und den Tod gefunden.

Einer der ältesten dieser in Yorkshire begüterten Familien gehörte Oberst Fontaine an. Er heirathete die Erbin des General Berkeley und kam dadurch in den Besitz eines großen Domainenguts, das in einem lieblichen Thale von Südwales lag. Das Herrenhaus war ein alterthümliches Gebäude aus Stein mit Thürmen an den Ecken und einer weiten Aussicht über das umliegende Land.

Es war aus einer Anhöhe, mehrere hundert Fuß über der Thalsole erbaut, aber auf seiner Rückseite schützte es der höher ansteigende Hügel im Winter vor den kalten Nordwinden, während im Sommer die Südwinde mit ihrem gesunden und erfrischenden Hauch darüber hinstrichen.

Die Außengebäude waren sämmtlich von Stein und so fest gebaut, daß sie den Verheerungen der Zeit Trotz zu bieten schienen. Ehrwürdige Bäume, die seit Jahrhunderten die Spitze und Seite des Hügels schmückten, warfen ihren angenehmen Schatten auf das Haus und die Rasenplätze vor demselben. Der gegenwärtige Eigenthümer hatte den Herrensitz »Fontains« getauft, ein Name, welcher sehr gut paßte, denn hinter dem Hause stürzte ein Wasserfall über den Hügel herunter in ein großes steinernes Becken, aus welchem die vor dem Hause befindlichen prachtvollen Springbrunnen gespeist wurden.

Unten im Thale lag das reiche Wiesen- und Ackerland, während die netten und bequemen Wohnungen der Grundholden, anstatt, wie es sonst Brauch, zusammengebaut zu sein, unter schattigen Obstbäumen zerstreut waren.

Die Leute befanden sich sämmtlich in guten Umständen und waren zufrieden mit ihrer Lage. Die Berkeleys hatten sie immer mit Güte und Nachsicht behandelt und Oberst Fontaine, der sich für das moralische und physische Wohl seiner Leute verantwortlich hielt, hatte sich bestrebt, in die Fußtapfen seiner Vorgänger zu treten.

Er hatte erst im vorgerückteren Lebensalter geheirathet und das schöne elternlose Mädchen, das ihn den jüngeren Bewerbern vorgezogen, war ihm nicht lange erhalten geblieben. Drei Jahre ungetrübten Glückes waren ihnen in dem alten Schlosse dahin gegangen und dann wurde die junge Gebieterin desselben in die Gruft ihrer Väter gelegt, ihrem trauernden Gatten als einzigen Trost für ihren Verlust zwei Söhne hinterlassend.

Im Laufe der Zeit wuchsen die beiden Knaben, reich begabt mit geistigen Anlagen und äußern Vorzügen heran; aber sowohl in ihrem Charakter als in ihrem Aeußern fand ein sehr bemerkbarer Unterschied statt. Claude, der ältere, war glänzend, flüchtig, leidenschaftlich und sorglos, aber unter dieser stürmischen Außenseite barg er ein warmes edles Herz. Oberst Fontaine entdeckte in seinem lebhaften Wesen viel von seiner eigenen früheren Natur und gewöhnlich lächelte er nur über die tollen Streiche des Knaben, weil er die Gewißheit hatte, daß die Zeit und die harten Erfahrungen des Lebens diese Fehler verbessern und seinen Aeltestgebornen zu einem edlen und tüchtigen Manne entwickeln würden. Aber so stolz er auf Claude war und so sehr er ihn liebte, hing er doch mit noch größerer Zärtlichkeit an dem blondhaarigen Henry, in dem er das Ebenbild seiner verstorbenen Gattin erblickte. Stunden lang konnte er dem Kinde in die tiefblauen Augen sehen, sich fast dem Wahne hingebend, daß der Geist seiner geschiedenen Emily aus ihren kristallinen Tiefen zu ihm spreche. Der Knabe hatte auch ihr ruhiges und sanftes Temperament geerbt, gepaart mit einer Festigkeit, die zuweilen sogar in Eigensinn ausartete. In der Jugend war Henry schwächlich; als er aber älter wurde, stand er weder an Körperkraft, noch geistiger Befähigung seinem Bruder nach.

Viele reiche und gebildete Familien wohnten in der Nachbarschaft

von Fontains und die beiden Brüder kamen frühzeitig in einen Kreis von jungen Cousinen, wodurch sie jenen Schliff und jene Leichtigkeit des Benehmens erlangten, welche nur durch den Umgang mit gebildeter weiblicher Gesellschaft dem rauheren Geschlecht verliehen werden kann. Das Schloß Fontains selbst war oft der Schauplatz von Lustbarkeiten, denn als die erste Bitterkeit seines Schmerzes vorüber war, hatte der Oberst seinen zahlreichen Freunden und Verwandten seine gastlichen Thüren wieder geöffnet und sie mit alter Yorkshirer Gastfreundschaft bewirthet.

Im Alter von siebzehn und neunzehn Jahren konnte man keine hübscheren Jünglinge finden als Claude und Henry Fontaine. Ein Hofmeister bereitete sie für die Universität vor und dann wurden sie nach Oxford gesendet.

Hier zeichneten sich beide Brüder aus, aber zur Ueberraschung ihrer Freunde trug der jüngere, der für weniger begabt galt, aber fleißiger war, als der glänzende Claude, die höheren Preise davon. Beide hatten stets eine lebhaftige Zuneigung zu einander an den Tag gelegt; aber bei dieser Gelegenheit wurde Claude durch die ununterbrochenen Bemerkungen seiner Freunde und nach ihrer Heimkehr durch die Neckereien seiner Cousinen, der Töchter von Tom Berkeley, so gereizt und verstimmt, daß er einem Gefühle von Eifersucht Raum gab, welches noch bittere Früchte tragen sollte.

In seiner Jugend war Oberst Fontaine viel gereist und erhielt die Erziehung seiner Söhne für unvollendet, so lange ihr nicht durch dieses praktische Bildungsmittel die Krone ausgesetzt wäre. Er hatte zu diesem Zwecke eine Summe Geldes bei Seite gelegt und als die beiden Brüder die Universität absolvirt hatten, traten sie nach kurzem Aufenthalt im väterlichen Hause ihre Reise an. Claude stand jetzt in seinem dreiundzwanzigsten Jahre und sein Vater glaubte ihm ohne Bedenken die Aussicht über seinen Bruder anvertrauen zu können, und so verließen die beiden jungen Männer, reichlich mit Geld versehen, mit leichtem Herzen und voll froher Erwartungen die Heimath.

Sie setzten über den Canal und besuchten zuerst Paris. Hier in dieser glänzenden und fröhlichen Hauptstadt ging ihnen die Zeit fast

unmerklich dahin und nur schwer rissen sie sich von ihren Vergnügungen los, um den üblichen Osterfeierlichkeiten in Rom beizuwohnen.

In der Gesellschaft, mit der sie in Paris verkehrt hatten, war das Gefühl der Eifersucht, dessen wir erwähnt, eher gesteigert als vermindert worden, denn Claude fand, daß die Bewunderung, die er durch sein glänzendes und lebhaftes Wesen auf sich zog, Alles war, was er erringen konnte, während der ruhige und feingebildete Henry einen mächtigen Zauber an sich zu tragen schien, der ihm die tiefere Zuneigung derjenigen, mit denen er in Berührung kam sicherte. Claude sah, daß er Schmarotzer hatte, während Henry sich Freunde machte und er fühlte den Unterschied mitunter bitter genug, obschon er in der Tiefe seines Herzens dem Bruder auf den er eifersüchtig war, noch immer mit warmer Liebe anhing.

Die jungen Männer trafen noch rechtzeitig genug in Rom ein, um dem Miserere und der Beleuchtung der Peterskirche beiwohnen zu können. Die ewige Stadt war so mit Fremden überfüllt, daß die Brüder in den Gasthäusern kein Unterkommen mehr finden konnten. In dieser Verlegenheit waren sie sehr froh, als ihnen in der nördlichen Vorstadt bei einer in beschränkten Umständen lebenden Wittve eine Wohnung angeboten wurde. Die Familie der Signora Savelli bestand außer ihr aus einer Stieftochter von ihrem verstorbenen Gatten und ihrer eigenen Tochter, welche erst kürzlich das jungfräuliche Alter erreicht hatte.

Savella Savelli war ein reizendes Geschöpf, ein wahres Musterbild römischer Schönheit, und es dauerte nicht lange, so hatte ihr Zauber die Herzen der beiden Brüder für sich gewonnen. Sie gab dem jüngeren den Vorzug, wodurch der Stolz und die Eitelkeit des älteren aufs Tiefste verletzt wurde.

Savella war von Natur eine Kokette und trotz ihrer Jugend hatte sie bereits mehrere Liebhaber, die ihr Verhältniß zu den jungen Engländern mit eifersüchtigen Augen bewachten und mit dem heißen Blute der Südländer stets bereit waren, sich an dem glücklichen Nebenbuhler zu rächen.

Oberst Fontaine hatte die letzten Nachrichten von seinen Söhnen

unmittelbar vor ihrer Abreise nach Rom erhalten, dann aber waren Monate verflossen, ohne daß ihm die geringste Kunde von ihnen zugegangen wäre. Er schrieb an seine Freunde in Frankreich, vermochte aber auch von ihnen nichts in Erfahrung zu bringen und unfähig, die Ungewißheit länger zu ertragen, traf er Vorbereitungen, um sie selbst aufzusuchen.

Am Abend vor seiner beabsichtigten Abreise wurde indeß dem Oberst ein schwarz gerandeter und ebenso gesiegelter Brief von der Post überbracht. Mit zitternder Hand öffnete er ihn, überflog den verhängnisvollen Inhalt und stürzte bewußtlos zu Boden.

Er wurde wieder zu sich gebracht, aber der Schlag, den er erhalten, war ein tödtlicher und noch ehe vier Wochen vergingen, legte man ihn in die Familiengruft an die Seite seiner Gattin.

Der Brief, der diese Catastrophe herbei geführt hatte, war von Pisa datiert und mit zitternder Hand von Claude Fontaine geschrieben. Sein Inhalt lautete folgender Maßen:

»Vater! Ich hoffe, daß das Außere dieses Briefes Dich einiger Maßen für seinen traurigen Inhalt vorbereitet haben wird. Ich vermag Dir keinen Trost zu bieten, denn ich bin dessen selbst bedürftig. Henry ist todt, gemordet von der Hand eines eifersüchtigen Nebenbuhlers und ich — ich lebe, um Dir dieses zu schreiben, ich, der ihn selbst mit Aufopferung meines eigenen Lebens vor jedem Leid hätte bewahren sollen, denn ich wußte, daß er der Liebling Deines Herzens war.

Ich tadle Dich nicht, daß Du ihn am meisten liebtest, denn Du gewährtest auch mir das volle Maß Deiner Zuneigung und, o mein Vater! ich hatte es bisher selbst nicht gewußt, wie theuer er mir war, bis ich ihn in seinem Blute vor mir liegen sah.

Ich will es versuchen, ruhig genug zu sein, um Dir so viel von diesem schrecklichen Hergang zu erzählen, als ich selbst weiß, denn manche Umstände sind noch in ein peinliches Geheimniß gehüllt. Als wir in Rom anlangten, fanden wir die öffentlichen Gasthäuser so mit Besuchern überfüllt, daß wir froh waren, in dem Häuschen einer armen Wittve in der Vorstadt eine Zuflucht zu finden. Sie besaß eine junge Tochter von ausnehmender Schönheit,

eine leichtherzige Kokette, welche sich bald von den Bewunderern ihres eigenen Standes abwendete, um den leidenschaftlichen Schmeicheleien meines armen Bruders, der ganz von ihr bezaubert war, Gehör zu schenken.

Wir verlängerten unsern Aufenthalt in der Stadt. Ich fand ein besonderes Interesse an ihren Alterthümern und den damit verknüpften geschichtlichen Erinnerungen, während unser unglücklicher Henry in den verlockenden Schlingen dieses Mädchens lag. Ein eifersüchtiger Liebhaber lauerte ihm auf, überraschte ihn, während Savella an seiner Brust lehnte und versetzte ihm einen tödtlichen Dolchstich.

Ich kann nicht bei dem verweilen, was darauf folgte. Es kommt mir jetzt wie ein angstvoller Traum, zu schrecklich, zu herzerreißend vor, um es in Worten wiedergeben zu können. Ich, der über ihn hätte wachen, der ihn vor jeder Gefahr hätte beschützen sollen, ich —

O Gott, verzeihe mir! O Vater, fluche mir nicht, denn ich bin ohnedies elend genug.

Ich verließ die Stadt, verließ das unglückliche Mädchen, das diese furchtbare Katastrophe veranlaßt, in einem hitzigen Fieber, von dem es, so viel ich weiß, nicht mehr genesen ist.

Ich befinde mich jetzt in Pisa und von hier aus weiß ich nicht, wohin ich gehe, denn ich werde fortan ein Wanderer auf dem Angesichte der Erde sein.

Mit dieser Unterlassungssünde aus meiner Seele wage ich es nicht, Dir unter die Augen zu treten. Es kommt mir vor, als ob Henrys Blut laut gegen mich zum Himmel schreie und umsonst sage ich mir, daß ich nicht der Hüter meines Bruders war. Ich fühle nur zu tief, daß ich als der Aeltere die Pflicht gehabt, ihn vor allem Leid zu schützen, aber er ist dahin und mit ihm alles Glück meines Lebens.

Mein theurer Vater! Vergieb mir, daß ich Dich verlasse, aber ich kann mit dieser Bürde auf meiner Seele nicht zu Dir zurückkehren. Ich muß im Wandern von Land zu Land Vergessenheit suchen, bis sich mein Schmerz erschöpft und die Reue mich aus ihren Geierklauen losgelassen hat. Lebe wohl, mein geliebter Vater. Ich empfehle Dich dem Schutze Gottes, denn er allein vermag Dich

unter diesem schweren Schlage zu trösten und aufrecht zu erhalten.

Claude Fontaine.«

Als Oberst Fontaine nach Durchlesung dieses schrecklichen Briefs zusammensank, hielt er ihn so fest in der Hand, daß man ihn nicht wegnehmen konnte. Sobald er aber sein Bewußtsein wieder erlangt hatte, faltete er ihn zusammen, steckte ihn in die Brusttasche und ließ ihn bis zum Tage vor seinem Tode keinen Augenblick mehr von sich.

An diesem Tage ließ er Rauben Giles, seinen alten, treuen Diener zu sich kommen, gebot ihm, die Thüre seines Zimmers zu verschließen und ihm ein eisernes Kistchen zu bringen, in welchem er seine Privatpapiere verwahrte. Dann stützte ihn Giles mit Kissen und setzte ein kleines tragbares Schreibpult vor ihm aus das Bett.

Mit zitternder Hand schrieb er einige Zeilen, schloß sie mit Claudes Brief in ein Couvert ein, versiegelte und adressierte es an seinen Sohn. Daraus legte er es in das eiserne Kästchen, das er ebenfalls verschloß und versiegelte. Den Schlüssel übergab er Giles mit dem Befehl, denselben Niemand anders als Claude Fontaine selbst nach seiner Rückkehr in die Heimath auszuhändigen. Im Falle er nicht zurückkehren würde, hatte der Oberst in seinem Testamente festgesetzt, daß der nächste Erbe das Kistchen öffne und den darin befindlichen Brief ungelesen verbrenne.

Das Kistchen wurde in das geheime Fach eines Schreibtisches gestellt, von dessen Dasein die Söhne des Obersts Kenntniß hatten. Giles erhielt auch den Auftrag, das Geheimniß dieses Verstecks eintretenden Falls dem nächsten Erben anzuzeigen, oder es auf seinem Todbette einer dritten zuverlässigen Person anzuvertrauen.

Einen kurzen Brief hatte der Oberst schon früher an seinen Sohn abgesendet, in welchem unter anderen folgende Stellen vorkamen.

»Kehre nach Hause zurück Claude, sobald es Dein Schmerz gestattet, denn Du hast hier mancherlei Pflichten zu erfüllen. Du hast hier viele hilflose Untergebene, welche während Deiner Abwesenheit der Gnade von Miethlingen anheimfallen.

»Nimm meinen Segen, Claude, ich gebe Dir ihn, selbst für den

Fall — — doch nein, ich kann dies nicht annehmen — es ist zu schrecklich. Lasse der Reue ihren freien Lauf und dann komme zu mir in das Land, in das ich Dir vorausgehe.«

Als Oberst Fontaine seine letzten Angelegenheiten in Ordnung gebracht, lebte er noch vierundzwanzig Stunden und wenige Tage daraus wurde der gütige Herr und edelmüthige Freund unter allgemeiner Trauer zu seinem letzten Ruheplatz geleitet.

Zweites Capitel.

Zehn Jahre verflossen, ehe Claude Fontaine in sein Heimatland zurückkehrte. Das Gut wurde der Aufsicht eines Bevollmächtigten unterstellt mit dem strengen Befehle, daß die Verwaltung ganz so fortgeführt werde, wie sie unter seinem Vater bestanden hatte, die Geldmittel, die er bedurfte, wurden bei einem Bankhause in Paris angewiesen. Und eben dahin schickte sein Vetter Tom Berkeley alle Jahre einen Bericht über den Zustand des Gutes.

In langen Zwischenräumen trafen kurze Antworten ein, die aus Deutschland, Schweden, Norwegen und zuletzt aus Palästina datirt waren. Gleich dem wandernden Juden schien Claude Fontaine keine Ruhe zu haben. Auf seinen Befehl wurde das Haus zu seinem Empfang stets bereit gehalten, da es ihm jeden Augenblick beifallen konnte, in die Heimath zurückzukehren, und seit Jahren schon erwartete seine alte Amme, die fest zur Würde einer Haushälterin erhoben war, täglich die Rückkehr ihres geliebten jungen Herrn.

Giles hatte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen gerechtfertigt und gewissenhaft das Geheimniß bewahrt, das ihm sein verstorbener Herr auf dem Sterbebette übergeben.

An einem stürmischen Abende, während der Wind um das Haus heulte und der Regen von Zeit zu Zeit an die Fenster schlug, saßen die beiden alten Diener in einem Zimmer neben der Küche beisammen und plauderten von ihrem abwesenden Herrn. Ein loderndes Feuer brannte im Kamin, denn der Abend war kalt, und vor dem Kamin stand ein Tisch mit zwei Gedecken.

Nach einer langen Pause des Schweigens sagte Giles:

»Ja, Aggy, es ist, wie Du sagst, eine lange Zeit, seit Master Claude in die Fremde gereist ist, aber eine Ahnung sagt mir, daß er bald zurückkehren wird. Er kann vielleicht heute noch kommen, denn ich habe kürzlich von ihm geträumt. Hast Du heute ein Feuer in dem alten Wohnzimmer anzünden lassen?«

»Du weißt recht gut, daß ich das niemals vergesse, denn ich

möchte nicht, daß mein Junge einen kalten Herd fände, wenn er nach so langer Abwesenheit zurückkehrte Habe ich nicht immer ein Feuer im Winter und Blumen im Sommer in diesem Zimmer bereit gehalten. Laß nur Master Claude kommen und er wird finden, daß ich ihn nicht vergessen habe. Es ist sonderbar, daß ich ebenfalls von dem Knaben geträumt habe; aber er ist jetzt kein Knabe mehr. Er ist — laß mich sehen — er ist jetzt dreiunddreißig Jahre alt und noch hat sich keine Gebieterin für den alten Platz gefunden.«

»Woher weißt Du das? Muster Claude mag sich verheirathet haben, ohne daß wir etwas davon erfuhren, denn selbst Mr. Berkeley erfährt nichts von seinen Privatangelegenheiten.«

»Sei kein Narr, Giles. Wenn mein Junge geheirathet hätte, glaubst Du nicht, daß er seiner alten Amme, die ihn in ihren Armen hielt, als er noch ein kleines Kind war, und seinen armen ermordeten Bruder von seiner sterbenden Mutter genommen und beide wie meine eigenen Kinder gehalten, ein Wort davon hätte zukommen lassen?«

»Sprich nicht von ihm, Aggy. Es überläuft mich kalt, wenn ich von ihm höre, denn ich habe sonderbare Gedanken über diese Sache gehabt. Ich sage sie aber keiner sterblichen Seele, selbst wenn man mich mit wilden Pferden in Stücke risse.«

»Wer wird auch nach Deinen Narrheiten fragen, Du alter blinder Maulwurf,« erwiderte Aggy zornig. »Wenn Deine Gedanken gegen Einen von dem alten Blute gehen, so thust Du besser daran, sie nicht auszusprechen, wo ich sie hören kann. Wenn Du auch mein Mann bist, so sollst Du doch nichts Schlimmes von Miß Emilys Kind sprechen, wenn ich in der Nähe bin.«

»Als ob ich es könnte,« sagte er vorwurfsvoll. »Ist nicht die Ehre der Familie mir eben so theuer als Dir?«

Darauf fuhr die alte Frau noch zorniger empor.

»Wer wagt es, so davon zu reden, als ob sie besudelt wäre? Du schwatzest, als ob Du etwas gegen meinen herrlichen Jungen wüßtest. Was für eine unbegreifliche Narrheit ist denn in Deinen alten Schädel gefahren, Giles?«

Ihr Mann war im Begriff, darauf zu antworten, als das Geräusch von Wagenrädern aus dem gefrorenen Boden draußen sich

vernehmen ließ. Sie schlug die Hände zusammen und sprang mit dem Ausrufe auf:

»Er ist gekommen! Ich weiß es. Ein Etwas sagt es mir, daß mein Kind in der Nähe ist.«

Giles nahm die Lampe vom Tisch, eilte aus dem Zimmer durch den großen Vorplatz und öffnete die Hauptthüre, an welcher mehrere laute und gebieterische Schläge vernommen worden waren.

Aggy folgte ihm auf dem Fuße, und mit weit geöffneten Augen starrte sie die Gestalt an. Offenbar war sie in Zweifel, ob dies der lang erwartete Gebieter des Schlosses sein könne.

Ein großer, stattlicher Mann, in einen Pelzmantel gehüllt und die Kappe in die Stirne gedrückt, hielt an der Hand ein Kind, dessen schönes, verständiges Gesicht unter dem Scharlachhute hervorblickte, dessen Gestalt aber so in Pelzwerk eingebaut war, daß man sich von ihrer Größe keinen rechten Begriff machen konnte. Mit einem Ausdruck lebhafter Enttäuschung sagte Giles:

»Treten Sie ein, Sir, die Herrschaft ist nicht anwesend, aber wir haben Befehl, keinem respectablen fremden Reisenden die Aufnahme in dein alten Hause zu verweigern, obschon es sich in dieser abgelegenen Gegend nur selten trifft, daß wir solche zu sehen bekommen.«

Eine tiefe, volle Stimme, die ein wenig zitterte gab zur Antwort:

»So — ich bin in mein Haus zurückgekommen und sie kennen mich nicht. Giles, Amme, ich bin es, Euer lang abwesender Gebieter.«

Mit einem Freudenschrei stürzte sieh die Frau zu seinen Füßen, ergriff seine ausgestreckte Hand und drückte sie leidenschaftlich an ihre Lippen.

Mit stummer Bewegung hob Claude Fontaine die Frau auf und reichte dem treuen Paare die Hand. Daraus gab er Giles den Befehl, für den Postillon der ihn gefahren, und für seine Pferde Sorge zu tragen.

Giles ging mit dem Mann in den Stall, während Claude Fontaine die Thüre schloß und den Weg nach dem alten Familienwohzimmer

einschlug, seine kleine Begleiterin an der Hand führend. Als er im Begriff war, die Thüre zu öffnen, sagte er:

»Wir werden es wahrscheinlich hier kalt finden, aber wir können unsere Pelze anbehalten, bis Feuer angezündet ist.«

Aggy lachte still in sich hinein, und die sichtbare Ueberraschung ihres Gebieters, als er in das angenehm erwärmte und reich möblierte Gemach trat, machte ihr unendliche Freude.

»Halte ich Ihre Rückkehr nicht diese lange Jahre hindurch erwartet?« fragte sie freudig. »Und war ich nicht entschlossen, mich nicht unvorbereitet überraschen zu lassen? Das Feuer wurde jeden Tag angezündet, wenn es kalt war, und jetzt, da Sie gekommen sind, möchte mein altes Herz vor Freude bersten.«

Während sie dieses sprach, drehte sie den Docht der großen Lampe auf dem Tisch in die Höhe und ihr glänzendes Licht beleuchtet jeden Winkel des Gemachs.

Claude Fontaine blickte umher und seufzte tief. Dann setzte er das Kind in einen großen gepolsterten Stuhl und schob ihn vor das Feuer.

Aggy legte frisches Holz nach, während ihr Gebieter, immer noch in seinem Reiseanzug, auf- und abging. Als das Feuer hell brannte, wendete sich die alte Frau an ihren Gebieter und sagte ehrerbietig und mit einem Zittern in der Stimme, das den Hörer ergriff:

»Will mein Knabe nicht seiner alten Amme das Gesicht zeigen, nach dem sie sich so viele Jahre gesehnt hat?«

Claude Fontaine unterbrach seinen raschen Gang und blieb vor ihr stehen und sagte mit traurigem Nachdruck:

»Du wirst erschrecken Aggy, über den abgelebten und vorzeitig gealterten Mann, den Du vor Dir siehst. Du wirft wenige Spuren mehr von dem fröhlichen Jüngling finden, der Dich in der Blüthezeit der Jugend und des Glücks verlassen hat.«

Mit einer plötzlichen Bewegung warf er Oberrock und Kappe ab und seine hohe Gestalt stand in dem vollen Lichtschein der Lampe da. Die Frau stieß einen schritten Schrei aus und machte eine Bewegung, als ob sie die Augen bedecken wollte, um die

Verwüstung nicht zu sehen, welche die Zeit an dem herrlichen Jünglinge, wie er ihrem Gedächtnisse vorschwebte, angerichtet hatte.

Seine Gestalt war noch immer kräftig und elastisch, aber auf seinem Gesichte waren die Spuren eines schweren Leidens tief und unauslöschlich eingegraben. Sein Haar, das über seine breite Stirn herabfiel, war weiß wie frisch gefallener Schnee. Ein Nebel verdunkelte einen Augenblick seine Sehkraft und er konnte nicht die gehörige Festigkeit der Stimme gewinnen, um zu sprechen. Endlich aber sagte er in tiefem traurigem Tone:

»Ich habe es Dir vorher gesagt und doch bist Du erschrocken. Kannst Du noch eine Spur von dem, was ich einst war, an mir entdecken?

»Ich sehe die stattliche Gestalt des alten Herrn, wie er aussah, als er meine junge Gebieterin heirathete. Ich sehe die blitzenden Augen der Fontaines und ich höre die Stimme, die mich aus dem Todesschlaf erwecken würde, wenn sie mir in die Ohren tönte, aber, oh, Sie sind vor der Zeit alt geworden. Im Frühling Ihres Lebens stehen Sie in der Halle Ihrer Väter mit dem Schnee von siebenzig Jahren auf dem Haupte. O, woher kommt dies, mein Knabe, woher kommt dies?«

Claude Fontaine wendete sich mit einem Gefühle von Erstickung in seiner Kehle ab und machte mehrere Gänge durch das Zimmer, ehe er Selbstbeherrschung genug gewann um zu antworten. Endlich sagte er in heiserem Tone:

»Ich habe gesündigt und gelitten. Ich trage die Zeichen und Spuren des feurigen Ofens an mir, durch den ich gegangen.«

»Der Herr prüft die Seinigen und Sie sind von der Sünde gereinigt nach seinem Versprechen,« sagte die Frau andächtig.

Gesegnete Versicherung die von treuen Lippen kommt,« rief er, die gefalteten Hände über seinem Haupte erhebend, in einem Tone, den Aggy bis zu ihrer Todesstunde nicht vergaß.

»Wenn ich mir daran glauben könnte! Wenn ich nur für meine wunde Seele Balsam in Gilead finden könnte. Gott weiß es, daß ich im Staube vor ihm kriechen und solche Buße thun würde, wie sie

noch kein Mensch gethan. Aber es soll nicht sein, es soll nicht sein!«

Ja seinem leidenschaftlichen Schmerze schien er ganz zu vergessen, zu wem er sprach. Die alte Frau trat zitternd vor ihn hin und seine Hand berührend, sagte sie in weichem Tone:

»Seien auch Eure Sünden roth wie Scharlach — Sie kennen das Uebrige, Master Claude.«

»Ja, ja, es ist meine letzte Hoffnung, meine letzte Hoffnung, um mich zu retten vom —«

Er hielt plötzlich inne, drückte Aggys Hand, die noch immer auf seinem Arme ruhte und sagte, zu dein Kinde gewendet, in verändertem Tone:

»Mein kleines Mädchen hat seit Mittag nichts gegessen, es muß vor Hunger sterben. Setze uns vor, was Du im Hause hast und Sorge dafür, daß dem Postillon nichts fehlt.«

Diesem Befehle gehorchend, verließ die Haushälterin das Zimmer, nachdem sie einen scharfen Blick nach dem Kinde geworfen das unbeweglich in dem Stuhle saß, in den es der Hausherr gesetzt hatte; als er aber näher trat und der Kleinen ins Gesicht blickte, sah er, daß ihr Thränen die Wangen hinunterliefen.

Drittes Capitel.

Sich zu ihr niederbeugend sprach Fontaine in zärtlichem Tone.

»Isola, mein Herzchen, thut es Dir leid, daß Du das Ende Deiner Reise erreicht hast?«

»O nein, ich bin so froh« so froh, hier bei Ihnen zu sein, um immer bei Ihnen zu bleiben, wie Sie mir versprochen haben. Aber Sie sind nicht glücklich, Sie sind nicht froh, wieder in Ihrem eigenen Hause zu sein, und sie blickte mit einem ernstern Ausdruck in ihren großen schwarzen Augen zu ihm auf.

Fontaines Gesicht erheiterte sich, ein gutmüthiges Lächeln trat auf seine schön geformten Lippen und er sagte in freundlichem Tone:

»Ich werde hier bei Dir besser und glücklicher werden, wenn Du mit mir plauderst, meine kleine Isola. Aber es giebt hier so Manches, was Du nicht begreifen kannst, wodurch bei meiner Rückkehr bittere Erinnerungen in mir erweckt werden. Ich habe meinen Vater hier zurückgelassen, einen großen und edlen Mann, und er ist nicht mehr hier, mich zu bewillkommen. Wische Deine Thränen ab, mein Herzenskind und laß Dir diesen lästigen Mantel abnehmen.«

Er stellte sie auf den Boden, entfernte das Pelzwerk von ihrer schlanken kindlichen Gestalt und nahm den Hut von ihrem glänzenden schwarzen Haare, das in Locken auf ihre Stirn und Schläfe niederfiel. Die Farbe ihres Gesichts war ein blasses Olivenbraun, dagegen hatten ihre Züge eine vollendet regelmäßige, feine und edle Bildung Ihre Augen waren groß, glänzend und veränderlich in ihrer Farbe, bald von dunklem Blau, bald von tiefem Schwarz. Isola war, ohne gerade schön zu sein, ein Kind von auffallender Erscheinung. In ihrem Gesichte lag ungemein viel Ausdruck, durch den sie zuerst die Zuneigung ihres Beschützers auf sich gezogen hatte.

»Allein, allein!« hallte es seit dem Tode seines Bruders immer in seiner Seele wieder, bis er dieses arme verlassene Kind auf seinem Pfade fand und es an sein Herz drückte, denn durch irgend eine

geheimnißvolle magnetische Kraft konnte Isola ihn beruhigen, wenn noch so ungestüme Erinnerungen sein ruheloses Gemüth bewegten.

Fontaine setzte sich, nahm das Kind auf seine Kniee und sagte zärtlich:

»Ich heiße Dich in Deiner künftigen Heimath willkommen, Isola. Hier wirst Du, wie ich hoffe, glücklich sein und hier werden Dir alle jene Vorzüge zu Theil werden, die meine eigene Tochter genießen würde. In der That, mein Kind, habe ich Dich auch als solche angenommen.«

»So werden Sie mich also nicht mehr von Ihnen wegschicken?« fragte sie eifrig. »Sie wollen mich immer bei sich behalten?«

»Ja, soweit es sich mit Deinem eigenen Besten vereinbaren läßt. Auch für Deine Erziehung muß gesorgt werden. Meine Tochter muß eine ihrem Stande angemessene Bildung erhalten und dazu bietet sich in diesem abgeschlossenen Thale wenig Gelegenheit. Wenn ich aber genöthigt bin, Dich von hier wegzusenden, so sollst Du mich öfters sehen, als zur Zeit, wo Du in dem französischen Institut warst. Das verspreche ich Dir.«

Die Kleine blickte ihn traurig an und sagte:

»Ich möchte lieber immer, immer bei Ihnen bleiben. Sie werden so einsam ohne mich sein. Sie können mich lehren, was Sie selbst wissen und das wird genug für mich sein, oder können wir eine Gouvernante halten?«

Er drückte sie zärtlich an sein Herz und antwortete:

»Ja, ja, Du sprichst wahr. Ich bedarf Deiner, meine kleine Trösterin, denn Du kamst zu mir in der dunkelsten Stunde meines Lebens, mir, wie ich fest glaube, vom Himmel gesendet und das Bewußtsein, daß ich eine menschliche Seele von Sünden und Leiden gerettet, die wahrscheinlich ihr Loos gewesen sein würden, wenn ich sie nicht gefunden, giebt mir die Hoffnung, daß ich nicht ganz von Gott verlassen bin.«

Die Kleine schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn zärtlich. Solche Beweise ihrer kindlichen Zuneignng kamen bei ihr selten vor, denn sie war von Natur schüchtern und scheu, obschon ihr Verstand weit über ihre Jahre hinaus entwickelt war. Dann lehnte

sie ihren Kopf an seine breite Brust und sagte sanft:

»Wenn ich Ihre Trösterin bin, so muß ich auch immer bei Ihnen bleiben Gott hat mich Ihnen gesendet und deshalb hat er Sie nicht verlassen. Sie sind gut und freundlich, weshalb sollte er Sie verlassen?«

Ein krampfhaftes Zucken überflog sein Gesicht bei dieser Frage. Er stellte das Kind auf den Boden und begann wieder unruhig auf und ab zu gehen.

Die Kleine sah ihn einige Augenblicke traurig an, dann sank sie vor dem Stuhle auf die Kniee und sagte mit unschuldiger Einfalt:

»Ich will für Sie beten.«

Sie legte die Hände zusammen, neigte das Haupt und bewegte die Lippen, obschon kein Laut daraus hervorging. Fontaine blieb stehen und betrachtete die betende Gestalt mit feuchten Blicken. Als das Kind wieder emporblickte, hob er es auf und sagte mit bewegter Stimme:

»Ich danke Dir, meine kleine Trösterin, Du hast mir wohl gethan. Weißt Du auch, Isola, daß Du ganz verschieden bist von andern Kindern, die ich gesehen habe? Du handelst ganz nach Deinen eigenen Eingebungen, ohne daran zu denken, was Andere davon halten mögen.«

»Wenn dies nicht recht ist,« sagte sie ernsthaft, »so will ich mich bestreben, es anders zu machen.«

»O nein, mein liebes Kind, in Deinem Falle liegt nichts Unrechtes darin, denn alle Deine Eingebungen sind gut und edel. Versuche nicht, anders zu werden als Du bist und ich werde Dich stets für das liebenswürdigste Kind halten.«

Ihr ausdrucksvolles Gesicht heiterte sich auf, aber ihre Antwort wurde durch Aggys Eintritt, welche das Theegeschirr brachte, abgeschnitten.

Der in der Mitte des Zimmers stehende Tisch wurde an den Kamin geschoben, ein schneeweißes Tuch darüber ausgebreitet und das lange außer Gebrauch gewesene seine Porzellan darauf gesetzt. Giles folgte seiner Frau und trug ein paar köstlich gebratene Hühner

auf, welche Fontaine mit erstaunten Blicken betrachtete.

»Wahrlich, Aggy,« sagte er lächelnd, »Du mußt hexen können, daß Du uns in so kurzer Zeit ein solches Mahl vorsetzen kannst.«

Giles nahm seiner Frau, welche eben ihr Vergnügen über dies Compliment ausdrücken wollte, die Antwort aus dem Munde.

»Die Sache ist die, Master Claude,« sagte er, »daß wir im Begriff waren, ein kleines Privatfest zu feiern und daß die Hühner sich bereits auf dem Feuer befanden, als Sie ankamen.«

»Vielen Dank dafür, daß Ihr uns Euer Essen überlassen habt. Es wird mir und dieser kleinen Dame hier sehr gut schmecken.«

Die alte Haushälterin hatte mittler Weile bald das Gesicht des Kindes, bald das ihres Herrn betrachtet, als ob sie bemüht wäre, irgend eine Aehnlichkeit wischen beiden aufzufinden. Sie schüttelte aber zweifelhaft den Kopf und murmelte:

»Es nützt nichts. Ich kann auf diesem Wege nichts herausbringen und er hat mir nichts über dieses Kind gesagt. Wenn Alles in Ordnung wäre, so hätte er gewiß nicht so lange gegen mich geschwiegen.«

Fontaines Blick fiel auf ihr verlegenes Gesicht und er schien zu ahnen, was ihr durch den Sinn ging, denn er sagte plötzlich:

»Ich habe vergessen, Euch meine angenommene Tochter vorzustellen. Ihr Name ist Isola und ich wünsche, dass sie in jeder Beziehung so behandelt werden soll, wie mein eigenes Kind.«

»So ist sie es also nicht?« fragte die Frau schnell.

»Nein; ich wünschte, sie wäre es. Sie ist nur mein durch die Zuneigung, die ich für sie hege. Ich hoffe, daß Du eben so freundlich gegen sie sein wirst, wie Du einst gegen mich und meinen —«

Er hielt plötzlich, wie von einer unangenehmen Erinnerung ergriffen, inne und fügte dann bei:

»Sei so liebevoll gegen sie, wie Du einst gegen mich warst und Isola wird Dich ebenfalls lieb haben.«

Isola reichte ihr die Hand. Aggy ergriff sie und machte große Augen, als sie dieselbe näher betrachtete.

»Master Claude« sagte sie, ihren Herrn forschend anblickend,

»sind Sie auch gewiß, daß dieses Kind nicht von Ihrem Blute ist? Sehen Sie nur her —« und sie hielt ihm die Hand der Kleinen hin.

Seine klaren Augen begegneten den ihrigen und es lag eine gewisse Strenge in ihrem Ausdruck als er zur Antwort gab:

»Das Kind ist nicht von meinem Geschlechte. Habe ich es Dir nicht gesagt, daß Isola meine Adoptiv-Tochter ist? Weshalb zweifelst Du an meinem Worte?«

»Ich zweifle nicht daran, nein, das thue ich nicht, denn das Wort der Fontaines ist so gut wie alles Gold in der Welt. Ich habe aber geglaubt, Sie wollten sich einen Scherz mit der alten Frau machen, um zu sehen, ob sie den alten Stamm noch erkenne. Ich glaubte, die Täuschung durchschaut zu haben, denn die Hand dieses Kindes gleicht der meiner Gebieterin auf ein Haar und von der Erbin der Berkeley's sagte man, daß sie die schönsten Hände besitze, die man jemals in diesem Theile des Landes gesehen habe.«

Fontaine nahm die rosige Hand in seine eigene und sagte:

»Isola hat eine vollendet schöne Hand, wie sie meine Mutter gehabt haben soll; aber das ist nichts Ungewöhnliches unter Leuten von edler Abkunft. Daß sie aber von guter Familie ist, daran zweifle ich nicht, obschon ich nicht den geringsten Aufschluß darüber besitze, wem sie angehört. Sie ist jetzt mein und wenn sie mein eigenes Kind wäre, so könnte ich sie kaum mehr lieben.«

Aggy sagte nichts mehr, sondern stellte sich ruhig hinter den Stuhl ihres Herrn, es ihrem Gatten überlassend, die Aufwartung bei Tischen besorgen. Während des Mahls stellte Fontaine allerlei Fragen über die Nachbarschaft und den Zustand der Grundstücke an den alten Diener. Aus Giles, Antworten entnahm er, daß die letzteren sich noch eben so gut befanden wie früher, daß aber in der Umgegend mancherlei Veränderungen stattgefunden hatten. Die Berkeley's »im Thale« blühten noch immer in Frieden und Wohlstand, aber die Eppes von Dunlorn waren in Abwesen gerathen, die Familienglieder hatten sich zerstreut und das Gut war von einem Herrn Namens Vane gekauft worden.

»Ein artiger Gentleman,« setzte Giles hinzu, »der nach Art des Adels im Lande ein offenes Haus hält.«

»Es thut mir leid zu vernehmen, daß eine von den alten Familien zu Grunde gerichtet ist; aber da der neue Besitzer des Guts, wie Du sagst, ein artiger Mann ist, so wird der Verlust für die Nachbarschaft nicht so groß sein,« sagte Fontaine, sich vom Tische erhebend.

Darauf sagte er zur Haushälterin: »Setze das Zimmer meines Vaters für mich in Stand. Ich wünsche nicht nach meiner früheren Wohnung zurückzukehren. Richte für Isola ein Bett her in meiner Nähe in der Bibliothek, denn sie wird sich in dem fremden Hause zu einsam fühlen, wenn sie zu weit von mir entfernt ist. Morgen wollen wir ihr unter den jungen Mädchen in der Nachbarschaft eine Kammerjungfer aussuchen, die dann in ihrem Zimmer schlafen kann.«

»Ich habe das Feuer bereits im Zimmer des Herrn anzünden lassen, weil ich mir dachte, daß Ihnen dasselbe lieber sein würde, als dasjenige, das Sie und Muster Henry —«

Fontaine erhob die Hand und sagte in strengem Tone:

»Rufe die Vergangenheit nicht zurück. Und laßt es Euch eins für allemal eingepägt sein, daß ich diesen Namen niemals mehr in meiner Gegenwart genannt wissen will. Er verursacht mir einen unaussprechlichen Schmerz. Laßt die schreckliche Vergangenheit ihre Todten begraben. Was geschehen ist, kann nicht mehr geändert oder ungeschehen gemacht werden.«

Hierauf nahm er seinen ruhelosen Gang durch das Zimmer wieder auf, während die beiden alten Diener nach Abräumung des Tisches sich in das Zimmer begaben, das so lange nicht benutzt worden war. Sie gingen mit einander, weil jedes von ihnen sich fürchtete, dasselbe zu dieser Stunde der Nacht allein zu betreten.

Ein lodernd-es Feuer brannte im Kamin und verbreitete eine angenehme Helle im Gemach, auf die schweren Bettvorhänge und den rothen türkischen Teppich sein rothes Licht werfend.

Aggy nahm die Lampe und ging in die Bibliothek, die sich in einem der Thürme befand, deren wir oben erwähnt haben. Zur Zeit der Mrs. Fontaine war das Gemach als Ankleidezimmer benützt worden, nach ihrem Tode aber hatte ihr Gatte seine Bücher und einige Lieblingsgemälde darin untergebracht. Es hatte eine achteckige

Gestalt und die Wände waren theils von Bücherschränken, theils von Fenstern eingenommen, die bis auf den Boden reichten.

Über ihnen hingen Familien-Portraits, der Vater, die Mutter und die beiden Söhne. Die letzteren waren gemalt worden, als sich die jungen Männer auf die Reise begaben, die ein so unglückliches Ende nahm.

Ein runder Tisch mit einer Lampe und einem Lehnstuhl davor nahm die Mitte des Zimmers ein und an einer der Wände stand ein breites Sopha, auf dem jetzt Aggy das Bettzeug ausbreitete, das sie mitgebracht hatte.

Giles stand daneben und stimmte seiner Frau bei, daß das Sopha breit genug sei für die schlanke Gestalt des kleinen Mädchens, welche das Lager einnehmen sollte.

Das Bett war bald hergerichtet und sie wollten sich gerade entfernen, als die Augen der Frau auf das Portrait von Henry Fontaine fielen.

»O Gott!« rief sie, was soll ich jetzt thun? Wenn Muster Claude hierher kommt und sieht, wie ihn das Gesicht seines Bruders von der Wand herab anstarrt, so begeht er vielleicht etwas Schreckliches. Der alte Oberst war so sanft wie ein Lamm, so lange man ihn in guter Laune ließ, wenn aber aus seinen Augen Blitze schossen, dann durfte man ihm aus dem Wege gehen und Muster Claude ist sein Ebenbild. Nach dem was er uns über seinen Bruder gesagt, kann ich dieses Bild nicht hier lassen.«

»So decke es zu,« sagte Giles, »ich wüßte nichts Anderes zu thun.«

Aggy würde etwas darauf entgegnet haben, aber sie erinnerte sich, daß sie über den Hausplatz gehen mußte, um zu einem Schranke zu gelangen und sie fürchtete, daß sie Giles nicht begleiten würde. Aber diese Besorgniß war unbegründet, denn Mann und Frau glaubten fest daran, daß der Geist ihres verstorbenen Gebieters in diesen Gemächern umgehe und Giles wäre um keinen Preis allein zurückgeblieben.

Der Schrank wurde ausgesucht und eine Garnitur rather Brokatvorhänge, welche seit dem Tode des Obersten dort

aufgehoben waren, daraus hervorgeholt. Da sie, von beträchtlicher Länge waren, so glaubte Aggy, daß sie, aber dem Portrait von Henry Fontaine befestigt, auch das Fenster decken würden. Für heute wollte sie nur eine aufhängen und die übrigen am folgenden Morgen.

Mit Hilfe einer Bibliothekleiter war das kleine Geschäft bald abgethan und die beiden Diener entfernten sich dann um ihrem Herrn und seinem Schützling in ihre Schlafzimmer zu leuchten.

Das kleine Mädchen war von der Reise ermüdet in dem großen Lehnstuhl eingeschlafen und Fontaine las in einer kleinen Bibel, welche von beständigem Gebrauche ganz abgenützt aussah.

Diesen Abend hatte er mit einem sonderbaren Gefühle von Aberglauben welches zuweilen uns Alle, wenigstens diejenigen, die mit Einbildungskraft begabt sind, ergreift, nach einem Zeichen gesucht, ob die Bürde, die seine Seele belastete, in der Stille seiner heimathlichen Wohnung von ihm genommen werde. Er öffnete deshalb seine Bibel und las den nächsten besten Vers, der ihm vor Augen kam. Er lautete:

»Die Rache ist mein, mein die Vergeltung.«

Das Buch entsank seiner zitternden Hand und es dauerte lange, bis er sich so weit ermannen konnte, sein gewohntes Abendcapitel aus der Bibel zu lesen.

Beim Eintritt der Haushälterin legte er das Buch weg, nahm das Kind sanft in die Arme und folgte Aggy nach seinem Zimmer. In der Bibliothek legte er die Kleine auf das für sie zubereitete Lager und überließ sie, ohne sich umzusehen der Sorge der alten Frau.

Das Gepäck war bereits hereingebracht und Aggy zog das schlafende Kind so vorsichtig aus, daß es nicht erwachte. Einige Augenblicke darauf wünschten die beiden Diener ihrem Herren eine herzliche gute Nacht, die er mit einem Händedruck erwiderte.

»Empfangt meinen Dank,« sagte er, »für die Sorgfalt, mit der ihr hier Alles während meiner Abwesenheit in Obhut genommen habt. Eure treuen Dienste sollen nicht vergessen, sie sollen belohnt werden.«

Als die Thüre sich hinter ihnen schloß, sagte Giles:

»Das heißt man wie ein wahrer Gentleman gesprochen. Aber, Aggy er hat ein so wundes Herz in seiner Brust, wie es jemals ein Mensch hatte.«

»Es mag sein, mag aber auch nicht sein,« sagte Aggy orakelmäßig. »Du willst nur Verdacht gegen meinen Jungen in mir erwecken ich werde aber allen deinen Anspielungen keinen Glauben schenken, sagte die alte Frau, mit erhöhter Würde umherschreitend. In ihrem Innern regten sich aber doch gewisse Zweifel, die sie nicht unterdrücken konnte.

Dieser Mann so jung an Jahren, so alt in feiner äußern Erscheinung, mußte irgend ein schreckliches Bewußtsein in sich tragen, das seine Jugend zerstört und sein Leben verzehrt hatte.

Was war es? Welches schreckliche Geheimniß lastete auf seinem Gemüthe, den Quell seines Daseins untergrabend und jede Hoffnung auf Glück vernichtend? Wer kann in die Tiefe eines menschlichen Herzens sehen und seinen Kummer aufdecken? Was auch der Grund seines Leidens sein mochte, er war nur Gott allein bekannt, denn Claude Fontaine war ein Mann, der sich selbst zu genügen glaubte und den Geier, der an seinem Herzen nagte, fest an seiner Brust gedrückt hielt.

Mehrere Stunden lang nach Entfernung der Diener ging Claude Fontaine in seinem Zimmer auf und ab, mit den Erinnerungen kämpfend, welche die Rückkehr in das Haus der Jugend in ihm erweckte. Endlich beugte er sein stattliches Haupt zum Gebet, dann suchte er die Stelle der heiligen Schrift auf, die seine alte Amme angeführt hatte und las mit einem Schimmer von Hoffnung: »Wenn Eure Sünden so roth wie Scharlach sind, so sollen sie weiß gemacht werden wie Schnee.« Er traute der Versicherung und ruhiger und hoffnungsvoller ging er in das Zimmer seines Schützlings, um zu sehen, ob das Kind gehörig versorgt sei. Das Licht der Lampe fiel auf das zarte seelenvolle Gesicht, auf das er mit der Zärtlichkeit einer Mutter niederblickte.

Er beugte sich über sie und küßte sanft ihre Stirne.

Die Kleine bewegte sich ein wenig und murmelte.

»Theurer Vater!« (diesen Namen gab ihm, wie er es gelehrt, das

Kind.)

Fontaine war eben im Begriffe, sich mit einem stillen Segen zu entfernen als sein Blick aus das Portrait seiner Mutter fiel. Er stutzte und blickte schnell nach den übrigen Wandschildern denn als er das elterliche Haus verließ, hingen diese Bilder in einem andern Zimmer. Er sah das gütige Gesicht seines Vaters, sein eigenes, so voll von Leben und Hoffnung, und dann drehte er sich um und suchte das Bild seines Bruders.

Der schützende Vorhang verbarg es; aber ein innerer Antrieb, den er nicht bemeistern konnte, nöthigte ihn die Bedeckung wegzuziehen. Das Licht fiel auf das Gesicht eines Jünglings von einundzwanzig Jahren dessen Stirn von braunen Locken umgeben war, und aus dessen tiefblauen Augen der sanfte und edle Charakter des Originals hervorleuchtete.

Fontaines Gesicht wurde bleich wie der Tod. Seine gefalteten Hände waren erhoben und aus seinem Herzen stieg ein wortloses Gebet auf. Mehrere Augenblicke war er so dagestanden und dann murmelte er:

»O verhängnisvoller Zufall, der meinen armen Heinrich dem Leben entriß. O allgütiger Vater sende Balsam in das zerknirschte Herz des Überlebenden. Ich bin so lange schon im Schatten dieses verhängnisvollen Ereignisses gewandelt, daß die Sühne gewiss vollbracht ist. Mein Bruder, bitte den Engel des Trostes, daß er hier in meinem eigenen Hause zu mir niedersteige.«

Seine Augen waren auf die des Portraits gerichtet, und in seiner Aufregung bildete er sich ein, daß sie ihren Ausdruck änderten, daß sie sanfter und zärtlicher als vorhin auf ihn blickten und ein Licht strahlte jetzt auf seinem Gesichte, das seit Jahren dort nicht mehr gesehen worden war. Fontaine verließ das Zimmer, und als er sich niederlegte, umfing den an Geist und Körper Ermüdeten ein gesegneter Schlaf.

Während er schläft, wollen wir erzählen wie Isola unter seinen Schutz kam.

Nach dem Tode seines Bruders war es Claude Fontaine unmöglich, sich lange an einem Orte aufzuhalten. Durch

beständigen Wechsel der Scene suchte er sein Gemüth von den bitteren Gedanken abzulenken, von denen es erfüllt war.

Als er den verhängnisvollen Bericht an seinen Vater abgesendet hatte, beauftragte er seinen Pariser Bankier, die für ihn eingehenden Briefe nach St. Petersburg zu senden, und trat den Weg nach Rußland an. Er durchreiste einen Theil dieses Reichs und erreichte die Hauptstadt ungefähr um dieselbe Zeit, wo seiner Berechnung nach die für ihn bestimmten Briefe eingetroffen sein mußten.

Er fand aber keine vor, und nachdem er mehrere Wochen gewartet hatte, trat er die Rückreise nach Deutschland an den Auftrag zurücklassend, seine Briefe an ein Berliner Bankhaus zu senden. Um diese Zeit befand er sich kaum bei ganz gesundem Verstande. In einem kleinen deutschen Städtchen wurde er von einer heftigen Krankheit ergriffen die ihn hilflos wie ein Kind machte.

Er war Wochen lang ganz besinnungslos, und als er wieder genas, hatte er alle Erinnerung an den Ort verloren wohin er seine Briefe beordert hatte. Geld konnte er noch immer durch das Pariser Haus ziehen. Auf Anrathen der Aerzte begab er sich zuerst nach Baden um dort die Bäder zu gebrauchen.

Fast zwei Jahre waren verflossen seit er keine sicheren Nachrichten mehr aus der Heimath erhalten hatte, aber die Theilnahmslosigkeit, die sich seiner bemächtigt hatte, ließ ihn gleichgültig darüber. Als die kalte Jahreszeit herannahte, verließ er Baden und wenige Tage darauf befand er sich in Berlin, wo er einen Theil des Winters zubringen wollte.

Als er dort bei dem oben erwähnten Bankhause vorsprach, wurde ihm ein Packet Briefe ausgehändigt, welche schon bereits länger als ein Jahr bei demselben lagen. Unter ihnen befand sich auch das letzte Schreiben seines Vaters und die Meldung von seinem Tode, die den Leidensbecher des unglücklichen Sohnes bis zum Ueberfließen füllte.

Eine zweite Krankheit warf ihn aufs Lager, von dem er mit weißen Haaren wie ein Mann in vorgerückten Jahren sich erhob. Ueber seine Wanderungen in den darauf folgenden Monaten hatte er nur dunkle Erinnerungen bewahrt. Um sich selbst, um dem nagenden

Schmerz, der jedes Trostes spottete, zu entfliehen eilte er von Ort zu Ort, an nichts Anderes, als an Veränderung denkend, die indeß die Last seines Kammers kaum auf einige kurze Augenblicke zu verringern vermochte.

Eines Tages, als er eine Fußreise in Tyrol unternahm, setzte er sich in einem malerischen Gebirgspaß nieder, um auszuruhen. Ein schrecklicher Sturm hatte einige Tage vorher in der Gegend gewüthet und die vor ihm liegende Straße, die sich an einem Abgrund hinzog, in dessen Tiefe ein angeschwollener Gebirgsstrom dahinbrauste, hatte allerlei Spuren seiner Heftigkeit aufzuweisen.

Wie er so da saß und theilnahmlos auf die Landschaft blickte, erschien ein Reisewagen auf der Höhe des Abhangs und begann sich langsam herunter zu bewegen. Die Straße war sehr steil und das ins Rollen gerathene Fuhrwerk stieß mit Heftigkeit an ein im Wege liegendes Hindernis -- ein Baum war an einem höchst gefährlichen Platze, wo ihn eine Biegung dem Blicke des Kutschers entzog, über die Straße gefallen — die Pferde scheuten, ließen sich nicht mehr halten und zum Schrecken des Zuschauers verlor der Wagen das Gleichgewicht und stürzte in den Abgrund. Etwas Weißes wurde in dem kritischen Augenblicke aus dem Schlage geworfen und mit athemloser Hast eilte der einsame Reisende an den Ort.

Das schwache Weinen eines Kindes schlug an sein Ohr und als er sich näher umschaute, entdeckte er den weißen Gegenstand, den man aus dem Wagen geworfen Er hatte sich in den Aesten eines niedrigen Tannengebüsches gefangen und Fontaine nahm das kleine Geschöpf, das so wunderbar durch die Geistesgegenwart Derjenigen die wahrscheinlich seine Mutter war, gerettet worden in seine Arme.

Der Wagen war in den brausenden Strom gestürzt und wurde von demselben fortgerissen. Die Unglücklichen die sich darin befanden gingen einem sicheren Tode entgegen. An Hilfe war in dieser einsamen meilenweit von allen menschlichen Wohnungen entfernten Gegend nicht zu denken.

Tiefes Mitleid erfüllte das Herz von Claude Fontaine, als er auf das

schwache hilflose Wesen blickte, das seiner Obsorge anheim gefallen. Die Kleine hörte auf zu weinen als ihre Augen den seinigen begegneten und die kleinen Hände nach ihm ausstreckend, lispelte sie die ersten Worte, die man sie gelehrt, »Mutter,« »Vater,« und zu seiner Ueberraschung in englischer Sprache.

Das Herz des einsamen Wanderers wurde dadurch gerührt und in demselben Augenblicke war auch der Beschluß gefaßt, das arme Geschöpf, das eine höhere Fügung ihm in den Weg geworfen zu behalten. Er trug es in das nächste Dorf, wo er es der Pflege einer alten Frau übergab. Seine Zuneigung zu dem Kinde, das sich bald mit liebender Zärtlichkeit an ihn schmiegte, wurde mit jedem Tage größer und bald fühlte er, daß sein Leben nicht mehr so vereinsamt sei, als es in der letzten Zeit gewesen war.

Da Fontaine beschlossen hatte, das kleine Mädchen zu adoptiren — die oberflächlichen Nachforschungen die er nach seinen Eltern angestellt, waren erfolglos geblieben — so wünschte er, daß es zuerst seine eigene Sprache erlerne und dies bestimmte ihn es bei einer in Frankreich lebenden englischen Familie unterzubringen. Zweimal in jedem Jahre besuchte er es und als es alt genug war, wurde es in ein Erziehungs-Institut gegeben.

Der Name, welchen Fontaine seiner Pflegebefohlenen beigelegt, bezog sich auf die verlassene Lage, in der er sie gefunden und die kleine Isola vergalt ihm die Liebe, die er ihr zugewendet, mit reichlichen Zinsen Ihre ungekünstelten Liebkosungen hatten das trostlose Gefühl der Verzweiflung, das wie ein Alp auf ihm lastete, wenigstens theilweise verscheucht. Er hatte jetzt wieder etwas, dem er seine Zuneigung widmen konnte. Dieses so hilflose, so zärtliche Wesen gehörte ihm ganz an. Für ihn konnte es kein anderes häusliches Band geben, er durfte nicht daran denken einer Frau die Anmuthung zu machen sein trauriges Leben mit ihr zu theilen und so waren sich die Zwei, die das Schicksal so sonderbar zusammen geführt, Alles in Allem.

Nachdem er Viele Jahre herumgewandert war, faßte Fontaine den plötzlichen Entschluß, in sein Heimathland zurückzukehren. Mrs. Elmsly (von der später wieder die Rede sein wird) befreundete sich

während der Ueberfahrt mit Isola und ihrem Beschützer, der nach der Landung sogleich nach Fontains eilte.

Ueber die Abkunft Isolas hatte sich noch immer kein Ausschluß gefunden und es war der heißeste Wunsch ihres Adoptivvaters, dass niemals ein solcher zum Vorschein kommen möge. Sie hatte sich so fest um sein Herz gewunden daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, sie einem Anderen überlassen zu müssen.

Der folgende Morgen war hell und glänzend, die Wolken hatten sich zerstreut und Fontaine begrüßte den Sonnenschein der die Landschaft in seinen Strahlen badete, als ein Vorzeichen hellerer Tage. Als er in das Vorzimmer trat, fand er den Tisch für Zwei gedeckt und im Kamin ein helles Feuer. Aggy begrüßte ihn mit lächelndem Gesicht und ging dann, um Isola beim Ankleiden behilflich zu sein. Die Toilette des kleinen Mädchens war bald beendigt, aber Aggy konnte während derselben den Wunsch nicht unterdrücken von den eigenen Lippen der Kleinen etwas über ihr Schicksal zu erfahren. Sie fragte sie deshalb geschickt aus und obwohl Isola ihre Schüchternheit gegen sie noch nicht ganz abgelegt hatte, so gab sie doch offene einfache Antworten.

»Ich nenne Mr. Fontaine Vater,« sagte sie, »weil er es wünscht, aber ich bin nicht mit ihm verwandt. Meine Mama ist ertrunken und es gab Niemand, der für mich sorgte, denn er konnte nicht herausbringen wem ich angehörte. Ohne seine Güte würde ich ohne Heimath sein.«

»Gütiger Himmel! Du willst doch nicht sagen, daß Du Deinen eigenen Namen nicht kennst, kleine Miß?«

»Ich kenne den Namen nicht, den mir meine Mutter gegeben hat, aber ich liebe den mit dem mich Mr. Fontaine ruft. Ich bin jetzt sein Kind, und ich werde niemals Jemand halb so sehr lieben als ich ihn liebe.«

»Das ist recht, Kind. Master Claude wird Dein Vater sein und ich will Deine Wärterin sein wie ich die seinige war. Ich verpflegte ihn als er noch ein Kind war und ich hoffe mein Bestes auch für Dich zu thun denn Du siehst aus wie eine kleine Königin und bist lieb und hübsch genug, um eine von seinem alten Blute sein zu können.«

Ein ernstes Lächeln spielte um die Lippen des Kindes, als es der alten Frau seine Hand hinhielt.

»Ich danke Ihnen,« sagte es. »Ich werde sehr dankbar für Ihre Güte sein. Der Vater hat mir von Ihnen und Ihrem Manne erzählt, ehe wir hierher kamen, wie treu Sie Beide seiner Familie gedient und wie gütig Sie gegen ihn waren als er noch ein kleiner Knabe war ohne eine Mutter, die für ihn Sorge tragen konnte.«

»Hat Master Claude das wirklich gesagt? Ich bin stolz darauf wie ein Pfau mit ausgebreitetem Schweife, dass er sich meiner erinnert und von mir mit seiner angenommenen Tochter gesprochen hat.«

»Ja, er hat oft von Ihnen gesprochen Ich bin jetzt ganz fertig, soll ich zu meinem Vater gehen?«

Als sie auf dem Wege in das Wohnzimmer durch den großen Saal gingen, fanden sie ihn von Leuten angefüllt, welche gekommen waren um ihren Grundherrschaft zu begrüßen.

Freundliche Gesichter drängten sich nach der Thüre des Wohnzimmers, unter der Fontaine stand und die rauhen Hände drückte, die ihm der Reihe nach dargereicht wurden. Aber auf den Lippen der ältern Personen erstarben fast die Worte des Willkommens, als sie die Veränderung sahen die in den letzten zehn Jahren über ihn gekommen.

Als sie ihn zum letzten Mal gesehen stand er in der Blüthe seiner Jugend und jetzt sahen sie nichts als eine Ruine von dem, was er früher gewesen wenn auch eine großartige und edle Ruine.

Die jungen Leute, welche er nicht kannte, würden ihm von den ältern vorgestellt und Giles führte nicht ohne Stolz seine Enkelin ein Mädchen von fünfzehn Jahren mit einem intelligenten Ausdruck im Gesichte, wie man ihn selten unter ihrer Klasse findet, seinem Herrn vor.

»Dies ist Celia, Sarahs Tochter, Master Claude, Sie werden sich vielleicht ihrer, als sie noch ein kleines Kind war, erinnern. Ich dachte, Sie würden sie vielleicht als Jungfer für die kleine Gebieterin nehmen.«

»Du hast mir und den Meinigen stets treu gedient, Giles, und ich nehme Deine Enkelin zur Bedienung meiner Tochter an. Da kommt

sie gerade.«

Aggy bahnte den Weg durch die Menge, welche den Saal füllte, und manche neugierige Blicke fielen auf die zarte Gestalt, die hinter ihr herging.

Fontaine nahm Isola bei der Hand und hob sie auf einen Tisch, der neben der Thüre stand. Dann wandte er sich zu den Leuten und sagte:

»Dieses kleine Mädchen ist meine angenommene Tochter und da ich niemals heirathen werde, so wird sie die Erbin meines Namens und Vermögens sein.«

Ausrufe mit Aeußerungen: »Gott segne das Kind, es sieht aus wie ein Bild,« wurden vernommen und gleich darauf entfernte sich die Menge. Celia die sehr stolz aussah, nahm ihren Stand hinter dem Stuhle ihrer neuen Herrin und bediente sie während des Frühstücks.

Als es beendet war, sagte Fontaine zu dem Kinde:

»Hier, liebe Isola sind Deine Schlüssel. Celia wird Deine Kleider auspacken und Du kannst dann mit ihr durch das Haus gehen und Dir das Zimmer auswählen das Dir am besten gefällt. Die beiden die wir in der vorigen Nacht inne gehabt haben nehme ich zu meinem Gebrauch, mit den übrigen magst Du es halten wie Du willst.«

»Ich werde das nächste bei Ihnen nehmen,« sagte sie lächelnd, »denn ich wünsche selbst im Schlafe nicht weit von Ihnen entfernt zu sein.«

Er strich ihr liebkosend über das glänzende Haar und entließ sie für jetzt. Darauf ertheilte er Giles den Befehl, einen Boten mit einem Billet, worin er Mr. Berkeley seine Ankunft meldete und den Wunsch ausdrückte, ihn so bald als möglich zu sehen nach »dem Thale« zu senden.

Der alte Mann entfernte sich, um den Befehl auszuführen kehrte aber sogleich wieder mit einem silbernen Teller in der Hand, worauf ein kleiner, zierlich gearbeiteter Schlüssel lag, zurück. Mit feierlichem Ausdruck im Gesicht und einer tiefen Verbeugung setzte er den Teller vor seinem Herrn nieder und sagte mit bewegter Stimme:

»Ich überliefere hiermit das Pfand das mir mein alter Herr

anvertraut hat, Mr. Claude. Er hat ein Papier in die Privat-Chatulle gelegt und mir befohlen den Schlüssel aufzubewahren, wenn Sie zurückkehren, wenn Sie aber nicht mehr zurückkämen, das Kästchen zu verbrennen.«

»Ein von meinem Vater an mich gerichtetes Papier, das mit solcher Sorgfalt verborgen ist!« rief Fontaine erstaunt und mit tiefer Bewegung in seiner Stimme.» Gieb mir den Schlüssel und laß mich allein Giles.«

Als der alte Diener sich entfernt hatte, stand Fontaine länger als zehn Minuten an das Camingesims gelehnt da, während seine breite Brust sich krampfhaft hob und sein Gesicht mit jedem Augenblick blässer wurde.

»Wird er mich anklagen?« murmelte er halb bewußtlos.

»Wird er mich des — bezichtigen? O Gott, laß dieses schreckliche Wort nicht über meine Lippen kommen. Laß mich die Vergangenheit begraben und ihre quälenden Erinnerungen vergessen. O, ich wollte, ich könnte es, aber es ist unmöglich. Der Geier der Reue nagt unablässig an meinem Herzen und er wird mich noch zum Wahnsinn treiben.«

Er schauderte in jeder Fiber seines Körpers und nur mit großer Anstrengung gelang es ihm sich für sein Vorhaben zu stählen. Erst als er wieder einigermaßen ruhiger geworden war, holte er das Kästchen aus seinem geheimen Versteck hervor, stellte es auf den Tisch und versperrte, um sich vor Störung sicher zu stellen die Thüre.

Viertes Capitel.

Mit kalten zitternden Händen schloß Fontaine die Chatulle auf. Paquete von alten Briefen durch die Zeit vergilbt und mit verschossenen Bändern zusammengebunden, begegneten seinem Blicke, und auf ihnen lag ein an ihn adressiertes Couvert. Er riß es auf und las die wenigen Zeilen die es enthielt. Sein Gesicht heiterte sich auf, die eiserne Hand, die sein Herz ergriffen zu haben schien ließ in ihrem erstickenden Drucke nach und ein Ausdruck von Dankbarkeit, fast von Freude, verklärte seine Züge.

»Edelmüthiger Vater,« rief er aus. »Wollte Gott, ich wäre Deiner würdig gewesen. Er liebte mich, er vertraute mir bis zum letzten Augenblicke.«

Eine weitere Untersuchung der Chatulle ergab, daß die die Correspondenz zwischen Oberst Fontaine und seiner Gattin vor ihrer Verheirathung enthielt.

Fontaine las einige Briefe seiner Mutter und er war gerührt von der Zurückhaltung und Zartheit, mit der die wärmsten Gefühle der Zuneigung ausgedrückt waren.

Als er die Untersuchung beendet hatte, band er die Briefe wieder zusammen und legte sie an den früheren Ort, eben so das Schreiben seines Vaters. Dann verschloß er die Chatulle und brachte sie in das geheime Fach des Schrankes zurück, wo er sie gefunden hatte.

Er war kaum damit fertig, als sich Geräusch im Hofe vernehmen ließ, welches die Ankunft von Fremden verkündete. Fontaine schloß die Thüre auf, um Mr. Berkeley zu empfangen welcher ohne Zeitverlust nach Fontains gekommen war, als er die Nachricht von der Ankunft seines Besitzers erhalten hatte.

Ein behäbig und freundlich aussehender Mann von sechzig Jahren mit frischer Gesichtsfarbe und der Gestalt eines Herkules stand im Hausplatze. Sein Haar und Bart waren stark mit Grau untermischt, aber die weiße Farbe derselben harmonirte vortrefflich

mit dem offenherzigen Ausdruck seiner wohlwollenden Züge. Sein Anzug war ganz von grauer Farbe und weit und bequem, denn Mr. Berkeley haßte die Mode und bediente sich des Vorrechts seines Alters und Standes, sich so zu kleiden wie es ihm gefiel. Er näherte sich gerade der Thüre des Wohnzimmers, als Fontaine, sie öffnend, vor ihm stand. Die Hand, die er eben ausstrecken wollte, wurde plötzlich zurückgezogen.

»Entschuldigen Sie, Sir, aber ich wünsche Mr. Claude Fontaine zu sehen. Wo kann ich ihn finden?«

Ein melancholisches Lächeln kräuselte Fontaines Lippen und mit Wärme die Hand seines alten Freundes ergreifend sagte er:

»Sie kennen mich nicht, Cousin Tom? Aber wie sollten Sie auch da ich so verändert bin?«

Der alte Mann trat einen Schritt zurück und sah ihn ungläubig an.

»Sie, Sie, Claude Fontaine? Mit diesem Haare, weißer als mein eigenes? Mit diesem abgelebten Gesichte? Gott im Himmel, Junge, was kann Dich so verändert haben.«

»Zeit und Leiden denn ich habe Vieles erduldet, seit wir uns zum letzten Male gesehen haben.«

»Nach — nach dem Ereignisse, das Ihnen bekannt ist, war ich Monate lang krank. Als ich mich von meinem Siechbette erhob, war mein Haar theilweise weiß. Die Nachricht von dem Tode meines Vaters veränderte es so, wie Sie es sehen. Kommen Sie herein, Cousin Tom, und lassen Sie uns von alten Zeiten plaudern. Empfangen Sie meinen Dank für die Sorgfalt, mit der Sie meine Interessen während meiner Abwesenheit wahrgenommen haben.«

Mr. Berkeley folgte ihm mit nassen Augen ins Zimmer und setzte sich nieder.

Er hatte selbst in seiner Jugend Kummer gehabt, aber er vermochte nicht zu begreifen wie er einen Mann vor der Zeit alt machen konnte. Er hatte mit seinem Geschicke gekämpft und den Sieg davongetragen und der Abend seines Lebens war darum um so freundlichen Hier aber hatte er einen Mann vor sich, noch jung an Jahren jünger als sein eigener Sohn, einen Mann der von einem ausdauernden und energischen Geschlechte abstammte und dem

Unglücke, das ihn heimsuchte unterlegen war.

Fontaine sprach mit seiner unnachahmlichen Liebenswürdigkeit mit ihm über seine Familie, indem er sich über jede einzelne Persönlichkeit erkundigte und in wenigen Augenblicken legte sein Besucher seine erstaunte Miene ab und antwortete mit seiner gewöhnlichen Munterkeit.

»Lady Betty,« so nannte er gewöhnlich seine Frau, »ist eine ausdauernde Blume. Sie ist fast noch so hübsch, als ein dem Tage, wo ich sie geheirathet habe. George war bereits verheirathet, als Du von hier weggingst. Er hat zwei Kinder welche die Lieblinge meiner alten Tage sind, denn er lebt bei uns und hilft mir das Gut bewirthschaften. Sein Sohn ist dreizehn Jahre alt und seine Tochter, drei Jahre jünger, eine der liebenswürdigsten kleinen Hexen die man nur sehen kann.«

»Und wen hat meine Freundin Fanny geheirathet?«

»Tom Stuart, der mit Dir und Henry im College war. Du wirft Dich gewiß noch seiner erinnern. Er ist ein Advocat und hat eine schöne Praxis. Himmel! was fehlt Dir, Claude? Dein Gesicht erschreckt mich. Hast Du eine Herzenskrankheit weil Du Deine Hand so krampfhaft auf die Brust drückst?«

»Noch nicht,« erwiderte er mit Anstrengung, »aber manchmal fürchte ich, daß sich eine solche anspinnt. Die plötzliche Erwähnung dieses Namens verursachte mir einen Schmerz, der mich wie ein Dolchstich durchfuhr. Ich bitte Sie, in Zukunft nicht davon zu sprechen. Ich würde sehr gerne das Andenken an diese Tage in die bodenloseste Tiefe der Vergessenheit begraben.«

»Verzeihe mir, mein lieber Junge, ich habe gedankenlos gehandelt. Ich hätte daran denken sollen daß Dir solche Anspielungen peinlich sein müssen. Ich verspreche Dir, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Und nun laß uns von Dir selbst sprechen. Ich hoffe, daß Du in der Absicht zurückgekommen bist, um Dich in dem alten Platze häuslich niederzulassen und Dir eine Frau zu nehmen wie es jeder verständige Mann thun sollte.«

»Ich werde niemals heirathen,« sagte Fontaine ernst.

»Was? Hast Du die Absicht, in diesem großen alten Hause allein

zu leben? Das wäre ja zu selbstsüchtig und darf nicht gestattet werden. Ich werde Dir alle hübschen Mädchen in der Grafschaft auf den Hals hetzen. Der Erbe von Fontains muß einen Nachfolger hinterlassen um das große Gut zu übernehmen und für seine Grundholden Sorge zu tragen.«

»Ich habe bereits einen würdigen Nachfolger gefunden. Ich habe eine adoptirte Tochter, welche die Erbin meines Vermögens werden wird, d. h. alles dessen was ich rechtlich mein Eigenthum nennen kann. Den Antheil, der demjenigen zugefallen wäre, der nicht mehr ist, werde ich in seinem Namen zu einer wohlthätigen Stiftung verwenden.«

»Warum willst Du das thun, Claude? Du bist der gesetzliche Erbe. Aber selbst wenn Du das Vermögen theilen willst, wird immer noch genug übrig bleiben um daraus einen schönen Erbtheil zu machen. Der Knabe, der mir Dein Billet brachte, sagte etwas von einem Kinde, das Du mitgebracht und als künftige Gebieterin vorgestellt habest, aber ich hielt dies für ein Märchen.«

»Nein er hat die einfache Wahrheit gesprochen. Isola ist das Kind meiner Zuneigung und ihr werde ich Alles, was ich besitze, hinterlassen, und da ich nicht wünsche, daß irgend ein Geheimniß oder Mißverständniß in Betreff ihrer obwalte, so will ich Ihnen so gleich mittheilen auf welche Weise sie unter meinen Schutz kam und Sie können es zum Besten aller Klatschen in der Nachbarschaft weiter erzählen.«

Fontaine gab dann einen kurzen Umriß der Geschichte, welche wir oben bereits mitgetheilt haben. Als er damit zu Ende war, sagte Mr. Berkeley:

»Es war ein glücklicher Zufall für das arme Ding, daß Du Dich zur Zeit, wo das Unglück vorfiel, gerade am Platze befandest. Aber es bedünkt mir, Claude, daß es nicht ganz in der Ordnung ist, ein verlorenes Kind aufzulesen und es zur Vertreterin einer der ältesten Familien des Landes zu machen. Du weißt, ich habe große Achtung für gutes Blut und Dein Schützling mag vielleicht von gemeinen oder lasterhaften Eltern abstammen.«

Ein schwaches Lächeln überflog Fontaines Gesicht. Erkannte die

Vorurtheile seines alten Freundes und hatte solche Einwendungen von ihm erwartet. Er sagte:

»Der Stempel des Göttlichen läßt sich selten verkennen. Isola ist ein körperlich und geistig so begabtes Kind, daß sich ihre edle Abkunft nicht verkennen läßt. Sie werden dies selbst zugestehen, wenn Sie sie gesehen haben. Hätte ich mich gefunden daß sie ein plumpes oder gemeines Kind sei, so würde ich bloß für ihre Erziehung und Existenz Sorge getragen haben; so aber fühle ich, daß sie würdig sein wird, im Hause meiner Väter als dessen künftige Erbin zu regieren. Sie ist mir theurer als ich zu sagen vermag und ich bin dankbar dafür, daß ich sie in eine Stellung bringen kann wie sie ihr von Natur angewiesen war!

»Gut, gut, Jedermann hat seine Liebhaberei und Du bist in der Lage, der Deinigen nachzuhängen. Laß mich dieses Wunderkind sehen, damit ich mich mit eigenen Augen überzeugen kann, wie viel Deiner Einbildungskraft bei der Beschreibung dem Schützling zu gut zu halten ist.«

»Sie sollen es sehen und selbst urtheilen.«

Fontaine zog die Glocke, worauf sofort der alte Giles erschien.

»Sage meiner Tochter, Giles, sie solle hierher kommen, damit ich sie einem alten Freunde vorstellen kann.«

Wenige Augenblicke darauf trat Isola mit schüchterner Anmuth herein.

Sie trug ein rothes Merinokleid mit schwarzem Besatze und am Halse und den Aermeln mit weißen Spitzen garnirt. Ein schwarzes seidenes Schürzchen mit gestickten Taschen war um ihre schlanke Taille gebunden und ihr volles schwarzes Haar umgab in kurzen Locken ihren schön geformten Kopf.

Sie hatte jeden Winkel des Hauses untersucht und die Bewegung hatte eine ungewöhnliche Röthe aus ihre zarten Wangen hervorgerufen. Ihre Augen strahlten von lebhaftem Glanze und in diesem Augenblicke war sie ein höchst anziehendes Kind. Fontaine streckte seine Hand aus und sie trat mit einer Selbstbeherrschung näher, die seinen Gast überraschte.

»Isola, ich habe Dich rufen lassen, um Dich meinem ältesten und

besten Freunde, Herrn Berkeley vorzustellen. Gieb ihm die Hand, liebes Kind und sage ihm, daß Du glücklich bist, ihn in Fontains zu sehen.«

Mit kindlichem Vertrauen legte sie ihre Hand in die des alten Herrn und sagte:

»Es freut mich, Sie zu sehen Sir, und ich hoffe, daß Sie oft kommen werden, um meinen Vater zu besuchen«.

Mr. Berkeley zog sie an sich und küßte sie auf die Stirne.

»Das werde ich sicherlich thun,« sagte er, »und wir wollen Euch Beide auch bei uns »im Thale« haben, wo Du Spielkameraden von Deinem Alter finden wirst, mit denen Du rollen kannst.«

»Ich rolle nie,« sagte das kleine Mädchen ernst. »Meine Gouvernante hat es mir verboten; aber ich werde mich freuen, Ihre Kinder kennen zu lernen. Wie heißen sie?«

»Meine Enkel, nicht meine Kinder, Missy. Siehst Du nicht mein weißes Haar und mein altes Gesicht? Sie heißen George und Fanny. Wie gefallen Dir ihre Namen.«

»Fanny gefällt mir, aber George lautet nicht so schön als der meines Papa und auf dem Schiffe war ein Knabe der Eugen hieß. Dieser Name gefällt mir am besten.«

»Vielleicht weil Du den Träger bewundert hast. Aber George kann trotz seines Namens seinen Weg machen und Du wirst ihn eben so lieb haben wie seine Schwester, denn er ist ein hübscher Bursche.«

»Es kann sein,« sagte sie mit Einfachheit, »denn ich liebe Alles, was schön ist. Wollen Sie dieselben bald hierher bringen, um mich zu sehen?«

»Ja, recht bald, und wenn es Frühling wird, mußt Du ein kleines Pferdchen haben, um mit meinem jungen Volke über die Hügel zu streifen. Die Rosen werden sich dann für immer auf Deinen Wangen niederlassen meine kleine Lady.«

Ihre Augen glänzten und sie schlug die Hände zusammen.

»Das wird herrlich sein. Ich habe heute früh auf die Hügel geschaut und ich wünschte, ich könnte sie malen. Aber das Bild ist da,« auf ihre Stirne deutend, »und ich werde es niemals vergessen.

Das Sonnenlicht, wie es Gott gemacht hat, könnte ich doch nicht malen.«

»Beim Jupiter, eine Dichterin!« rief Mr. Berkeley auf seine Kniee klopfend, was er immer that, wenn ihn etwas freute. »Du hast Recht, Claude, das ist ein Kind von keinem gewöhnlichen Schlage. Es wird Dir zur Ehre und zum Trost gereichen.«

Fontaine zog das kleine Mädchen an sich, hielt seine Hand einen Augenblick und blickte ihm in die ausdrucksvollen Augen.

»Ich glaube es,« sagte er, »und nun, Isola, kannst Du zu Deinen Nachforschungen zurückkehren Mr. Berkeley und ich haben Geschäfte mit einander.«

Sie verneigte sich vor ihrem neuen Bekannten und glitt mit geräuschlosen Schritten aus dem Gemach. Als sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte, sagte Fontaine:

»Ich wußte es, daß ihre Erscheinung Ihnen auffallen würde. Sie ist nicht schön aber sie ist das interessanteste Kind, das mir je vorgekommen. Sie besitzt Verstand, Unheil und Takt weit über ihre Jahre hinaus und ich kann Ihnen nicht sagen was sie meinem einsamen Leben für ein Trost gewesen ist.«

»Dies freut mich um Deinetwillen und Du mußt was ihre Abkunft betrifft, Recht haben. Ein Wesen wie dieses, kann nicht von einer gemeinen Rasse abstammen. Ihr müßt beide mit uns »im Thale« die Weihnachtsfeiertage zubringen, die wir, wie Du weißt, in alter Weise fröhlich begehen.«

»Vielleicht werde ich kommen, Isola aber wird jedenfalls dort sein. Ich wünsche, daß sie auf vertrautem Fuße mit Denjenigen umgeht, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Freunde und Genossen ihres Lebens sein werden. Ich wünsche, daß sie mit andern Kindern zusammenkommt, denn nur der gesellige Umgang vermag alle glücklichen und guten Anlagen zur schönsten Blüthe zu entwickeln. Ein gutes und edles Weib, das sich seiner hohen Verantwortlichkeit bewußt ist, aus ihr zu machen, wird das Ziel meines Lebens sein und ich habe die Ueberzeugung, daß ich eine gute Grundlage besitze, auf der ich fortbauen kann.«

»So bist Du wirklich entschlossen nicht mehr zu heirathen?«

»Entschlossen wie das Schicksal selbst,« war die feste Antwort.

»Dann mag Lady Betty ihre Pläne für Dich nur immer bei Seite legen. Sie hat einen kleinen Roman für Dich ausgesonnen in welchem ihre schöne Cousine die Heldin ist. Du wirft Dich vielleicht noch an Carrie Carleton erinnern denn Du hattest einst eine kleine Liebschaft mit ihr. Sie hat sich nicht verheirathet und Manche haben gedacht, sie wolle auf Deine Rückkehr warten. Sie ist sechsundzwanzig Jahre alt, aber noch immer eine Schönheit und des edelsten Mannes würdig.«

Ein Ausdruck des Schmerzes flog über Fontaines Gesicht und er wendete sich ab, als er mit einer gewissen Zurückhaltung antwortete:

»Miß Carleton kann einem Wanderer, der so lange wie ich abwesend war, keine angenehmen Erinnerungen bewahrt haben. Wir waren einst gute Freunde, aber das war auch Alles. Ich wünsche, daß man ein für allemal wisse, daß ich kein Ehestands-Candidat bin, daß meine Lebenspläne feststehen, und daß ich durch keine Versuchung mich bewegen lasse, sie zu ändern.«

»Ich beginne nun zu begreifen, daß das wirklich Dein Ernst ist, aber ich glaube, daß Du Unrecht hast. Du könntest Deinem Leben ein neues Interesse verleihen wenn Du Dich mit häuslichen Banden umgeben wolltest.«

Fontaine seufzte tief.

»Ich könnte jetzt keine Frau mehr glücklich machen; darum sprechen Sie nichts mehr über diesen Gegenstand. Lassen Sie uns jetzt die Rechnungen des letzten Jahres durchgehen und erzählen Sie mir über das, was sich zugetragen, so viel Sie für nöthig erachten. Dank Ihrer Güte bin ich über die Vorgänge der früheren Jahre immer auf dem Laufenden erhalten worden.«

»Ich stehe ganz zu Deinen Diensten.«

Eine Stunde wurde in dieser Beschäftigung hingebracht und dann nahm Mr. Berkeley mit der Versicherung Abschied, daß seine Familie am folgenden Tage zum Besuch kommen werde.

Fünftes Capitel.

Berkeley kehrte gedankenvoll nach Hause zurück. Er war ein wenig ärgerlich darüber, daß einer seiner Lieblingspläne durch die Anwesenheit dieses fremden Kindes vereitelt wurde. Isolas Erscheinung hatte ihn interessirt und das Lob, das er ihr ertheilt, war vollkommen aufrichtig, aber er bedauerte den Zufall, der sie seinem Freunde in den Weg geworfen.

Mit jener Neigung, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, welche viele brave Männer und Weiber besitzen, hatte er und seine Frau längst beschlossen, daß Claude Fontaine eine schöne Cousine von Mrs. Berkeley welche seit dem Tode ihrer Eltern das »Thal« zu ihrer Heimath gemacht hatte, heirathen solle.

Miß Carleton und Fontaine hatten sich früher gekannt und Gefallen an einander gefunden, aber er hatte sich auf Reisen begeben, ohne ihr eine Erklärung zu machen. Wenn die junge Dame sich darüber gekränkt fühlte, so ließ sie sich wenigstens nichts davon merken und der Weihrauch, den sie Jahre lang in den aristokratischen Kreisen der Hauptstadt als eine regierende Schönheit empfing, hätte sie vielleicht über die Gleichgültigkeit Fontaines trösten können; gleichwohl lehnte sie alle Heiraths-Anträge ab und Mrs. Berkeley kam mit weiblichem Scharfblicke zu dem Schlusse, daß Mist Carleton, so lange Claude Fontaine ledig bleibe, keinem andern Manne ihre Hand reichen werde.

Das »Thal, war vier Meilen von Fontains entfernt und das Haus lag, wie sein Name anzeigte, unter dem Schutze der Hügel.

Das Gebäude war von schönen Bäumen umgeben und Alles ringsum verkündete Wohlstand und Bequemlichkeit, ohne einen Anschein von Schaustellung.

Ein Bursche kam heraus, um seinem Herrn das Pferd abzunehmen.

»War ein Besuch da, seit ich von hier wegging?« fragte Mr. Berkeley.

»So viel ich weiß, nicht. Miß Carrie ist mit dem jungen Herrn nach Dunlorn gegangen.«

»Um so besser,« murmelte er, »aber ich wundere mich doch darüber, daß sie gerade jetzt, wo ich Nachrichten von Claude mitbringe, fortgegangen ist.«

Als er in das Haus trat, erwartete ihn bereits seine Frau, die unter verschiedenen Vorwänden alle Mitglieder der Familie entfernt hatte, um ohne Rückhalt Alles, was er gesehen und gehört, zu erfahren.

Sein Stuhl stand bereits vor dem hellen Kaminfeuer und Mrs. Berkeley trat ihm mit neugierigem Ausdruck im Gesicht entgegen.

Sie war für eine Großmutter wirklich eine hübsche und wohlconservirte Frau. Ihre schlanke stattliche Gestalt hatte wenig von ihrer früheren Elasticität verloren und ihre regelmäßigen Züge, ihre noch immer glatten leicht gefärbten Wangen und ihre klaren, blauen Augen bildeten ein recht anziehendes Ganze. Ihr goldbraunes Haar war leicht mit grauen Streifen durchweht. Ihre Kleidung bestand aus einem dunkeln aber reichen Stoffe und aus dem Kopfe trug sie eine ihrem Alter angemessene Spitzenhaube.

»Ist diese Geschichte von dem fremden Kinde, das Claude auf seiner Reise aufgegriffen hat und nun zu seiner Erbin machen will, wahr?« fragte sie rasch. »Tiny brachte mir diese Neuigkeit aus der Kirche, ich konnte sie aber nicht glauben.«

»Ja, sie ist leider nur zu wahr, Lady Betty. Ich habe das Kind gesehen und es ist ein sehr anziehendes kleines Ding, eine vollkommene Lady, möchte ich fast sagen.«

»Glaubst Du, daß sie nur eine angenommene Tochter ist? Claude's Treiben war seit dem Tode seines Bruders so sonderbarer Art, daß es allerlei Gedanken erweckt. Er hat wahrscheinlich eine niedrige Heirath geschlossen und das Kind ist sein eigenes. Sieht sie in die Fontainsart hinein?«

»Nein Sie hat zwar schwarze Augen und eine bräunliche Gesichtsfarbe, wie sie, aber das ist auch Alles. Claude macht kein Geheimniß aus ihr und er wünscht auch nicht, daß eines daraus gemacht werde. Er errettete sie aus einer drohenden Gefahr, ihre Freunde gingen durch einen schrecklichen Unfall zu Grunde und er

konnte keinen Aufschluß über ihre Eltern erhalten. Fontaine war durch ihre verlassene Lage dermaßen gerührt, daß er sie unter seinen Schutz nahm und sie zuletzt adoptirte. Jetzt ist er so von ihr eingenommen, daß er erklärt, niemals heirathen zu wollen.«

»Unsinn! Ein Mann im Frühling des Lebens und Besitzer so großer Reichthümer kann nicht seine ganze Existenz einem Findelkind widmen und ihretwegen sich weigern seinem Hause eine rechtmäßige Herrin zu geben. Ich habe beschlossen daß er Carrie heirathen soll und ich glaube, ich werde es zu Stande bringen. Ich habe die Ueberzeugung, daß sie seiner Rückkehr aus einem Interesse entgegengesehen hat, das ihr kein anderer Mann einflößt. Ist Claude noch so hübsch als früher? Wahrscheinlich ist er zu einem herrlichen Manne herangereift.«

Mr. Berkeley schüttelte ernst den Kopf.

»Er ist mehr verändert, als ich es für möglich hielt. Ich kannte ihn nicht, als wir uns trafen.«

»Verändert wird er sich allerdings haben. Er war fast nur noch ein Knabe, als er verreiste. Jetzt muß er sich zur vollen Männlichkeit entwickelt haben.«

»Nein meine Liebe, Claude hat sich nicht zu seinem Vortheil verändert. Er ist furchtbar gealtert. Sein Haar ist weißer geworden als das meinige und sein Gesicht ist so verdüstert, wie ich nicht leicht eins gesehen. Es ist nicht der frühere Claude, der zu uns zurückgekehrt, sondern ein ernster, mit Sorgen beladener Mann der keine andere Freude im Leben zu haben scheint, als seine Pflicht zu thun.«

»Was ums Himmels willen kann ihn so verändert haben?« fragte Mrs. Berkeley erschrocken. »Er ist jünger als unser Sohn.«

»Ich kann es nicht begreifen denn obschon die Fontaine's Menschen von starken Leidenschaften und stürmischen Gefühlen sind, so kommen sie doch von einem harten ausdauernden Geschlecht und durch das Blut der Berkeleys ist Claude nicht von Melancholie angesteckt worden. Ich hege den festen Glauben, daß er ohne den Einfluß dieses Kindes ein Misanthrop würde.«

Seine Frau legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit

Nachdruck:

»Dann darfst Du überzeugt sein, daß sein Gewissen nicht rein, daß er mit einer üblen That belastet ist. Hat er von dem armen Henry gesprochen, irgend eine Anspielung auf sein tragisches Geschick gemacht? Ich habe diese Geschichte nie recht begriffen.«

»Noch wirft Du sie, wie ich glaube, niemals ganz begreifen, denn er wünscht, daß jede Anspielung auf seinen Bruder unterbleibe. Als ich seinen Namen erwähnte, sah er aus, als ob er zusammensinken wollte. Ich erfuhr von dem Oberst auf seinem Totenbett, daß Claude sich Vorwürfe darüber machte, daß er seinen Bruder nicht besser gehütet; aber Fontaine vernichtete oder versteckte den Brief, den ihm Claude geschrieben, und Niemand hatte Gelegenheit, ihn zu lesen. Alles dieses sieht sehr sonderbar aus, aber Claude ist über jeden Verdacht erhaben. Wenn Du ihn siehst, wenn Du ihn sprechen hörst, so bist Du sogleich überzeugt, daß er eines Verbrechens oder einer niedrigen Handlung unfähig ist.«

»Wann werde ich ihn sehen? Ich muß mir selbst ein Urtheil bilden, denn Du bist zu wohlwollend, um mißtrauisch zu sein. Ich habe meine eigenen Gedanken über dieses schreckliche Geheimniß und wenn Claude ist, wie Du ihn beschreibst, so fürchte ich, daß ich ihn in meinem Herzen einer That anklagen muß, die ihn der menschlichen Theilnahme unwürdig macht. Wenn er aber bereut, so will ich nicht den ersten Stein auf ihn werfen. Nein »die Rache ist mein mein die Vergeltung,« ist nicht umsonst gesagt worden und wenn er —«

»Halt ein! Du solltest nicht einmal in Gedanken einen ehrenwerthen Mann eines so unverzeihlichen Verbrechens anklagen. Claude mag unglücklich sein, aber für schuldig kann ich ihn nicht halten. Wenn Du ihn siehst, so wirst Du mit mir übereinstimmen, daß es unmöglich ist. Vergiß auch nicht, daß er aus meinem Blute stammt und daß die Familien-Ehre heilig gehalten werden muß.«

Mrs. Berkeley athmete tief aus und veränderte ein wenig die Farbe, als sie sagte:

»Ich will mein Urtheil zurückhalten bis ich ihn gesehen habe. Finde

ich dann Ursache, meine Ansicht zu ändern, so werde ich sehr erfreut sein. Arme Carrie! Diese mit Claude stattgefundene Veränderung wird ihr sehr nahe gehen.«

»Ich denke, sie wird sie mit ihrem gewöhnlichen Gleichmuth überstehen. Wenn Carrie wirklich eine romantische Neigung für Claude gehegt hat, so kann ich ihr nur den Rath geben, sich derselben sobald als möglich zu entschlagen, denn er hat seinen unabänderlichen Entschluß ausgesprochen niemals zu heirathen.«

»Hat er einen Grund dafür angegeben?«

»Ja. Er sagte, daß er keine Frau glücklich machen könne.«

»Er hätte vielleicht besser gesagt, daß er es nicht wage, seine Frau in die ihm drohende Schande zu verwickeln.«

»Meine Liebe« sagte Mr. Berkeley in sehr ernstem Tone, »heißt das Dein Urtheil zurückhalten? «»Urtheile nicht, damit Du nicht verurtheilt wirst,« ist ein guter Rath und ich muß Dir nachdrücklichst empfehlen danach zu handeln. Ich habe das Versprechen gegeben, daß wir morgen Alle nach Fontains gehen wollen und Claude hat halb und halb zugesagt, daß er einige Tage bei uns zubringen will.«

»Ich will versuchen milde zu sein und, wie Du weißt, kann ich schweigen. Nur mit Dir allein wollte ich über diesen Gegenstand sprechen. Aber ich denke, meinen Plan eine Heirath zwischen Claude und Carrie zu Stande zu bringen, muß ich aufgeben. Ich weiß, daß sie mit großem Interesse seiner gedenkt, und ich selbst habe thörichter Weise ihre frühere Vorliebe für ihn lebendig zu erhalten gesucht. Aber Carrie hat Verstand und Grundsätze. Sie wird keinen Mann heirathen in den sie nicht unbedingtes Vertrauen setzen kann.«

»Ich hatte kaum erwartet, daß sie das Haus verlassen würde, als ich nach Fontains gegangen war. Es liegt ihr weniger an Claude, als Du gedacht hast, sonst würde sie da geblieben sein, um meinen Bericht über ihn zu vernehmen.«

»Diese Schlußfolgerung beweist nur, wie wenig Du die Weiber kennst. Sie würde lieber sterben, als ihr Geheimniß verrathen. Carrie ist ein sehr stolzes Mädchen und sie ist zu lange als eine Königin der Schönheit angebetet worden, um ihre Vorliebe für einen Mann zu

verrathen, der sich nichts um sie kümmert. Ich hege aber die feste Ueberzeugung, daß sie, wenn sie Claude Fontaine nicht heirathet, niemals heirathen wird.«

»Dann werden wir sie wahrscheinlich bei uns behalten Lady Betty, und ich würde darüber keineswegs ungehalten sein, denn sie hat einen heitern Sinn und klaren Verstand, der nicht durch Schmeicheleien verdorben ist, obschon sie ihr in reichlichem Masse zugemessen worden sind.«

»Aber Carrie würde einem Manne, der sie zu schätzen wußte, das beste und edelste Weib abgeben. Mein eigener Ehestand war so glücklich, daß ich derjenigen die mir so nahe steht, einen eben so guten Gatten wünschen möchte, wie Du mir gewesen bist, mein Lieber.«

»Ja,« sagte Mr. Berkeley ihr freundliches Lächeln erwidern, »wir waren sehr glücklich. Du haft nur einen Fehler, meine Liebe, Du bist zu schnell in Deinem Urtheil.«

»Und der Deinige ist ein entgegengesetzten Du bist zu mild. Ich gebe aber zu, daß Du den bessern Theil erwählt hast. Doch hier kommt Maria mit den Kindern um unsere gegenseitigen Complimente zu unterbrechen.«

Die Thüre öffnete sich und eine schöne, frisch aussehende Frau, eine anmuthige Erscheinung trat herein gefolgt von einem hübschen Knaben und einem kleinen Mädchen die beide große Aehnlichkeit mit ihrer stattlichen Großmutter hatten.

Fanny rannte zu Mr. Berkeley und sprang auf seinen Schooß.

»Was sagst Du und Fanny zu einem neuen Spielkameraden George?«

»Ich hoffe, daß es kein Knabe ist,« sagte Fanny, »George neckt und plagt mich schon genug und mit zwei Knaben getrau ich mir's nicht aufzunehmen.«

»Nein es ist eine hübsche, kleine Lady fast in Deinem eigenen Alter!«

»Ein Mädchens Hurrah!« rief George aufspringend, »dann werde ich zwei haben, die mich bedienen und mir schmeicheln, wenn ich in

übler Laune bin. Woher ist sie? Woher kommt sie? Wird sie hierher kommen?»

»Sei ruhig, George und stelle nicht so viele Fragen auf einmal. Mr. Fontaine ist zurückgekommen und hat eine angenommene Tochter mitgebracht. Dein Großvater hat sie gesehen und morgen werden wir nach Fontains gehen und sie einladen eine Woche bei uns zuzubringen. Ihr müßt beide sehr freundlich gegen die kleine Fremde sein.«

»Ist sie sehr hübsch?« fragte George. »Ich mag die häßlichen Mädchen nicht.«

»Du eingebildeter Affe, blähe Dich nicht auf, weil Du Dich selbst für hübsch hältst.« sagte Mr. Berkeley. »Schön oder häßlich, vergiß das Eine nicht, wenn Du mit Cousin Claude auf gutem Fuße stehen willst, so mußt Du sehr freundlich und höflich gegen das Kind sein, das er als seine Tochter angenommen. Es wird viel mit Dir und Fanny zusammenkommen und es hat keine Mutter, die es liebt. Das dürft ihr nicht vergessen, liebe Kinder.«

»Wie heißt es denn?«

»Isola.«

»Was für ein drolliger Name!« sagte Fanny, »ich habe ihn noch nie gehört.«

»Er ist ein trauriger, mein Kind, denn er bedeutet »einsam.«

Sie hat keine Verwandten in der Welt, wenigstens kennt sie keine und hätte sie Mr. Fontaine nicht unter seinen Schutz genommen so wäre sie vielleicht aus Noth umgekommen.«

»War sie denn so gar sehr arm?«

»Nein sie war bloß ohne Freunde,« sagte Mr. Berkeley. »Die Kleider, die sie anhatte, und ihr ganzes Aussehen widersprachen der Annahme, daß sie den unteren Klassen angehörte. Sie ist eine kleine Lady und wird die Erbin der großen Güter der Fontains sein.«

»Ich werde sie heirathen wenn ich alt genug bin,« sagte George entschlossen. »Ich habe immer gedacht, daß ich gern in Fontains leben möchte.«

Die beiden Damen hörten über dieses Geplauder ergötzt,

schweigend zu. Dann aber rief seine Mutter den Knaben an ihre Seite und sagte freundlich:

»Du redest zu viel wie ein Mann, mein Kind. Solches Prahlen von kindlichen Lippen klingt abgeschmackt. Ich hoffe, daß Du selbstständig Deinen eigenen Weg im Leben machen wirst, spreche aber jetzt nicht, als ob Du Alles nach Wunsch haben könntest. Du wirft noch manche harte Lection zu lernen und noch manche Püffe auszuhalten haben, bis die Schale abgeworfen und die Frucht zur Reife gelangt ist. Ich wünschte nicht, daß mein Knabe ein eitler prahlerischer Mann würde.

George beugte sein geröthetes Gesicht und küßte ihr die Hand.

»Verzeihe mir, Mutter, und merke nicht auf meinen Unsinn. Ich rede nur so, weil es dem Großpapa Vergnügen macht, mich so sprechen zu hören.«

Mr. Berkeley erhob sich und sagte:

»Wenn Ihr recht brav seid, Kinder, so dürft Ihr morgen der Miß Fontaine einen Besuch machen, aber ich will Euch davor warnen, mit ihr über ihre Stellung zu sprechen.«

Er verließ darauf das Zimmer, es seiner Frau überlassend, die Fragen über den neu angekommenen Herrn von Fontains zu beantworten. Die jüngere Dame hatte ihn in den ersten Jahren ihrer Verheirathung gekannt und die Mittheilungen ihrer Schwiegermutter erregten in ihr ein lebhaftes Interesse. Diese aber hütete sich wohl, irgend eine Anspielung auf den Verdacht zu machen den sie im Herzen trug.

Ihre Unterhaltung wurde durch die Rückkehr von Miß Carleton unterbrochen, die in Reitkleid und Hut mit langer wallender Feder, was ihr sehr gut stand, eintrat.

Carrie Carleton war ein wenig über Mittelgröße, mit einer vollkommen abgerundeten Gestalt und einem Gesichte, das mehr piquant als schön genannt werden konnte. Ihre Züge waren nicht vollkommen regelmäßig, aber ihr Ausdruck hatte etwas Reizendes, und die fröhliche, glänzende Weltdame konnte sich im heitern Schooße der Familie in die aufmerksamste und liebevollste Gesellschafterin verwandeln. Ihr Teint besaß jene zarte, rahmfarbige

Färbung, wie man sie zuweilen in Verbindung mit hellbraunem Haar findet, während dagegen ihre Augen dunkelbraun und ihre Wimpern und Brauen schwarz waren.

»Wir haben einen angenehmen Ritt gehabt,« sagte sie, »und Philipp Vane ist mit uns gekommen um etwas von unserm neu angekommenen Freund zu Fontaine zu hören. Er ist im Hofe bei Cousin George geblieben; beide aber werden sogleich heraufkommen.«

Mrs. Berkeley war unangenehm berührt.

»Claude Fontaine ist den Vanes fremd,« sagte sie, »und ich kann deshalb nicht begreifen weshalb sie so begierig sind, von ihm zu hören. Mr. Vane hat längst ein neidisches Auge auf sein Gut geworfen und er hat sogar Mr. Berkeley gefragt, ob es nicht zu verkaufen sei, als ob der Vertreter eines alten Geschlechts das Erbe seiner Väter verkaufte, wenn er nicht durch die Noth dazu gezwungen ist.«

»Philipp hat nichts mit den Plänen seines Vaters zu thun,« sagte Miß Carleton »und ich glaube, daß ihn seine eigene knabenhafte Neugier hierher getrieben hat. Ich sah Cousin Tom, als wir auf das Haus zuritten. Ich hoffe, daß er gute Nachrichten von unserm lange abwesenden Freund gebracht hat.«

»Claude ist wohl, wie ich glaube, und er hat die Absicht, seinen ständigen Aufenthalt unter uns zu nehmen.« war die kurze Antwort.

Miß Carleton betrachtete sie mit einem Ausdruck der Ueberraschung, denn es war nichts Herzliches in ihrem Tone und sie wußte doch, daß Mrs. Berkeley der Rückkehr ihres früheren Günstlings mit fast eben so großem Interesse entgegengesehen hatte, als ob er ihr eigener Sohn sei. Fanny ergriff jetzt ihre Hände und rief mit ihrer muntern Stimme aus:

»O Cousine Carrie, wir werden Mr. Fontaine's kleines Mädchen auf die Feiertage hier haben und morgen werden wir hinüber fahren um es zu sehen. Ist das nicht prächtig?«

Eine leichte Blässe überzog plötzlich das Gesicht der jungen Dame, ihre Lippen zitterten ein wenig, aber sie sagte mit fester Stimme:

»Ist Mr. Fontaine verheirathet?«

»O nein, er ist nicht verheirathet,« sagte Mrs. Berkeley, »das Kind ist nur ein angenommenes; aber er hat seine bestimmte Absicht ausgesprochen daß er ihm nie eine Stiefmutter geben wolle.«

Das Blut floß in einem heißen Strom in Miß Carletons Wangen zurück und ein glänzendes Lächeln umspielte ihre Lippen als sie sagte:

»Ich hoffe, er wird im ledigen Stand so glücklich sein, wie ich es bisher war und es zu bleiben hoffe.«

»Du magst wohl glücklich sein, Carrie, denn Du trägst in Dir selbst eine Quelle der Güte und Liebenswürdigkeit, die Dich Allen in Deiner Nähe werth und theuer macht; aber der arme Claude scheint wenig Freude auf seinem Pfade gesunden zu haben, wenn die Mittheilungen des Mr. Berkeley richtig sind.«

»Hat er sich also so sehr verändert? Er verließ uns in der Blüthe der Jugend. Ich glaubte, er würde als reifer Mann mit der Erfahrung und Bildung eines vielgewanderten Reisenden zurückkehren. Es thut mir leid, zu vernehmen daß er ein blasirter Weltmann geworden ist. Ich hielt seinen Charakter für zu tief und zu wahr, als daß er solcher Ausartung fähig wäre.«

»Wir wollen jetzt nicht weiter darüber sprechen meine Liebes; aber Du mußt Dich auf eine große Veränderung Deines alten Freundes gefaßt machen. Er ist nicht mehr der fröhliche lebhaft Claude, den wir einst geliebt.«

Mit einem unangenehmen Gefühl ging Miß Carleton auf ihr Zimmer, um ihr Reitkleid abzulegen.

Als sie damit fertig war, nahm sie aus ihrem Arbeitskästchen ein kleines Daguerrotyp und betrachtete es aufmerksam. Oberst Fontaine, von dem Carrie ein Liebling war, hatte ihr die Bildnisse von seinen beiden Söhnen geschenkt. Das von Claude lag ihr immer zur Hand, während das von Henris sorgfältig aufgehoben war und selten hervorgesucht wurde. Sein trauriges Geschick erfüllte sie mit Betrübniß und sie überredete sich, daß dies die Ursache sei, weshalb sie es so selten betrachten mochte.

Sie blickte jetzt mit feuchten Augen auf das strahlende jugendliche

Antlitz, das sie so treu im Gedächtniß bewahrte, und murmelte traurig:

»Verändert, verändert! Wie kommt es, daß Kummer und Sorgen alle irdischen Wesen heimsuchen müssen? O Claude Fontaine, Dein edles Herz, Dein aufrichtiger Charakter müssen noch immer dieselben sein und sie werden sich auch noch erproben.«

Die Stimme der jüngeren Mrs. Berkeley erweckte sie aus der Träumerei, in die sie gefallen. Sie hob das Bild auf und ging hinunter in das Speisezimmer, wo die Familie bereits versammelt war.

George Berkeley, ein gut aussehender Mann von sechsunddreißig Jahren befand sich ebenfalls darunter und neben ihm stand Philipp Vane, ein Jüngling von sechzehn Jahren und schön wie Antinous. Jede seiner Bewegungen war Anmuth, jeder Ton seiner Stimme Musik. Sein kleiner griechischer Kopf war von einer Fülle blonder Locken umgeben und seine großen mandelartigen Augen von dunklem leuchtenden Blau waren voll Feuer und Leben, obschon sie zuweilen den sanften schläfrigen Ausdruck des Katzengeschlechts zeigten, wenn es auf seine Beute lauert. Sein Benehmen war lebhaft, aber durch gute Lebensart, die man ihm als das beste Mittel zum Erfolge in der Welt eingeprägt hatte, gemäßigt. Trotz eines gewissen Widerwillens, den man gegen seine Eltern empfand, war Philipp »im Thale« ein großer Günstling. Er betrieb mit George unter einem Privatlehrer, den Mr. Berkeley hielt, seine Studien; aber Mr. London war gegenwärtig nicht anwesend, da er sich in seine Heimath begeben hatte, um die bevorstehenden Feiertage mit seinen Freunden zuzubringen.

Die Vanes hatten sich erst in neuester Zeit in der Nachbarschaft niedergelassen und von ihrem Vorleben war wenig bekannt, ausgenommen daß sie einer guten Familie angehörten. Als Dunlorn von seinem früheren Eigenthümer zum Verkaufe ausgedient wurde, hatte es Mr. Vane gekauft und prachtvoll herrichten lassen. Die Familie ließ es nicht an Gastlichkeit fehlen und sie wurde deshalb von der Umgegend als eine gute Acquisition betrachtet

Philipp war das einzige Kind und der Liebling und Stolz seiner Eltern. Zwischen den Familien »im Thale« und Dunlorn wurde ein

freundschaftlicher Verkehr unterhalten obschon die Berkeleys durch das gespreizte und gezierte Wesen der älteren Vanes mitunter unangenehm berührt wurden. Dagegen war der intelligente und früh reife Philipp mit seiner Schönheit und seinem bezaubernden Benehmen stets allen Mitgliedern der Familie willkommen.

Das Mahl war nicht so heiter als gewöhnlich. Eine Wolke lagerte auf der Stirn der beiden Aeltesten der Familie und sie schienen auch durch die lebhaften Fragen von Philipp Vane über Claude Fontaine unangenehm berührt.

Aber mit seinem gewöhnlichen Takt gelang es Philipp alle Einzelheiten über das Kind, das Fontaine mit sich gebracht, in Erfahrung zu bringen. Dann verfiel er in eine Träumerei, die durch Fanny's geflüsterte Worte unterbrochen wurde, daß George eines Tages Isola Fontaine zu heirathen gedenke. Er habe so gesagt. Philipps Augen blitzten und wenn er seine Gedanken laut ausgesprochen hätte, so würden sie etwa folgender Maßen gelautet haben:

»Wir wollen sehen wer sie gewinnt, wenn sie diesen großen alten Platz als Erbin erhält, wenn sie ihn aber nicht erhält, so mag sie George nehmen, sie ist ihm vergönnt.« Dem kleinen Mädchen gab er indeß mit einem Lächeln zur Antwort: »Ich hoffe, sie wird Dir eine angenehme Gesellschafterin sein Fanny.«

»Ich will Cousin Claude bitten, sie sogleich herzusenden, daß heißt, wenn sie mir gefällt. Dann wird sie jeden Tag kommen und wenn ich meinen Papagei erhalte, so werden wir recht vergnügt sein.«

»So, Du erhältst einen Papagei? Ich dünkte Du könntest selbst genug plaudern, ohne einen Vogel zu haben der Dir dazu hilft.«

Die fernere Unterhaltung wurde durch das Aufstehen der Gesellschaft vom Tische unterbrochen und da Philipp Vane Alles, was heute herauszubringen war, erfahren hatte, so empfahl er sich, nachdem er dem Hausherrn die Versicherung ertheilt hatte, daß die Familie zu Dunlorn die Einladung für die Christwoche, welche Miß Carleton diesen Morgen überbracht habe, annehmen werde.

Sechstes Capitel.

Der folgende Tag war heiter und mild und um zehn Uhr stand der Wagen vor der Thür, der die Damen nach Fontains bringen sollte.

Mrs. Berkeley und ihre Schwiegertochter nahmen darin in Begleitung der beiden Kinder Platz, denn Miß Carleton hatte es abgelehnt, mit ihnen zu gehen.

Die ältere Dame war mit ihrer Weigerung einverstanden. Sie hatte bei sich beschlossen daß ihr langgehegter Plan eine Heirath zwischen Claude Fontaine und ihrer Cousine zu Staude zu bringen aufgegeben werden müsse und daß ihren bisherigen Bemühungen das Interesse der Miß Carleton für ihn wach zu erhalten nicht bald genug entgegengewirkt werden könne.

Mr. Berkeley und sein Sohn waren bereits vorausgeritten. Als der Wagen welcher langsam bergauf fuhr, sich dem Schlosse mit seiner großartigen Aussicht näherte, sagte George:

»O Mann Welch' ein stolzes Gefühl muß der Eigenthümer dieses Platzes haben wenn er von seinen Fenstern auf das schöne Tal blickt mit dem Bewußtsein daß er der Monarch alles dessen ist, was er überschaut, wie Alexander Selkirk auf seiner öden Insel sagte.«

»Nicht wenn sein Herz einsam und sein Leben verlassen ist, wie das des armen schiffbrüchigen Matrosen,« sagte seine Großmutter.

»Nein; aber Mr. Fontaine hat Alles, was einen Menschen glücklich machen kann.«

»Mit Ausnahme eines Herzens, das mit sich selbst im Frieden ist,« dachte die Dame, aber sie sprach es nicht aus und wenig Minuten darauf fuhr der Wagen am Schlosse vor.

Die drei Herren erwarteten ihn bereits und Fontaine trat an den Schlag, um seine Gäste herzlich zu bewillkommen und ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein.

Er sah heiter und belebt aus und trotz seines weißen Haars hielt ihn Mrs. Berkeley fast für eben so hübsch, als in seinen früheren

Jahren.

Alle ihre alte Liebe zu ihm war plötzlich in ihrem Herzen wieder erwacht und seine dargereichte Hand mit Lebhaftigkeit ergreifend, sagte sie:

»Willkommen in Deiner, Heimath, mein lieber Claude, und ich hoffe, daß Du sie nie wieder verlassen wirst.«

Mit seinem seltenen Lächeln erwiderte Claude:

»Es ist nicht meine Absicht, dies zu thun, Cousine Betty Ich bin heimgekehrt, um hier zu bleiben und die Pflichten zu erfüllen, die ich so lange Andern übertragen hatte. Dies ist Mary mit ihren Kindern. Ich würde sie überall erkannt haben, denn sie hat sich in diesen langen Jahren kaum verändert.« Und mit anmuthiger Galanterie küßte er jede der Damen, als er sie aus dem Wagen hob, auf die Wange.

Dann den Kindern heraus helfend sagte er:

»Dich, Muster George, habe ich in Deinen Kinderjahren gekannt, aber diese kleine Fee hatte ich früher noch nicht gesehen. Ich habe euch eine nette Gespielin mitgebracht, die ihr freundlich aufnehmen und lieben sollt.«

George wurde roth; aber in Gegenwart dieses vornehm aussehenden Fremden ließ ihn seine gewöhnliche Zungengeläufigkeit im Stiche und Fanny antwortete:

»Wir sind gekommen um sie zu besuchen Cousin Claude, und ich gedenke sie recht lieb zu haben.«

»Das ist recht, meine Liebe. Ich werde sie Dir sogleich vorstellen.«

Die ganze Gesellschaft trat ins Haus. Das Besuchzimmer, ein großes, mit blauem Damast bekleidetes und mit schweren geschnitzten Möbeln aus der Zeit Ludwigs XIV. ausgestattetes Gemach war geöffnet. Ein freundliches Feuer brannte im Kamin und in Ermanglung einer Hausfrau erschien Aggy, um die Damen zu empfangen und ihnen beim Ablegen der Mäntel und Hüte behilflich zu sein. Sie wollten anfangs diesen Dienst ablehnen, aber Fontaine drang darauf, daß sie einen Imbiß zu sich nehmen müßten, und sie verstanden sich endlich dazu.

Während dieser ganzen Zeit wurde ein lebhaftes Geplauder unterhalten, denn Alle waren aufgeregt und erfreut, daß sie sich bei Anwesenheit seines Herrn wieder in Fontaine befanden. Fontaine drückte sein Bedauern aus, daß sie Miß Carleton, deren er sich mit Interesse erinnere und deren frühere Bekanntschaft er mit vielem Vergnügen erneuern würde, nicht begleitet habe.

Mrs. Berkeley erwiderte mit einiger Zurückhaltung, daß Carrie unwohl sei, obwohl sie die Ueberzeugung hatte, daß das unbedeutende Kopfweh, das Miß Carleton vorgeschützt, ein bloßer Vorwand war. Dann fragte sie nach Isola, indem sie hinzufügte:

»Wäre sie Deine eigene Tochter, mein lieber Claude, so würde ich sie ohne Weiteres an mein Herz nehmen; da sie aber fremd ist, so muß ich sie erst sehen und mir ein Urtheil von ihr bilden.«

»Ich hege über das Resultat keine Besorgniß, »meine liebe Madame. Isola ist das Kind meiner Zuneigung, wenn auch nicht meines Blutes, und ich kann es einer so genauen Kennerin der menschlichen Natur gegenüber ihr selbst überlassen ihre Sache zu führen. Ich will sie sogleich hierher bringen.«

Er verließ darauf das Gemach und kehrte nach kurzer Abwesenheit mit Isola an der Hand zurück. Sie war gerade so gekleidet wie am vorigen Tage, aber die Rosen waren von ihren Wangen gewichen, weil sie mit der ihr innewohnenden Schüchternheit die Berührung mit Fremden scheute.

Fontaine führte sie zu Mrs. Berkeley und sagte:

»Lassen Sie meine kleine Waise einen Platz in Ihrem Herzen finden Cousine Betty. Ich versichere Ihnen daß sie ein artiges und aufrichtiges Kind ist, in dem ich eine Perle von großem Werthe für mich gefunden habe.«

Die großen melancholischen Augen des kleinen Mädchens waren flehend auf das wohlwollende Gesicht der Dame gerichtet, und das Herz dieser antwortete aus die stumme Bitte. Sie zog die Kleine an die Brust, und sie sanft aus Wange und Stirn küssend, sagte sie:

»Ich will ihr eine Freundin sein, Claude, ich kann Dir das versprechen und Du weißt aus früherer Zeit, daß ich ein Versprechen nie halb erfülle.«

»Dank Ihnen Dank Ihnen!« antwortete er in seiner alten herzlichen Weise, während Mrs. Berkeley das Kind ihrer Schwiegertochter übergab, die es liebte und mit ihren eigenen Kindern bekannt machte. Mit der den Kindern eigenen Freimauerei plauderten die Drei nach kurzer Zeit so ungenirt mit einander, als ob sie sich bereits seit Jahren gekannt hätten und Isola lud bald darauf George und Fanny zu einem Spaziergange im Garten ein, wo sie ihnen einige schöne Plätzchen zeigen wollte, die sie am vorigen Tage entdeckt hatte.

Sie hatten sich kaum entfernt, als Fontaine sich den Damen näherte und an Mrs. Berkeley die Frage richtete:

»Nun« was halten Sie von meinem Schützling?«

»Sie ist ein interessantes Kind, das offenbar gute und verfeinerte Anlagen besitzt. Niemand kann daran zweifeln daß sie von besserem Blute ist.«

»Ich hoffe es, ich glaube es,« sagte er mit schwachem Lächeln, »denn ich muß gestehen, daß ich selbst in dieser Beziehung nicht ganz ohne Vorurtheil bin. Wenn ich aber morgen in Erfahrung brächte, daß Isola das Kind des gemeinsten Tagelöhners sei, so würde das meine Gefühle gegen sie nicht im Geringsten beeinflussen noch meine Absichten in Bezug auf ihre Zukunft irgendwie verändern. Von ihrer Kindheit an war sie das einzige Band, das mich ans Leben fesselte und ich hege das Vertrauen, daß Sie das Wohlwollen das Sie meiner eigenen verwaisten Jugend zu Theil werden ließen auch auf meine adoptirte Tochter ausdehnen werden.

Trotz des geheimen Gefühls von Mißtrauen das sich in dem Herzen der Mrs. Berkeley erhoben hatte, fühlte sie sich mit all ihrer alten Zuneigung zu dem Sprecher hingezogen und sie antwortete in herzlichem Tone:

»Sei versichert, mein theurer Claude, daß ich Alles, was in meinem Vermögen steht, thun werde, um einem Wesen das Dir so theuer ist, zu dienen und es glücklich zu machen. Isola muß nach »dem Thale« kommen und die Lehrstunden mit unserm jungen Volke theilen. Wir haben einen vortrefflichen Hofmeister und es wird

mich sehr freuen, wenn sie George und Fanny Gesellschaft leistet.«

Der freudige Blick, welche Fontaine's Gesicht verklärte, sprach ihr seine Dankbarkeit beredter aus, als selbst seine Worte, denn dies war mehr, als er bei der ersten Zusammenkunft von der stattlichen Dame, deren Familienstolz ihm sehr wohl bekannt war, zu erwarten gehofft.

»Tausend Dank für dieses gültige Anerbieten Cousine Betty. Mein einsames Haus würde einem so jungen Kinde, das Gesellschaft von seinem eigenen Alter bedarf, bald unerträglich werden. Ich kann Isola während des Tags entbehren aber des Abends muß sie zu mir zurückkehren um mich durch ihr Geplauder zu erheitern.«

So war es also ausgemacht, daß das unbekannte Kind, in einem der stolzesten Häuser der Umgegend auf dem Fuße der Gleichberechtigung aufgenommen werden sollte.

Fontaine wurde lebhaft und etwas von seinem früheren Frohsinn erheiterte die Gesellschaft, welche sich bald darauf um die Imbißtafel versammelte. Die Last, die er so lange getragen war in Gegenwart von alten Freunden, die ihn, wie er wußte, einst geliebt und hoch geachtet halten, von seinem Herzen genommen.

Die Kinder kamen offenbar in bestem Einvernehmen mit einander zurück und als die Gäste sich entfernten nahmen sie von Fontaine das Versprechen mit, daß er mit Isola zum Besuche nach »dem Thale« kommen wolle.

Als Mr. Berkeley mit seiner Frau wieder allein war, fragte er sie:

»Welches ist Deine Meinung von Claude, jetzt, nachdem Du ihn selbst gesehen hast, Lady Betty?«

»Er ist in seinem Aeußern weit mehr verändert, als ich es für möglich gehalten hätte; aber es ist unmöglich, mit ihm zu sprechen und den Zauber seines Benehmens zu fühlen, ohne die Ueberzeugung zu erlangen, daß ein solcher Mann niemals ein unsühnbares Verbrechen begangen haben konnte. Schelte mich nicht darüber, daß ich ihn in meinem Innern angeklagt habe. Ich nehme meinen Verdacht zurück. Ich kann Claude wieder Vertrauen schenken wie in seiner Jugend, wo er die Seele der Ehrenhaftigkeit war.«

»Das ist recht, Lady Betty. Du verstehst Dich auf die Beurtheilung der menschlichen Natur, obschon Du zuweilen etwas zu schnell bereit bist, Uebles zu argwöhnen. Ich würde mich eben so gut eines Verbrechens für fähig halten, als glauben daß Claude sich der That schuldig gemacht, auf die Du anspielst. Er ist zu empfindlich, zu bereitwillig, sich selbst anzuklagen und Du darfst auch nicht vergessen, wie sehr die beiden Brüder einander zugethan waren. Es mag sich zuweilen eine Wolke der Eifersucht zwischen ihnen erhoben haben, aber im Herzen waren sie einander gut. Armer Claude! Der Tod seines Vaters und Bruders ließ ihn allein in der Welt zurück und er hat sich ohne Zweifel dem Glauben hingegeben, daß das Ende des ersteren durch die Nachricht von Henrys Tod herbeigeführt worden sei.«

»Hast Du nicht dasselbe geglaubt?«

»Ja, bis Doctor Withers mir versicherte, daß der Oberst auch ohne diese Trauerbotschaft gestorben wäre. Er halte sich schon mehrere Monate unter ärztlicher Behandlung befunden und seine Hoffnung ging nur dahin daß er so lange am Leben bleiben möchte, bis seine Söhne zurückgekehrt wären. Aber er weigerte sich, sie selbst zurückzurufen, obschon ihm Doctor Withers sein bevorstehendes Ende angekündigt hatte.«

»Davon hast Du mir nie etwas gesagt und es thut mir leid, daß ich in meinem Innern seinen Tod dem armen Claude zur Last gelegt habe. Es freut mich, daß er frei von dieser Sünde ist.«

In tiefe Gedanken versunken, blieb sie einige Augenblicke still, bis ihr Gatte das Schweigen mit der Frage brach:

»Wie steht es jetzt mit Deinen Plänen für Carrie, Lady Betty?«

»Ich werde es ihr überlassen, ihr eigenes Geschick zu bestimmen, sagte sie ernst. »Ich hatte noch niemals in meinem Leben eine Heirath gestiftet, aber diese eine erschien mir so passend und zweckmäßig, daß ich dachte, ich wollte es einmal mit meiner Vermittlung versuchen. Ich habe meine Ansicht geändert, denn ich in jetzt der Ueberzeugung, daß sich dritte Personen nicht in eine so wichtige und geheiligte Sache, wie es das Heirathen ist, einmischen sollen. Wenn Claude Carrie um ihre Hand bittet und sie einwilligt,

werde ich mich nicht widersetzen, ich glaube aber nicht, daß Eines von Beiden jemals heirathen wird.«

»Das weiß ich nicht. Sie sind ganz die Persönlichkeiten die einander anziehen können und wenn Carrie ihn wirklich jemals geliebt hat, so wird ihr sanftes Herz tiefer von ihm gerührt werden, wie er jetzt ist, als wenn er als der glänzende und jugendlich aussehende Mann wie wir ihn erwartet hatten, zurückgekehrt wäre.«

»Carrie ist an Huldigungen gewöhnt, und da Claude ihr keinen Antrag machen wird, so wird sein Zauber ihr schwerlich gefährlich werden.«

Hier endete die Unterhaltung. Es vergingen mehrere Wochen bis die Weihnachtswoche herankam. In der Zwischenzeit hatte Fontaine nur einmal das »Thal« besucht; aber Miß Carleton war gerade nicht zu Hause und sie trafen sich nicht eher, als bis zahlreiche Gäste Mr. Berkeleys gastliche Wohnung füllten.

Mr. Stuart mit seiner Frau und vier Kindern kamen von Valburg, und Verwandte jeden Grades waren zu dem jährlichen Familienfeste eingeladen, so daß kein Winkel des großen Hauses unbesetzt blieb.

Die einzigen Gäste, die nicht zu den Verwandten der Familie gehörten waren die Vanes von Dunlorn.

Bei seiner Ankunft wurde Fontaine von seinen vielen alten Freunden und Verwandten herzlich begrüßt und Isola von allen Seiten gehätschelt und geliebkost. Ihre Schüchternheit verlor sich allmählig und sie nahm bald an allen Spielen der Kinder in dem großen Schulzimmer, das man ihnen eingeräumt, thätigen Antheil.

Fontaine wurde auch dem Mr. Vane, einem dicken blühend aussehenden Manne, der wie ein Stutzer nach der neuesten Mode gekleidet war und einen Augenzwicker trug, vorgestellt.

»Sehr erfreut, Sie in ihrem eigenen Lande zu sehen, Mr. Fontaine,« sagte er pomphaft. »Ich bin stets glücklich, wenn ich die Bekanntschaft eines gereiften Mannes mache. Ich bin selbst in meinen jüngeren Jahren viel gereist und ich denke nur mit Trauer an die schönen Tage zurück. Es ist hart, die Heimath der Künste, wo das eben so angenehm ist, für ein Land des bloßen Ueberflusses, wie das unsrige, verlassen zu müssen. Wir haben als Volk keine

Idealität. Wir sind zufrieden, wenn wir essen, trinken und nach unsrer Weise lustig sein können, ohne uns viel um den geistigen Theil unserer Natur zu bekümmern.«

Fontaine sah dem Sprecher in das rosige Gesicht und dachte, daß der »geistige« Theil, freilich in einem anderen Sinne, hier wenigstens nicht vernachlässigt sei, aber er antwortete höflich:

»Ich fühle mich glücklich, Mr. Vane, daß ich wieder zu Hause bin; aber ich kann nicht mit Ihnen übereinstimmen, daß der gebildete Theil unseres Volkes nur den irdischen Genüssen ergeben ist, denn wir haben Vieles sowohl in der Literatur als in der Kunst geleistet.«

»Möglich, möglich, aber ich denke wir sind für ein großes Volk zu gewinnsüchtig.«

Glücklicher Weise wurde hier die Discussion durch die Annäherung einer großen, verblichen aussehenden Frau deren Gesicht Spuren großer Schönheit zeigte, unterbrochen. Sie war prachtvoll gekleidet, etwas geschminkt und trug ihr Haar in langen Locken. Sie sagte in gedehntem Tone.

»Mr. Vane, stellen Sie mich dem Mr. Fontaine vor und ums Himmels willen unterlassen Sie solche Discussionen, ich bin Ihrer so überdrüssig.«

Die Röthe im Gesichte ihres Gatten nahm eine tiefere Färbung an, er biß sich vor Aerger auf die Lippe, aber er vollzog die Ceremonie der Vorstellung in der hochtrabendsten Weise. Vollkommen überzeugt, daß seine Frau ihm keine Gelegenheit mehr geben werde, die Discussion die er anzuknüpfen im Begriff war, zu erneuern, entfernte sich Mr. Vane, um einen andern Zuhörer zu suchen.

Die Dame schob mit leichtem Anstand ihren Arm in den von Fontaine und sagte mit ihrem verblühten Lächeln:

»Ich glaube, daß Sie und Miß Carleton sich noch nicht getroffen haben. Ich habe sie eben in der Bibliothek verlassen. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so wollen wir sie dort aufsuchen.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame. Ich habe mich bereits nach meiner alten Freundin umgesehen, aber sie war damals, als ich die Heimath verließ, noch ein so junges Mädchen, daß ich kaum

erwarten darf, sie jetzt wieder zu erkennen!« Und er folgte der Leitung der Dame, die ihre eigenen Gründe hatte, um von der ersten Zusammenkunft der Schönen mit ihrem früheren Bewunderer Zeuge zu sein.

»Es ist angenehm,« sagte sie im Weitergehen »daß man Sie wieder unter Ihren alten Freunden zurück hat, Mr- Fontaine. Ich habe öfters, fast mit einem neidischen Seufzer, Ihr schönes Schloß betrachtet und gewünscht, sein Besitzer möge zurückkehren um uns einen Blick in das Innere thun zu lassen. Jetzt, da Sie da sind, werden Sie vermuthlich Gesellschaften geben, um den alten Ruf Ihrer Familie aufrecht zu erhalten?«

»Ich hege nicht den Entschluß, wie ein Einsiedler zu leben Mrs. Vane. Meine Thüren werden stets für meine Freunde geöffnet sein; aber bis meine Tochter erwachsen ist, wird Fontains keine Gebieterin haben, um in meinem Hause die Honneurs zu machen.«

»O, Sie selbstsüchtiger, unartiger Manns davon zu sprechen, daß Sie in diesem alten, großen Platze ledigen Standes Ihr Leben zubringen wollen! Ich erkläre es für eine Sünde, dies zu thun.«

»Es ist ein Gräuel, dessen ich mich jedenfalls schuldig machen werde,« sagte er lächelnd, obschon eine kaum merkbare Beimischung von Schmerz in seinem Tone lag, in dem er dies sagte.

Die hellblauen Augen der Mrs. Vane betrachteten mit forschenden Blicken sein Gesicht und von diesem Augenblicke an war sie vollkommen überzeugt, daß es Claude Fontaine mit seinem Gelübde, niemals zu heirathen vollkommen Ernst sei.

»Um so schlimmer für Sie,« sagte sie in heiterem Tone, »doch hier ist die Bibliothek, in der sich die Königin der Herzen befindet.«

Eine Thür öffnete sich und gestattete den Einblick in ein längliches Zimmer mit zwei Fenstern, die mit grünen Vorhängen beschattet waren. Eine Dame stand an einem Tisch in der Mitte und sah ein Buch mit colorirten Costümbildern durch, aus denen sie Charactere für lebende Bilder aussuchte.

Fontaine sah eine anmuthige Gestalt, die ein Kleid von dunkelblauer Seide trug, das reich mit schwarzen Spitzen garnirt war. Ihr Haar war à la Pompadour zurückgekämmt und ließ die

feinen Umriss ihres ovalen Gesichts hervortreten.

Sie erhob das Haupt, erröthete leicht und trat ruhig näher, als Mrs. Vane sagte:

»Liebe Carrie, ich habe Ihnen einen alten Freund, Mr. Fontaine, gebracht, damit Sie die Bekanntschaft mit ihm erneuern können.«

Mit anmuthiger Herzlichkeit bot sie ihm die Hand und wünschte ihm in wohlgesetzten Worten Glück zu seiner Rückkehr in sein Heimathland. Eine Unterhaltung spann sich dann an und Fontaine's Geschmack wurde bei der Auswahl der Costüme für die Tableaux zu Rathe gezogen. Mrs. Vane sagte wenig, aber sie beobachtete die Beiden heimlich und in Kurzem glaubte sie die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß sie einander wahrscheinlich nie mehr sein würden als sie sich jetzt seien. Sie hatte zwar unbestimmte Gerüchte von ihrer früheren Liebeständelei vernommen aber der ernste Mann und das gereifte Weib waren darüber hinaus, und wenn auch Miß Carleton wirklich noch zärtliche Gefühle gegen ihn hegen sollte, so mußte sie nach der entschiedenen Erklärung Fontaine's, daß er kein Ehestandscandidat sei, jede Schaustellung derselben unterdrücken.

Als Mrs. Vane mit sich darüber im Reinen war, verweilte sie unter dem Vorwande, die Bücher zu besehen noch so lange im Zimmer, bis andere Gäste eintraten und den Beiden am Tische Gesellschaft leisteten; dann entfernte sie sich und suchte ihren Sohn auf.

Sie fand Philipp in der sogenannten Junggesellenhöhle, einem großen Zimmer in der Mansarde, das bei solchen Gelegenheiten den unverheiratheten männlichen Gästen eingeräumt wurde.

Philipp« der sich verspätet hatte, war allein und damit beschäftigt, seine ausgesuchte Toilette zu vollenden. Nachdem Mrs. Vane ihren schönen Sohn hinlänglich bewundert hatte, theilte sie ihm mit, daß nach ihrer Ueberzeugung Mr. Fontaine niemals heirathen werde und daß er wiederholt erklärt habe, seine Adoptivtochter zur alleinigen Erbin seines Vermögens machen zu wollen.

Darauf entgegnete der frühreife, praktisch geschulte Sohn:

»Du und mein Vater sagen mir immer, daß ich nach Geld heirathen müsse. Dieses Kind wird ein glänzendes Vermögen haben, wenn Mr. Fontaine seine Absicht ausführt. Ich werde deshalb

keine Gelegenheit versäumen mich der Kleinen angenehm zu machen, damit sie mit dem Gedanken aufwächst, daß ich der angenehmste und liebenswürdigste Mensch sei. Ist das nicht ein guter Plan, Mutter?«

»Wenigstens kannst Du nichts dabei verlieren, und wenn ihre Aussichten sich ändern, so bist Du an nichts gebunden. Bevor Ihr Beide alt genug seid, um ans Heirathen denken zu können, muß sich die Absicht ihres Beschützers entscheiden. Wenn Claude Fontaine in acht Jahren nicht heirathet, so wird er niemals unter das Ehejoch kommen. Bist Du jetzt endlich fertig? Die Glocke hat bereits das erste Zeichen zum Essen gegeben.«

Einige Augenblicke darauf trat Mrs. Vane, stolz auf den Arm ihres schönen Sohns gestützt, in das Empfangszimmer. Philipp erhielt von allen Seiten freundliche Grüße, die er mit seinem gewinnenden Lächeln und seiner gewandten Zunge erwiderte. Miß Carleton rief ihn an ihre Seite, um ihn dem Mr. Fontaine vorzustellen, der mit ihr aus der Bibliothek eingetreten war. Der Eindruck, den der Jüngling aus den gereiften welterfahrenen Mann hervorbrachte, war, wie überall, ein sehr günstiger.

Das Weihnachtsmahl zeichnete sich durch die geschmackvolle Ausstattung der Tafel und die Trefflichkeit der Speisen ganz besonders aus, denn Mrs. Berkeley war als tüchtige Hausfrau stolz auf ihre Küche.

Am Abende fanden Tanz und Weihnachtsspiele statt, woran auch die Kinder theilnehmen durften. Fontaine war überrascht über den Eifer, mit dem seine sonst so schüchterne Isola auf beide einging. Die fremdartige Leichtigkeit und Grazie, mit der sie tanzte, erregte die allgemeine Bewunderung der Zuschauer.

Fontaine hatte sich vorgenommen nicht länger als einen Tag und eine Nacht »im Thale« zu verweilen; aber die ungekünstelten Beweise von Wohlwollen, die man ihm von allen Seiten zu Theil werden ließ, fanden eine warme Erwiderung in seinem Herzen und bestimmten ihn, seinen Aufenthalt auf die ganze nächstfolgende Woche auszudehnen.

Während dieser Tage kam er vielfach in Berührung mit Miß

Carleton. Sie behandelte ihn mit der freundlichen Leichtigkeit alter Bekanntschaft, aber es lag keine Coquetterie in ihrem Benehmen, noch viel weniger machte sie einen Versuch, ihn an ihre Seite zu ziehen. Sie war stets natürlich, anmuthig und reizend, aber sie dachte mehr an Andere als an sich und wo sie ging verbreitete sie Leben und Heiterkeit.

Mehr als einmal fragte sich Fontaine, warum er ihr nicht vor Antritt dieser verhängnisvollen Reise sein Herz unwiderruflich geschenkt habe. Die schreckliche Erinnerung, die ihn verfolgte, mußte jetzt für immer jeden Gedanken an Liebe aus seiner Seele verbannen.

Beim Abschiede »vom Thale« wurde Fontaine von allen Seiten mit Einladungen überhäuft und überall wurde der Wunsch beigefügt, daß er seine adoptirte Tochter mitbringen möge. So nahm Isola in der Gesellschaft die von ihm gewünschte Stellung ein und die Aussicht auf die frohe Zukunft, die ihrer harnte, erfüllte ihn mit Dankbarkeit und machte ihn beinahe glücklich.

Mr. Vane hatte Gelegenheit gefunden ihn mit seinen Discussionen über Kunst zu langweilen und Mrs. Vane hatte ihr süßestes Lächeln und alle ihre eingelernten Schmeicheleien an ihm verschwendet.

Er versprach ihnen sie in Dunlorn zu besuchen, denn er hatte wirklich an Philipp Gefallen gefunden, der ihm nur die anziehendsten Seiten seines Charakters gezeigt hatte, wie er es gegen Jeden außer seinem eigenen Hause that.

Als der Wagen nach Fontains zurückfuhr, drückte sich Isola an die Seite ihres Beschützers und preßte ihre kleine Hand in die seinige.

»Warst Du recht glücklich, mein liebes Kind?« fragte er. »Du schienst Dich so gut zu unterhalten daß es mir leid that, Dich von dort entfernen zu müssen.«

»O ja. Ich war glücklich wie die Kinder in der Feengeschichte, wo die gute Pathe ihnen Alles gab, was sie sich wünschten. Aber es thut mir nicht leid, daß ich wieder wie sonst bei Ihnen bin. Ich spiele gerne mit diesen fröhlichen Kindern, aber am liebsten bin ich bei Ihnen.«

Er zog sie näher an sein Herz und fragte sie:

»Möchtest Du nicht gerne zum Unterrichte nach »dem Thale«

gehen? Mrs. Berkeley hat mir in dieser Beziehung ein sehr freundliches Anerbieten gemacht und Miß Carleton hat sich erboten, Deinen Musikunterricht fortzusetzen, bis ein geeigneter Lehrer gefunden wird. Es ist sehr gütig voll ihr und sie spielt und singt ausgezeichnet.«

»Es wird mir große Freude machen, wenn ich alle Abende wieder zu Ihnen zurückkehren kann. Ich könnte nicht glücklich sein, wenn ich Sie die ganze Woche allein lassen müßte. Ich verspreche, der Miß Carleton die so gütig gegen mich ist, so wenig als möglich Mühe zu machen. Ich werde recht aufmerksam sein und mich fleißig üben.«

»Dann ist Alles in Ordnung. Ich werde Dich jeden Tag durch einen verlässigen Diener hin- und zurückbringen lassen. So kannst Du in acht Tagen Deine Studien unter Mr. Landon wieder aufnehmen.«

Isola vernahm diese Nachricht mit Freude, denn die Kinder »im Thale« hatten ihr ganzes Herz gewonnen.

Siebentes Capitel.

Sieben ereignißlose Jahre sind seit dem Schlusse des letzten Capitels verflossen. Die Kinder, die darin vorgeführt wurden sind in das Alter der Reife getreten und Claude Fontaine ist noch immer ein Junggeselle.

Eine feste und dauernde Freundschaft hat sich zwischen ihm und Miß Carleton angeknüpft, die, stets noch glänzend in ihrer gereiften Schönheit und heiteren Sinnes wie immer, alle Freier abgewiesen hat, die ihre Reize und ihr Ruf als Erbin um sie versammelt hatten. Wenn zuweilen Anspielungen darüber laut wurden, daß der eingefleischte Junggeselle Fontaine sich am Ende doch noch vor der lebenswürdigen Carrie beugen würde, so erklärte diese ruhig, daß er und sie nur die besten Freunde seien und daß sie einander nie etwas Anderes zu werden hofften.

Die Bergluft hatte auf Isolas Wangen dauernde Rosen hervorgerufen, ihr Teint wurde heller und mit siebzehn Jahren war sie allgemein als Schönheit anerkannt und der Stolz und die Freude ihres Adoptivvaters. In Bezug auf die Bildung ihres Charakters hatte sie besonders dem Einflusse der Miß Carleton die ihr stets eine aufrichtige und liebevolle Freundin war, Vieles zu danken. Dagegen blickte aber auch Isola mit einer wahren Verehrung auf ihre mütterliche Rathgeberin. Anmuthig, sanft, wahr und nützlich wie Miß Carleton zu werden, war ihr höchstes Bestreben.

Philipp Vane und George Berkeley hatten miteinander die Universität Oxford bezogen von der sie so eben nach vollendeten Studien nach Hause zurückgekehrt waren.

George war ein hübscher braunlockiger junger Mann, in dessen ehrlichen blauen Augen sich seine Seele widerspiegelte. Er wußte sich gewandt und zierlich auszudrücken und wenn Philipp nicht zugegen war, konnte er für einen wirklich schönen Mann gelten.

Wer aber vermochte mit dem glänzenden Philipp den Vergleich auszuhalten? Im Colleg war er nur unter dem Namen Adonis

bekannt und ein vollkommneres Muster männlicher Schönheit durfte schwer zu finden sein. Er war fast sechs Fuß hoch, aber vollkommen ebenmäßig und zierlich gebaut. Sein Gang war leicht und elastisch und sein Benehmen hatte die nachlässige Anmuth eines Mannes, der an Erfolg in der Gesellschaft gewöhnt ist.

Während seiner Abwesenheit zu Oxford hatte kein regelmäßiger Verkehr zwischen Dunlorn und Fontaine stattgefunden da das gespreizte Wesen und das langweilige Geschwätz des Mr. Vane und seiner Frau dem ernstesten und fein gebildeten Fontaine in hohem Grade zuwider waren.

Als dagegen sein Liebling Philipp wieder zurückkam, war er mehr zur Geselligkeit geneigt und wohnte mit seiner Tochter allen den kleinen Festlichkeiten bei, die zu Ehren der jungen Männer in der Nachbarschaft stattfanden.

Es war jetzt schon kein Geheimniß mehr, daß sowohl Berkeley als Vane sich bis zum Sterben in die liebenswürdige Erbin verliebt hatten. Isola dagegen behandelte Beide mit der freundschaftlichen Ungezwungenheit ihrer früheren Tage, gab aber keinem von ihnen eine Aufmunterung. Dies verbot ihr schon die Rücksicht, die sie ihrem Vater schuldig zu sein glaubte.

Fanny Berkeley hatte sich zu einer piquanten kleinen Fee entwickelt, deren lachende Augen und blonde Locken ihr fast die Erscheinung eines Kindes gaben. Sie und Isola waren die besten Freundinnen und es vergingen wenige Tage, wo sie nicht entweder in Fontains oder »im Thale« mit einander zusammentrafen.

Im Laufe dieser Jahre hatte Fontaine seine äußere Ruhe wieder erlangt; aber in den einsamen Stunden die er in seiner Bibliothek zubrachte, hatte sich eine krankhafte Leidenschaft für Studien über die Nachtseite der Natur in ihm entwickelt.

Unter den von seinem Vater angeschafften Büchern befand sich auch eine seltsame Sammlung von Werken welche sich mit übernatürlichen Erscheinungen beschäftigten und in die Geheimnisse derselben einzudringen suchten.

So wenig er geneigt war, all das Uebernatürliche solcher Erscheinungen zu glauben, so erging es ihm doch wie so vielen

Andern vor ihm, d. h. er vermochte keine natürliche Erklärung für dieselben zu finden.

Uebrigens war es kaum zu verwundern, wenn dieser einsame kummerbelastete Mann, der mit einer lebhaften Einbildungskraft einen gewissen Hang zum Wunderbaren verband, von dem geheimnißvollen bleiche der Schatten wie von einem Zauber angezogen wurde; denn trotz seiner äußeren Ruhe machten die schrecklichen Erinnerungen deren er sich nicht entledigen konnte, von Zeit zu Zeit ihre Macht geltend und dann begrub er sich Tage lang in die Einsamkeit und verweigerte selbst Isola den Zutritt.

Wenn dann die schwarzen Stunden vorüber waren, so mischte er sich wieder unter seine Freunde, jede Zerstreuung ergreifend, die ihn voll seinen trostlosen Grübeleien abziehen konnte; denn Claude Fontaine fürchtete vor Allem, daß sein Gemüth der Bürde, mit der es belastet war, unterliegen möchte, und die Besorgniß, daß es zuletzt voll Wahnsinn heimgesucht werden konnte, schwebte ihm stets wie ein Gespenst vor. Seine Leiden blieben aber in seiner eigenen Brust verschlossen und blos seine helleren Stunden wirren seinen Freunden gewidmet.

Eines Abends hatte er eine seltsame Gespenstergeschichte gelesen, in welcher weiße, graue und schwarze Geister ihr Wesen trieben. Die Erzählung war interessant und spannend, und als er das Buch weglegte und, in seinem Stuhle zurückgelehnt, über den Inhalt nachdachte, hatte sich bereits die Dämmerung eingestellt.

Es war Sommer, die Fenster waren sämmtlich geöffnet und wie er so in träumerischem Zustande dasaß und die immer tiefer werdenden Schatten draußen beobachtete, stahl sich plötzlich eine Stimme, deren Ton sein Blut erstarren machte, in leisem, sanftem Murmeln an sein Ohr.

Er sprang auf — horchte aufmerksam, aber die Töne, die ihm durch Mark und Bein drangen, dauerten noch immer fort. Es kam ihm vor, als ob es die Stimme seines hingeschiedenen Bruders sei, die mit ihm spreche. Mit emporgesträubtem Haare und dicken Schweißtropfen auf der Stirne untersuchte Fontaine alle Winkel des Gemachs, denn die Stimme schien aus der Ecke ganz in seiner

Nähe herbeizukommen. In der schrecklichen Seelenangst, die ihn überkam, rief er zuletzt aus:

»Henry, bist Du es wirklich? Ist es Dir endlich gestattet worden, mit mir in Verbindung zu treten?«

Die Antwort ließ sich mit furchtbarer Bestimmtheit vernehmen.

»Ja, es ist mir gestattet worden. Meine Bitten haben mir endlich diese Gnade verschafft.«

»Und was wünschst Du voll mir?«

»Sühnung — Gerechtigkeit. Du hast Dir mein Erbe angeeignet, während mein Kind in Armuth lebt. Suche es auf, nimm es an der Stelle der Fremden, die Du in Dein Haus aufgenommen, an Dein Herz.«

»Dein Kind, Georg?« Ich habe nicht gewußt, daß ein solches Wesen existiert.«

»Savella Savelli war mein Weib. Nach meinem Tode wurde eine Tochter geboren, deren Geburt die Mutter nicht überlebte. Suche sie auf, bringe sie hierher und ich verzeihe Dir Alles.«

»Wo soll ich sie denn finden?«

»Sie befindet sich gegenwärtig auf dem Wege zu Dir. Nimm sie auf, ich befehle es Dir, wenn Du Vergebung für Deine Todsünde hoffst, und der Himmel wird Deine Reue annehmen.«

Die Stimme erhob sich kaum über einem Geflüster, aber die Worte wurden deutlich gesprochen und Fontaine bildete sich sogar ein, daß er den Hauch des Sprechers in seinen Haaren fühle und er hätte schwören wollen, daß es die Stimme seines Bruders sei.

Wie gelähmt sank er auf seinen Stuhl nieder und murmelte:

»Gott im Himmel! Bin ich das Opfer einer Täuschung, oder kann dies wirklich Wahrheit sein?

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

»Claude,« sagte die Stimme, »ich bin hier an Deiner Seite, obschon Deine gröberen Sinne mich nicht wahrnehmen können. Mein Kind, meine Savella, befindet sich auf dem Wege zu Dir, begleitet von ihrer Tante und einem heiligen Vater der Kirche. Meine Tochter gehört dem alten Geschlechte der Fontains an, nimm sie an

Dein Herz und die Vergangenheit ist Dir verziehen.«

»Laß sie kommen,« stöhnte der aufgeregte Horcher, »ich will ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Genügt Dir Dieses Versprechen Heinrich?«

»Ja. Meine Mission ist erfüllt. Lebe wohl.«

Die Töne schienen sich in der Ferne zu verlieren, aber als sie verklungen waren, erlangte Fontaine seine Besinnung wieder und blickte in die zunehmende Dämmerung hinaus, um zu sehen, ob sich Niemand in der Nähe des Fensters befand, obschon er kaum glauben konnte, daß es Jemand wagen würde, ihm einen solchen Streich zu spielen. Er ging an alle Fenster, konnte aber Niemand unter denselben erblicken. Der Rasenplatz war von Bäumen beschattet, aber kein Strauch wuchs in der Nähe des Hauses, unter dem sich ein lebendes Wesen verbergen konnte und mit einem Gefühle voll unaussprechlichem Entsetzen kam Fontaine zu dem Schlusse, daß der Todte wirklich mit ihm gesprochen habe.

Dann stiegen aber doch wieder Zweifel in ihm auf, ob die Stimme eine wirkliche, ob sie nicht eine Sinnestäuschung gewesen. Daraus zündete er seine Lampe an, ein Geschäft, das er in diesem Zimmer stets selbst verrichtete. Ihr Licht fiel auf ein Gesicht so starr und farblos wie Stein, und mit wankendem Schritte ging er an ein Büchergestell und nahm ein mathematisches Werk herab.

»Ich will daran prüfen, ob ich noch bei gesundem Verstande bin,« sagte er. »Kann ich den Inhalt verstehen« so bin ich noch gesund, denn kein Wahnsinniger vermöchte solche Aufgaben zu lösen.«

Eine Zeit lang war er so beschäftigt und nach und nach kehrte die Farbe des Lebens in seine Züge zurück.

»Ich bin noch nicht wahnsinnig,« sagte er, das Buch schließend, »aber ich bin überzeugt, ja ich habe die Gewißheit, daß ich die Stimme gehört, daß ich darauf geantwortet habe. Meine Nichte, meines Bruders Kind, auf dem Wege zu mir! Ich will warten. Wenn sie kommt, so weiß ich, daß es keine Sinnestäuschung war und mein Versprechen soll gehalten werden. O Gott, vergieb mir die Sünde, die ich so bitter bereut habe, und hilf mir, sie zu sühnen.«

In diesem Augenblicke ließen sich draußen heitere Stimmen

vernehmen und eine Gesellschaft junger Reiter stieg vor dem Hause ab. Isola war in Begleitung von Fanny, George und Philipp von einem Nachmittagsausflug zurückgekehrt. Es war heller Mondschein und Fontaine hörte, wie die Besucher sich darüber verständigten, das Essen in Fontains einzunehmen und dann nach »dem Thale« zurückzukehren. Sie gingen in das Haus und wenige Augenblicke darauf kam Isola in der heitersten Stimmung in die Bibliothek, um ihrem Beschützer von ihrem Spazierritt Bericht abzustatten.

Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihn, als er sie ansah. Dieses Kind seines Herzens sollte eine Nebenbuhlerin in dem Hause haben, das sie als das ihrige zu betrachten gelehrt worden war. Wenn die Stimme die Wahrheit gesprochen, so würde Eine kommen, deren Ansprüche auf die Erbschaft denen Isolas vorgingen. Fontaine zog sie an seine Seite und hielt sie so lange schweigend umfaßt, daß sie darüber unruhig wurde.

»Vater« Sie sind krank,« sagte sie plötzlich. »Ist etwas geschehen was Sie aufgeregt hat? Sie sehen blaß aus wie der Tod.«

»Ich bin, wie ich glaube, vollkommen wohl. Es ist nichts vorgefallen, was Dich beunruhigen kann. Gehe zu Deinen jungen Freunden und unterhalte Dich mit ihnen. Ich werde diesen Abend nicht erscheinen.«

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blicke, und ihre Hand fuhr schmeichelnd durch das weiße Haar, das seine Stirn beschattete.

»Kommen Sie mit mir,« bat sie, »Philipp ist heute in seiner fröhlichsten Stimmung, er und George haben während unseres Ritts ein förmliches Witzfeuer unterhalten. Ueberdieß hat Fanny auch eine Botschaft von Cousine Carrie.«

»Nein, nein,« sagte er traurig, »meine schwarze Stunde ist wieder da, und ich kann Niemand sehen. Gehe zurück und entschuldige mich.«

Er schob sie von sich weg, wie sie sich aber mit Widerwillen wendete, sah er, daß eine Thräne über ihre Wange herabrollte. Er küßte sie zärtlich und sagte:

»Sei nicht besorgt um mich, liebes Kind. Ich werde bald wieder meine gewöhnliche Heiterkeit erlangen. Du solltest Dich bereits an

mein mürrisches Wesen gewöhnt haben. Ich habe so lange meinen Launen nachgehungen daß ich sie nicht mehr beherrschen kann, und Du mußt deshalb Nachsicht mit mir haben.«

»O Vater« sprechen Sie doch nicht so. Nachsicht mit Ihnen, meinem besten, meinem einzigen Freunde. Sie verwunden mein Herz mit solchen Worten. Ich bin Ihr Kind, Ihr Slave, wenn Sie es verlangen, denn keine Liebe kann zu groß sein für das, was Sie all mir gethan haben. O wenn ich Sie nur trösten, wenn ich Ihrem Leben Freude bringen könnte, wie glücklich würde ich sein.«

»Isola,« erwiderte Fontaine zärtlich. »Du warst und bist noch immer der Liebling meines Herzens. Kein anderer Anspruch soll Dich jemals aus dem ersten Platze in meiner Liebe verdrängen. Aber in meinen Anfällen von Melancholie kann mir Niemand Beruhigung bringen. Allein muß ich mit dem Trübsinn kämpfen, der mich zuweilen überwältigt, doch werfe ich ihn immer wieder ab. Laß Dein junges Gemüth nicht durch meine Anfälle von Mosanthropie verdüstern. Dein Leben darf keinen Antheil daran haben. Gehe nun, sei glücklich mit denen, die Du liebst, und vergiß, daß ich in Deiner Nähe bin.«

»Als ob mir dies möglich wäre. Doch ich will Ihnen gehorchen.«

Als sie sich zum Gehen anschickte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, und er hielt sie mit der Frage zurück:

»Isola, hat Dir einer von diesen jungen Männern schon eine Erklärung gemacht? Hast Du ihnen gestattet, das auszusprechen, was sie, wie ich weiß, für Dich fühlen?«

Eine tiefe Röthe überzog ihr Gesicht und sie sagte schnell:

»Nein, Sir, ich habe es nicht gestattet. Sie sind mir beide zu werth, als daß ich die Veranlassung sein möchte, daß sie meiner wegen Nebenbuhler werden. Ueberdieß haben Sie mir gesagt, Vater, daß ein Mädchen ein reiferes Alter erreicht haben muß als ich, bevor sie daran denken darf, einen Gatten zu wählen.«

»Das ist richtig, aber das Herz richtet sich nicht immer nach dem Verstand. Aber das Deinige hat vielleicht bereits zu Gunsten eines dieser jungen Männer gesprochen denn ich halte sie beide für edel und aufrichtig. Wenn dies der Fall ist, so gieb mir nur einen Wink und

— ja, nein — wie sollte ich das Schicksal zu lenken suchen?

Er brach plötzlich ab und Isola betrachtete ihn mit dem größten Erstaunen.

»Ist es Ihr Wunsch, daß ich einen von ihnen heirathen soll?« fragte sie.

»Ich glaube, daß es Deine Bestimmung ist, einen von ihnen zu heirathen,« erwiderte er ernst. »Beide haben Dich von Kindheit an geliebt und wenn man die ganze Welt durchsuchen wollte, so würde man, wie ich glaube, keine zwei edleren Muster von Männlichkeit aufzufinden vermögen. George ist redlich und aufrichtig und mit einem gesunden Verstand verbindet er ein liebevolles Herz. Philipp ist glänzend, zuweilen zwar etwas unbeständig, aber auch er hat das rechte Metall in sich. Du bist keine Coquette, Isola, und in Deinem Herzen muß ein Vorzug für den Einen oder Andern sich regen, wenn Du es auch nicht eingestehen willst.«

Wieder überflog eine brennende Röthe ihr Gesicht und mit leisem Tone gab sie zur Antwort:

»Es ist wahr, aber Sie sehen mein Herz auf eine grausame Probe.«

»Auf keine grausame, sondern auf eine liebevolle, mein Kind, denn ich habe Gründe von der größten Wichtigkeit, das Geheimniß Deiner Seele kennen zu lernen. Wem hat meine Perle ihr Herz geschenkt?«

»Wie können Sie mich bei meiner Liebe zum Schönen noch fragen? Ihm, dessen Aeußeres makellos ist, wie ich es auch von seinem Inneren glaube.«

Ein Schatten der Enttäuschung flog über das Gesicht Fontaines.

»Ich hätte es mir denken können,« sagte er langsam. »Philipp ist unwiderstehlich. Doch hatte ich ihn in Gedanken für Fanny bestimmt und den armen George für Dich. O Isola, sein edles Herz wiegt all die Schönheit des Andern auf; aber da Du Deine Wahl getroffen hast, so will ich nichts dagegen einwenden. Ich habe meine Ansicht über frühe Heirathen geändert. Da Dich Vane liebt, so laß ihn sprechen. Ich kann das Uebrige mit seinen Eltern abmachen.«

Isola legte ihre Hand in die seinige und sprach ihm ruhig ihren Dank aus. Sie war über die plötzliche Aenderung seiner Gesinnung ganz verwirrt. Bisher hatte sie es kaum gewagt, den Vorzug ihres eigenen Herzens sich einzugestehen; aber das plötzliche Gefühl des Glückes, das ihr ganzes Wesen durchdrang, sagte ihr deutlich genug, wie viele Fortschritte Philipp bereits in ihrer Liebe gemacht hatte.

»Meine liebe Isola,« sagte Fontaine freundlich, »Dein Glück soll meine erste Sorge sein und ich werde, was sich auch ereignen mag, jedenfalls Alles thun, um dasselbe sicher zu stellen.«

Im Tone seiner Stimme lag etwas, was ihre Besorgniß erregte.

»Steht uns ein Unglück bevor, Vater?« fragte sie ängstlich. »Sie sprechen, als ob Sie etwas Derartiges befürchteten.«

»Nein, nein, laß Deinen Liebestraum nicht durch Besorgnisse verdüstern. Ich kann Deine Zukunft sicher stellen und es ist mein unabänderlicher Entschluß, es zu thun. Geh' nun, ich wünsche allein zu sein.«

Er führte sie an die Thüre, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und schloß hinter ihr zu. Sie hörte, wie er den Schlüssel im Schlosse umdrehte und in einem wahren Aufruhr von Gefühlen schloß sie sich ihrer Gesellschaft wieder an. Ihr ausdrucksvolles Gesicht war; lesbar wie ein offenes Buch und die drei, die auf ihre Rückkehr warteten, sahen sogleich, daß sie etwas heftig bewegt haben müsse. George Berkeley fragte besorgt, ob Mr. Fontaine Unwohl sei, worauf Isola bejahend antwortete und beifügte, daß er ihr ausgetragen habe, ihn wegen seines Nichterscheinens zu entschuldigen. Philipp Vane sprach nicht, aber ein beredeter Blick aus seinen ausdrucksvollen Augen wurde unwillkürlich von Isola erwiedert und die dunkle Röthe, die darauf ihr Gesicht überzog, ward zum Verräther an ihrem Geheimnisse. George sah es und ein krampfhafter Schmerz durchzuckte sein Herz.

»Ist etwas Ungewöhnliches mit Mr. Fontaine vorgegangen?« fragte Fanny. »Ich heilte ihn gar zu gerne gesehen, denn Cousine Carrie hat mir aufgetragen, ihm zu sagen, daß sie heute morgen einen Brief von einer Freundin erhalten habe, der ihn ganz

besonders interessirt. Sie hätte ihm denselben geschickt, da er aber auch Mittheilungen enthält, die sich auf die Privat-Verhältnisse der Mrs. Elmsly beziehen, so konnte sie es nicht thun.«

»Der Vater hat wieder einen seiner gewöhnlichen Anfälle von Melancholie und da erscheint er niemals. Ich denke Du wirst am besten thun, wenn Du Cousine Carrie's Botschaft niederschreibst. Ich will sie dann mit seinem Thee hineinschicken. Hier sind Schreibmaterialien.«

Fanny war kaum mit dem Schreiben fertig als das Essen angemeldet wurde und die Gesellschaft sich zu Tisch setzte. George schien, ohne daß man sichs erklären konnte, warum, im höchsten Grade verstimmt. Er gab keine Antwort auf die glänzenden Witzworte Philipps, ja er schien sie kaum zu hören, so tief war er in Gedanken versunken; aber die beiden Mädchen lachten und antworteten Philipp in demselben fröhlichen Tone, bis sich George von ihrer Heiterkeit fast erdrückt fühlte.

Isola strahlte von dem neuen Glück, das gleich einer Sonne in ihrem Leben aufgegangen und Vane dachte:

»Sie ist gewonnen. Ich brauche nur zu sprechen und dieses herrliche Wesen mit ihrer kostbaren Erbschaft ist mein. Philipp Vane, du bist unter einem glücklichen Stern geboren.«

Ein Zettel von Mr. Fontaine als Antwort auf Fannys Mittheilung wurde gebracht. Er lautete:

»Bitte Miß Carleton, den Theil ihres Briefes, der für mich voll Interesse ist, abzuschreiben. Ich will ihn morgen früh abholen lassen. Sie wird entschuldigen, daß ich ihn nicht persönlich abhole. C. F.«

Kurz darauf trennte sich die Gesellschaft. Philipp ritt mit George und Fanny nicht nach dem »Thale« zurück, - sondern schlug den nächsten Weg ein, der nach Dunlorn führte, da ihm daran lag, seiner Mutter so schnell als möglich die frohe Nachricht zu bringen, daß er endlich Hoffnung habe, daß Isola seinen Antrag nicht ausschlagen werde.

Die beiden Geschwister ritten lange Zeit schweigend neben einander her, bis endlich Fanny sagte: »Ich habe Isola noch nie so

reizend gesehen, wie an diesem Abend. Ihre Augen waren mit Licht gefüllt und ihre Heiterkeit hatte fast einen krampfhaften Anstrich. Etwas muß sie, während sie sich bei Mr. Fontaine befand, lebhaft erregt haben. Was es auch gewesen sein mag, jedenfalls hat es sie sehr glücklich gemacht.

»Ja,« erwiderte ihr Bruder mit Bitterkeit, »sie war s wirklich strahlend; von mir aber schien sie noch niemals so weit entfernt, als in den letzten Stunden. O Fanny, als ich in meiner Knabenzeit mich thörichter Weise rühmte, daß ich die Erbin von Fontains heirathen wolle, dachte ich nicht daran, daß ich sie mit solcher Innigkeit lieben würde, daß ich sie, wäre sie heilte freund- und obdachlos, ohne Bedenken als den kostbarsten Schatz meines Lebens an mein Herz nähme. Jetzt ist sie für mich verloren — verloren — verloren!«

»Aus welchem Grunde behauptest Du dies, George?« fragte Fanny erstaunt. »Isola hat noch keinem Andern ihr Jawort gegeben und es ist ja doch nur eine Vermuthung, wenn Du Philipp für Deinen begünstigten Nebenbuhler hältst.«

»Ich weiß es besser,« antwortete er traurig. »Heute Abend hat Isola zum ersten Male verrathen, daß sie ihn bevorzugt. Ich werde von hier weggehen, Fanny. Ich kann nicht dableiben und sehen, wie die Liebe meines Herzens an einen Andern gegeben wird. Ich werde das Anerbieten, das der Vater erhalten hat, annehmen. Es giebt jetzt nichts mehr, was mich hier zurückhalten könnte.«

»Lieber Bruder, wie soll ich ohne Dich zurecht kommen? Ich habe so lange mit Sehnsucht Deiner Rückkehr von der Universität entgegengesehen und jetzt willst Du mich schon wieder verlassen. Wenn es wirklich wahr ist, daß Philipp und Isola in einander verliebt sind, so werden sie so viel mit sich zu thun haben, daß ich ganz vereinsamt sein werde.«

»Noch nicht ganz, Mist Fanny. Du vergißt, daß Du in der nächsten Saison von der Tante Stuart in die Londoner Gesellschaft eingeführt werden sollst, wo Dein schönes Gesicht und Deine rasche Zunge Dutzende von Bewunderern um Dich schaaren werden. Doch laß uns jetzt schneller reiten, denn es ist bereits spät und wir sind lange über die gewöhnliche Zeit aus.«

Als sie nach Hause kamen, hatte sich die Familie mit Ausnahme der Miß Carleton bereits zur Ruhe begeben. Fontaines Auftrag wurde ihr ausgerichtet und von ihr, Ehe sie sich niederlegte, vollzogen. Die Mittheilung, die sie ihm zu machen hatte, war so seltsamer Art, daß sie Nicht ohne Besorgniß den Ereignissen und Veränderungen entgegensah, die sie möglicherweise hervorbringen würde.

Achtes Capitel.

Claude Fontaine schlief nur wenig in dieser Nacht. Als er sich in später Stunde zur Ruhe begab, wurde sein Schlaf durch schreckliche Träume unterbrochen, in denen die Szene in der Bibliothek sich von neuem abspielte und mehr als einmal konnte er sich nur schwer überzeugen, daß sie diesmal ein bloßes Gebilde seiner Phantasie und nicht wie am vorigen Abend eine schreckliche Wirklichkeit war.

Beim ersten Grauen des Tags stand er auf und lief mehrere Stunden gedankenvoll und planlos im Freien umher. Als er nach Hause zurückkam, ließ er sich das Frühstück in die Bibliothek bringen und mit ihm erhielt er das Billet von Miß Carleton, das auf seinen Befehl ein Bedienter »im Thale« abgeholt hatte.

Er hatte keinen Appetit und nachdem er eine Tasse schwarzen Koffer getrunken, entließ er den alten Diener und erbrach das Siegel. Zweimal überlas er die Zeilen und noch immer wollte er nicht glauben, daß er sie richtig verstanden habe.

Miß Carleton hatte die betreffende Stelle aus dem Briefe ihrer Freundin wörtlich abgeschrieben. Sie lautete folgendermaßen:

»Ich habe Ihnen etwas sehr Merkwürdiges mitzutheilen, das diesen distinguirten Mr. Fontaine betrifft, der ein Freund von Ihnen ist und dessen Bekanntschaft ich, wie Sie wissen, auf der Ueberfahrt nach Frankreich gemacht. Die Geschichte ist aber so romantisch, daß sie mir fast unglaublich vorkommt. Wie Ihnen bekannt, ist mein Gatte Eigenthümer mehrerer Schiffe, von denen eines in den letzten Tagen aus Italien zurückgekehrt und drei Passagiere mitgebracht hat, einen Priester, eine Dame von mittlerem Alter und ein Mädchen von siebzehn Jahren. Alle drei sprechen geläufig englisch, aber die Dame mit etwas fremdartigem Accent.

»Mein Mann, der mit ihnen ein Geschäft hatte, lud sie, da sie gute Empfehlungsbriefe bei sich führten, in unser Haus ein und so machte ich ihre Bekanntschaft.«

»Jetzt aber kommt das Romantische der Geschichte. Der Zweck ihrer Reise ist, auf das väterliche Vermögen des jungen Mädchens Savella Fontaine Anspruch zu erheben. Die ältere Dame ist die Stiefschwester ihrer Mutter, die, wie es scheint, an den Bruder von Mr. Claude Fontaine, während seines Aufenthalts in Italien, verheirathet war. Er wurde von einem eifersüchtigen Nebenbuhler ermordet und seine Frau starb bald nach der Geburt des Kindes, das seine Tante als ihr eigenes aufzog. Sie hat ihrer Nichte eine gute Bildung geben lassen und diese scheint eine ruhige und artige Person zu sein, obschon sie nicht besonders hübsch ist.«

»Ich fragte natürlich, warum man die Ansprüche der Erbin nicht früher geltend gemacht habe und Signora Roselli gab darauf zur Antwort, daß sie erst in der letzten Zeit über den Geburts- und Aufenthalts-Ort der Brüder authentische Nachrichten erhalten hätten. Sie hätten sie während ihres Aufenthalts in Rom blos dem Namen nach und als zwei reiche Engländer gekannt, ohne etwas Näheres über ihre Familie zu wissen.«

»Auch der Ermordung seines Bruders verließ Claude Fontaine in einem fast wahnsinnigen Zustande Rom. Die Schwester der Signora Roselli lag an einem hitzigen Fieber darnieder und es dauerte mehrere Wochen bis sie im Stande war, ihre Heirath mit Henry Fontaine einzugestehen und die Papiere aufzuzeigen, die ihre Gültigkeit bewiesen. Der Priester, der sie begleitet, hat die Trauung vollzogen, und er hat auch die nöthigen Beweise für deren Gültigkeit mitgebracht.«

»Ich erinnere mich noch mit Interesse des liebenswürdigen Kindes, das Mr. Fontaine, als ich mit ihm zusammentraf, bei sich hatte. Er sagte mir, es sei seine angenommene Tochter und seine Absicht, ihr sein ganzes Vermögen zu hinterlassen. Wenn demnach die Angaben der Signora gegründet sind, so wird ihre Erbschaft um die Hälfte verkürzt werden. Doch soll sie nach Allem, was ich höre, noch immer groß genug sein, um Ihr eine schöne Mitgabe zu sichern.«

»Madame Roselli ist immer noch eine hübsche Frau. Der Priester spricht das Englische wie seine Muttersprache. Er scheint auch in

der That ein geborner Engländer oder Irländer zu sein. Er hat sich auf einige Tage auf's Land begeben, um einen alten Freund zu besuchen, den er in Italien kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr will dann die ganze Gesellschaft nach Fontains aufbrechen.«

Der Brief fiel Fontaine aus der Hand. So war es denn wahr, die warnende Geisterstimme war nur eine Vorläuferin Derjenigen, welche kamen, um in sein ruhiges Haus einzufallen und die Ansprüche einer Nichte zu verfolgen, von deren Dasein er bis jetzt nicht das Geringste gewußt.

Als das Kind seines Bruders war sie ihm willkommen, und das ihr gebührende Vermögen stand zu ihrer Verfügung; aber an die Signora Roselli, deren er sich recht wohl erinnerte, dachte er nur mit Schauern. Ihren Rathschlägen ihrer Falschheit verdankte er das Elend seines Lebens und es kam ihm vor, als ob sein böses Geschick in ihrer Person auf ihn einstürmte. Und doch durfte er es nicht wagen, ihr auszuweichen.

Wenn Signora Roselli kam, so würde sie in seinem Hause durch die furchtbare Gewalt, die sie über ihn besaß, die unumschränkte Herrschaft führen, denn ihr allein war das furchtbare Geheimniß seines Lebens bekannt und er fühlte, daß sie es zu seiner Vernichtung mißbrauchen würde.

Die Ruhe, die er sich mühsam erkämpft hatte, war für immer dahin. Unter dem Stachel dieses unruhigen und unbeugsamen Geistes würde er so lange gepeinigt und gemartert werden, bis das Ende käme — und was für ein Ende würde das sein? Schon der Gedanke daran trieb ihm den kalten Schweiß aus die glühende Stirn.

War es die Absicht dieses unheilvollen Kleeblatts, ihn unversehens zu überraschen, daß es ihm seine Ankunft im Lande nicht angezeigt, nichts von seinen Absichten gemeldet hatte?

Stunden lang ging er in seinem Zimmer auf und ab, bis seine verwirrten Gedanken endlich durch den Eintritt des alten Giles unterbrochen wurde, der einen Brief mit dem Poststempel London und eine Adresse in unbekannter Handschrift überbrachte.

Fontaine riß ihn hastig auf und las die folgenden Worte:

»Mr. Fontaine! Ich schreibe an Sie in Betreff einer jungen

Verwandten von Ihnen, welche bisher durch Umstände verhindert war, Ihnen ihr Dasein bekannt zu geben.

»Erst in jüngster Zeit ist es uns gelungen, über die Heimath und Stellung Ihres verlebten Bruders die seit Jahren gesuchten Aufschlüsse zu erlangen. Er hat eine Tochter hinterlassen, die in dem Glauben erzogen wurde, daß sie noch im Stande sein werde, den Wohnsitz der Familie ihres Vaters aufzufinden und den Erbtheil in Anspruch zu nehmen, den er hinterlassen. Der Schreiber dieses ist ein demüthiger Diener der Kirche, durch den die Ehe der Eltern dieses jungen Mädchens eingesegnet wurde. Das Zeugniß über dieselbe, von der englischen Gesandtschaft in Rom beglaubigt, befindet sich in meinen Händen. Ich habe niemals aufgehört, das wärmste Interesse für das hilflose Kind, dessen Vater eines gewaltsamen Todes starb und dessen Mutter seine Geburt nur wenige Stunden überlebte, an den Tag zu legen.

»Ihre Nichte hat eine der hohen Stellung, die sie einzunehmen berufen ist, entsprechende Erziehung erhalten, und ich selbst habe sie in der Sprache ihres Vaters unterrichtet. Sie wird dem Blute der Fontaines, so stolz es sein mag, keine Unehre bringen.

»Ich schreibe diesen Brief, um Sie davon zu benachrichtigen, daß sie in Begleitung der Signora Roselli, der verwittweten Schwester ihrer Mutter, in diesem Lande eingetroffen ist und in wenigen Tagen in Fontains sein wird.

»In der Hoffnung, daß wir von Seite seines Besitzers eine gastliche Aufnahme finden werden, bin ich achtungsvoll

Ihr John Sommerton.«

Obschon Fontaine niemals eine Ahnung voll der Heirath seines Bruders gehabt, so erschien ihm die obige Erzählung doch glaubwürdig, und wenn die betreffenden Zeugnisse vorgelegt wurden, so konnte er kaum etwas dagegen einwenden.

Ein neuer Gedanke stieg jetzt in ihm auf, welcher sein Herz für die Zukunft seines adoptirten Kindes zittern machte.

In seinem ängstlichen Bestreben, jede nur mögliche Sühne zu bringen, hatte er alle Jahre die Einkünfte voll dem Antheile seines

Bruders an der väterlichen Erbschaft für mildthätige Werke verwendet. Die Schenkungen wurden im Stillen gemacht, aber seit das Gut in seine Hände übergegangen, war jeder Schilling zu diesem Zwecke verwendet worden. Zusammengenommen bildeten dieselben eine so bedeutende Summe, daß, wenn die Rückzahlung verlangt wurde, ein großer Theil seines eigenen Vermögens dadurch verschlungen und wenig mehr für seine geliebte Isola übrig blieb.

Würde Philipp Vane seine Wahl nicht bereuen, wenn er erführe, daß das Mädchen, das er für die Erbin seines Reichthums gehalten, der gehofften Mitgift entbehrte? Er gedachte ihres neulichen Bekenntnisses gedachte des weltlichen Sinns der Eltern Vane's und schauderte.

Wenn ihm ein langes Leben bescheert war, so konnte er Isola noch immer mit einem solchen Vermögen ausstatten, daß sie selbst für den Erben von Dunlorn eine wünschenswerthe Partie bilden würde; aber mit einer durch geistige Leiden gebrochenen Constitution, mit einer schrecklichen Bürde, die ihn in die Nacht des Wahnsinns hinabzudrücken drohte, wie konnte er sich da in der Ungewissen Zukunft für etwas verbürgen?

Er glaubte bereits den kalten Schatten dieses Weibes unter seinem Dache zu fühlen und er hätte viel darum gegeben, wenn er imstande gewesen wäre, eine sichere Freistätte für seinen Liebling aufzufinden, bevor jene Roselli kam, um sie zu vertreiben und eine Andere in dem Hause, das sie als ihr eigenes betrachten durfte, all ihre Stelle zu setzen.

Er mußte sie jetzt auf die Ankunft derjenigen vorbereiten, die jeden Augenblick eintreffen konnte, und nach einem harten Kampfe mit sich zog er die Glocke und befahl Giles, seiner jungen Gebieterin zu sagen, daß er in der Bibliothek mit ihr zu sprechen wünsche.

Der alte Mann kehrte sogleich wieder mit der Meldung zurück, daß die junge Dame vor einer Stunde mit Mr. Philipp ausgegangen sei.

So hatte es also für Vane nur einer geringen Aufmunterung von Seite Isola's bedurft, um eine Bestätigung seiner neuerwachten Hoffnungen zu suchen. Fontaine mußte sich demnach gedulden und ihre Rückkehr abwarten. Indeß sagte er dem alten Giles, daß er Mr.

Vane empfangen wolle, wenn er ihn zu sprechen wünsche.

Giles paßte auf die Rückkehr der jungen Leute, und als er Philipps leuchtendes Gesicht sah, welcher Arm in Arm mit Isola daher kam, so begriff er leicht, was vorgegangen, und nachdem er einen kurzen Abstecher in die Kirche gemacht um seiner Frau über die Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden Hochzeit einen Wink zu geben, erschien er ehrfurchtsvoll vor dem jungen Herrn und fragte ihn, ob er seinen Gebieter zu sprechen wünsche.

Isola hatte Philipp verlassen, der strahlend vor Glückseligkeit vor dem Hause auf- und abging. Er stand still und sagte mit seiner klaren musikalischen Stimme:

»Es wäre mir allerdings sehr erwünscht, Mr. Fontaine zu sprechen; aber ich fürchte nur, daß er mich nicht wird empfangen wollen. Gehen Sie zu ihm, Giles, und wenn Sie mir eine günstige Antwort bringen, so gebe ich Ihnen eine halbe Krone.«

Der alte Mann warf sich mit einer Miene beleidigter Würde in die Brust.

»Ich danke Ihnen, Mr. Philipp,« sagte er, »aber die Leute im Hause meines Gebieters nehmen keine Trinkgelder an. Wir erhalten genug von ihm und brauchen deshalb keine Geschenke voll den Herren, die wir bedienen.«

Philipp lachte, steckte das Geld ein, das er in der Hand hielt und sagte:

»Gut, gut, Verschaffen Sie mir nur die Erlaubniß, mit Mr. Fontaine zu sprechen, und ich werde Ihnen sehr, verbunden sein.«

Giles klopfte an der Thür der Bibliothek, und als sein Herr öffnete, sagte er in geheimnißvollem Tone:

»Mr. Philipp wünscht Sie zu sehen, Sir, und ich glaube, daß er etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen hat.«

»Melde ihm, daß er zu mir kommen möge.«

Wenige Augenblicke darauf trat Vane ins Zimmer und ging, die Hand Fontaines mit leidenschaftlicher Heftigkeit ergreifend, sogleich auf die Angelegenheit, die er vorzutragen hatte, über.

»Ich bin gekommen,« sagte er, um von Ihnen das Glück meines

Lebens zu verlangen, Mr. Fontaine. Ich bete Isola an, ich habe es ihr erklärt und sie hat mich an Sie verwiesen. Darf ich hoffen, daß unsere gegenseitige Liebe Ihre Billigung finden wird?«

»Mein lieber Philipp,« sagte Fontaine in ernstem Tone, »noch gestern hätte ich von ganzem Herzen mit Ja geantwortet, heute aber muß ich bedauern, daß Sie so übereilt über diesen Gegenstand mit meiner Tochter gesprochen haben. Setzen Sie sich und vernehmen Sie, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ehe wir einen weiteren Schritt in dieser Sache thun.«

Philipp glaubte, daß er auf die unbekannte Abkunft Isolas anspiele und sagte schnell:

»O Sir, ich liebe Isola von ganzem Herzen und ich kann ihr Aeüßeres und ihr Benehmen als hinlängliche Beweise edler Abkunft betrachten. Niemand kann sie sehen und bezweifeln, daß sie von gutem Blute ist.«

Mit einem leichten Anfluge voll Stolz gab Fontaine zur Antwort:

»Allerdings kann sich meine adoptirte Tochter mit ihrem edlen Charakter, mit ihrer Bildung und ihrem Aeüßeren den Besten an die Seite stellen, aber das habe ich nicht gemeint, Philipp. Es ist etwas, das die Welt gewöhnlich noch höher schätzt, als edle Abkunft. Sie, gleich Andern, haben geglaubt, daß Isola die Erbin meines Vermögens sei. Bis vor kurzem dachte ich es selbst; aber in der jüngsten Zeit hat sich ein neuer Reclamant erhoben, von dessen Dasein ich keine Kenntniß hatte.«

Philipp lauschte in athemlosen Erstaunen und die lebhafteste Farbe verschwand aus seinem Gesichte.

»Ich — ich verstehe Sie nicht, Mr. Fontaine,« stammelte er. »Sie haben stets von Isola, als von Ihrer Erbin gesprochen, obschon dies natürlich keinen Einfluß auf meine Wahl hatte!«

Seine auffallende Verwirrung wollte Fontaine nicht gefallen und er antwortete kalt:

»Ich werde bald in den Stand gesetzt sein, darüber ein Urtheil zu fällen, Mr. Vane. Lesen Sie diesen Brief, den ich erst diesen Morgen erhalten habe und überzeugen Sie sich, wie wesentlich die Aussichten Isolas durch seinen Inhalt verändert werden.«

Philipp ergriff das Papier mit zitternder Hand und überflog die Zeilen, die es enthielt. Es kam ihm vor, als ob der Boden unter seinen Füßen wankte und so betäubend war für ihn der Schlag, daß er einen Augenblick alle Selbstbeherrschung verlor.

Fontaine beobachtete ihn scharf und gewann die Ueberzeugung, daß der Liebling seines Herzens keinen Schutz gegen den herannahenden Sturm in der Liebe dieses Mannes finden werde. Er saß schweigend da und wartete, bis Vane sprechen würde.

Endlich sagte Philipp in langsamem Tone:

»Dies sind in der That seltsame und unerwartete Nachrichten. Wenn dieses junge Mädchen wirklich Ihre Nichte ist, weshalb hat sie nicht früher schon Ihnen von ihrem Dasein Kunde gegeben?«

»Die Ursache ist in dem Brief, den Sie in der Hand halten, zur Genüge erklärt. Obschon ich niemals eine Ahnung voll der Heirath meines Bruders hatte, so sind mir doch seit der Ankunft dieses Briefs mancherlei Umstände beigefallen, welche dieselbe nicht unwahrscheinlich erscheinen lassen. Signora Roselli, welche, wie es scheint, das Kind ihrer Schwester angenommen und als ihr eigenes erzogen hat, ist mir wohlbekannt. Ich habe die Absicht, diese junge Dante als die Erbin meines Bruders zu empfangen und ihr die Erbschaft sogleich zu übergeben.«

»Aber über Ihr eigenes Vermögen können Sie doch verfügen, wie Sie wollen. Isola wird genug erhalten, um sie meinen Eltern annehmbar zu machen. Was mich anlangt, so brauche ich kaum zu sagen, daß ich sie auch ohne einen Heller mit Freude zur Frau nehmen würde; aber Sie wissen, wie eigennützig mein Vater ist und — und —«

Seine Stimme erstarb in einem unhörbaren Murmeln und Fontaine fuhr ohne Erbarmen in seinen Auseinandersetzungen fort. Er war entschlossen, die Tiefe seiner Seele zu erforschen und zu sehen, ob wirkliche reine Liebe dem Wunsche, seinen Liebling zu gewinnen, zu Grunde lag.

»Ich muß, um die Wahrheit zu sagen, Mr. Vane, Ihnen mittheilen, daß ich das Einkommen von dem Erbtheil meines Bruders verbraucht habe (es liegt nichts daran, auf welche Weise). Es ist

Alles verausgabt und ich bin meiner Nichte Ersatz dafür schuldig. Von meinem eigenen Einkommen habe ich nur wenig erspart, denn ich kann nicht einsehen, wozu es nützt, Geld aufzuhäufen, wenn es so viele Gelegenheiten giebt, einen nützlichen Gebrauch davon zu machen. Wenn das Ziel meines Lebens nicht um einen guten Theil weiter ausgedehnt wird, als ich hoffen darf, so werde ich nicht im Stande sein, diese Schuld abzutragen, ohne meiner Nichte als Entschädigung Fontains abzutreten. Einige tausend Pfund sind Alles, was ich für mein adoptirtes Kind zu erübrigen hoffen darf.«

Die Farbe wich aus Philipps Gesicht, als er diese Darstellung der Lage Fontaine's vernahm. Weshalb hatte er sich auch so sehr übereilt, um sich unwiderruflich zu binden? Hätte er nur noch einige Tage gewartet, so hätte er, ohne seine Ehre bloßzustellen, von der Bewerbung um Isolas Hand zurücktreten können.

Dann stieg ihr Bild in ihrer jugendlichen Schönheit und makellosen Reinheit vor ihm auf und er fühlte, daß es hart war, sie aufzugeben.

»Dies ist ein grausamer Schlag, Mr« Fontaine,« sagte er nicht ohne Gefühl. »Ich fürchte, daß dadurch der Traum meiner Jugend für immer zerstört werden wird, denn meine Eltern werden niemals zugeben, daß ich ohne Vermögen heirathe. Sie kennen sie, ihre Lebensweise, ihre Ideen voll weltlichem Glanze. Ich liebe Isola, wie ich nie mehr ein anderes Weib lieben werde, aber ich fürchte — ich fürchte leider, daß alle Hoffnung auf unsere baldige Verbindung zu Ende ist.«

»Es ist besser, die Wahrheit sogleich zu sprechen und zu sagen, daß Alles für immer beendigt ist,« sagte Fontaine trocken. »Wenn mein Kind eine Zuflucht in Ihrer uneigennütigen Liebe gefunden hätte, so würde ich es Ihnen gerne gegeben haben; aber ich sehe deutlich, daß die Erbin eben so sehr begehrt war, als das Weib, und wenn Isola dies begreift, so wird sie Ihre Zuneigung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen. Was heute geschehen ist, bleibt selbstverständlich unter uns, Sie selbst werden indeß begreifen, daß Ihre Aufmerksamkeiten für Miß Fontaine künftig unterbleiben müssen.«

Er erhob sich strenge, kalt und stolz, Philipp aber sprang auf und

erfasste lebhaft seine Hand.

»O Sir, o Mr. Fontaine, dies ist zu hart,« rief er. »Sie verurtheilen mich zu schnell. Ich liebe Isola innig und wahrhaft. Wenn ich von meinen Eltern unabhängig wäre, so würde ich sie ohne Verzug zum Altar führen, aber sie werden niemals zugeben, daß ich ein Weib ohne Mitgift nehme. Ich bin durch die Vernichtung des schönsten Traumes, den jemals ein menschliches Herz hegte, schon unglücklich genug, ohne daß Sie zu der Last, die ich zu tragen habe, auch noch Ihr Mißfallen hinzufügen.«

»Ihre Bekümmernisse werden bald vorübergehen, denn Ihr Wesen ist nicht dazu gemacht, etwas zu hegen, was nicht zu Ihrem Wohlergehen beiträgt; aber was kann ich ihr für einen Trost bieten für den Verlust ihres Geliebten und ihres Vermögens mit einem Schlage?« sagte Fontaine bitter. »Hätten Sie Ihre Liebe nicht ausgesprochen, so würde der Schlag nicht so hart gefallen sein; aber ich selbst bin deshalb zu tadeln. Ich gedachte sie vor Kränkungen und Mißgeschick, die vielleicht im Anzuge sind, zu bewahren, ich dachte, daß Ihre Liebe ihr die Schwere derselben weniger fühlbar machen würde; aber Sie haben mir Ihr Herz gezeigt und ich habe es ihrer für unwürdig gefunden. Es ist besser, daß man dieses weiß, ehe es zu spät war. Guten Morgen, Mr. Vane, unsere Unterredung ist zu Ende.«

Mit einem Gefühle des Schmerzes, welches in diesem Augenblicke aufrichtig war, sagte Philipp in flehendem Tone:

»Schneiden Sie mir nicht alle Hoffnung ab, Mr. Fontaine. Lassen Sie mich mit meinem Vater und meiner Mutter versuchen, was geschehen kann. Isola steht bei ihnen in großer Achtung und Liebe, und ich werde sie vielleicht doch dahin bringen, meinen Bitten Gehör zu schenken. O Sir, ich kann Diejenige, die ich so lange und so heiß geliebt, nicht aufgeben.«

Fontaine war durch den Ernst dieser Worte gerührt und er sagte in etwas weniger strengem Tone:

»Machen Sie den Versuch, wenn Sie es wünschen, aber ich verspreche mir nichts davon. Ihr Vater ist ein Weltmann und obschon seine Mittel bedeutend zu sein scheinen, so wünscht er sie doch

offenbar durch jedes erlaubte Mittel noch zu vergrößern. Dies kümmerte mich aber wenig, so lange ich Ihre Neigung zu Isola für aufrichtig hielt; aber Philipp, ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Sie sind gewogen und zu leicht befunden worden. Ich kann nicht in Ihrer Seele lesen, glaube aber, daß Sie sich, wenn die erste Bitterkeit dieser Enttäuschung vorüber ist, Glück dazu wünschen werden, einer Heirath entgangen zu sein, die Ihre Interessen nicht befördern kann. Ich glaube, daß die Natur Ihnen viele gute Eigenschaften verliehen hat, aber Erziehung und Beispiel haben viel gethan, sie zu verkehren.«

Philipp veränderte bei diesen Worten mehrmals die Farbe und er antwortete darauf in hochfahrendem Tone:

»Da dies Ihre Meinung ist, Sir, so wird es vielleicht das Beste sein, wenn wir jede engere Verbindung abbrechen. Ich werde die Zerreißung des Bandes, das mich an Isola kettet, betrauern, aber das ist immer noch besser, als wenn ich mich der Verachtung desjenigen ausgesetzt sehen müßte, mit dem ich, wenn sie mein Weib würde, in so nahe Verbindung treten müßte. Guten Morgen, Mr. Fontaine. Ich kam glücklich und hoffnungsvoll hierher, elend und mit gebrochenem Herzen gehe ich voll hier weg.«

Fontaine gab keine Antwort darauf und mit einer tiefen Verbeugung entfernte sich Philipp Vane. Das strahlende Gesicht, mit dem er in die Bibliothek getreten, war so verändert, daß Giles zu seiner Frau eilte, um ihr die Mittheilung zu machen, daß es wahrscheinlich keine Hochzeit geben werde, da der junge Gentleman, als ihn der Herr entlassen, ganz das Aussehen gehabt habe, als ob für ihn das Ende der Welt gekommen sei.«

Isola sah das Gesicht Philipps und sie war im Innersten betroffen davon. Sie hatte im Garten die Beendigung dieser Unterredung, von der sie das Glück ihres Lebens abhängig glaubte, abgewartet, und als er bleich und Verzweiflung in den Mienen herauskam, stürzte sie auf ihn zu und rief in athemloser Aufregung aus:

»O Philipp, was hat sich zugetragen? Warum sehen Sie so aus?«

»Fragen Sie *ihn*,« erwiderte er mit heiserer Stimme, nach der Bibliothek deutend. »Er hat jede Hoffnung meines Herzens

vernichtet. O Isola, Sie werden mich nicht für verkäuflich halten, was sich auch ereignen mag. Ich liebe Sie. Ich werde Sie stets allein lieben. Glauben Sie mir das, wenn es Sie darüber trösten kann, daß das Schicksal unsere Verbindung untersagt.«

»Was kann ihn so umgestimmt haben?« fragte sie verwirrt. »Es geschah auf sein ausdrückliches Geheiß, daß ich Ihnen gestattete, sich zu erklären.«

»Und doch hat er — gehen Sie selbst zu ihm, Isola, und lassen Sie sich von ihm sagen« was sich zugetragen hat. Und doch ohne seine harte und grausame Worte würde ich niemals meine Ansprüche auf Sie aufgegeben haben — niemals.«

»Sie haben sie also aufgegeben?« fragte sie, und die Worte schienen mehr hervorgehaucht als gesprochen zu werden, obschon ihre blitzenden Augen und ihre gekräuselten Lippen mehr Verachtung als verwundete Liebe ausdrückten.

»Ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, Isola, obschon eine Verbindung zwischen uns für jetzt unmöglich ist.«

»Wenn dies der Entschluß meines Vaters ist,« Mr. Vane,« sagte sie mit fester Stimme, »so muß er gute Gründe dafür haben, und ich widerrufe das Gelöbniß, das ich Ihnen unter Bedingungen, die, wie es scheint, nicht erfüllt werden, gegeben habe.«

Sie wendete sich ab, um den Schmerz zu verbergen, den«, wie sie fühlte, ihr Gesicht ausdrücken mußte, aber Philipp ergriff ihre Hand und führte sie leidenschaftlich an seine Lippen.

»Ihr Stolz täuscht Sie über Ihre wahren Gefühle, Isola,« sagte er. »Wenn Sie mich aufrichtig geliebt haben, so können Sie mich nicht auf das Geheiß Ihres Adoptivvaters aufgeben. Wenn meine Eltern ihre Einwilligung ertheilen, so werde ich Sie doch noch im Triumph davonführen.«

Sie machte ihre Hand aus der seinigen los, und die Farbe kehrte langsam auf ihren Wangen zurück, als sie ihm mit Festigkeit antwortete:

»Ich bin meinem Vater vor allen irdischen Wesen ergeben. Was er wünscht, das würde ich thun, selbst wenn es mein Herz brechen sollte. Ich werde meine Hand keinem Manne reichen, der nicht seine

volle und unbedingte Einwilligung besitzt.«

»Und dies nennen Sie Liebe?« rief Philipp leidenschaftlich. »Sie haben mich niemals wirklich geliebt. Ich sehe es jetzt deutlich genug, sonst könnten Sie nicht so sprechen.«

»Philipp,« sagte sie sanft, »es giebt für mich Dinge, die mir zu heilig sind, um sie leicht zu nehmen und dazu gehört vor Allem meine Ergebenheit für Denjenigen, der an mir Vaterstelle vertritt. So unbedingt ist mein Vertrauen an seine Güte und sein gerechtes Urtheil, daß ich niemals in meinem Herzen die Kraft finde, seine väterliche Gewalt zu bestreiten oder mich gegen sein unbegrenztes Recht, über mein irdisches Schicksal zu verfügen, aufzulehnen. Ich leugne nicht den Vorzug, den ich Ihnen gegeben, wenn er ihn aber mißbilligt, so geschieht es nicht ohne gute Gründe und ich halte es für meine Pflicht, mich zu unterwerfen. Ihr Herz wird nicht über dieser fehlgeschlagenen Hoffnung brechen und auch das meinige wird die Prüfung zu überdauern wissen. Leben Sie wohl, Philipp, vergessen Sie die Worte, die vor so kurzer Zeit zwischen uns gewechselt wurden und seien Sie so glücklich, wie ich Sie gerne gemacht hätte.«

Sie hielt ihm ihre zitternde Hand hin, die er mit solcher Heftigkeit drückte, daß sie hätte weinen mögen, aber sie unterdrückte die Bewegung, die sie zu ersticken drohte, und sie ließ ihn gehen, ohne ihn zurückzurufen, obschon ihr das Wort auf den Lippen schwebte, denn trotz ihrer heroischen Unterwerfung unter den Willen ihres Vaters, fühlte Isola recht wohl, daß sie damit dem ersten lieblichen Traume ihres jungen Lebens entsagt habe.

Sie warf sich auf eine Gartenbank und, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

Neuntes Capitel.

Eine Hand wurde zärtlich auf Isola's Haupt gelegt und als sie es erhob, stand Fontaine vor ihr, der sie mit dem Ausdrücke der lebhaftesten Theilnahme betrachtete. Sie sprang aus und warf sich mit dem Ausrufe an seine Brust.

»O Vater, warum haben Sie mir das gethan? Erst gestern haben Sie mir geheißen, Philipp aufzumuntern und heute verbannen Sie ihn auf immer aus meiner Gegenwart.«

»Komm mit mir in meine Bibliothek, Isola, und ich will Dir Aufklärung darüber ertheilen, was in meinem Benehmen widersprechend erscheint.«

Als sie im Zimmer angelangt waren, ließ er das tiefbewegte Mädchen in einem Lehnstuhl am Fenster niedersitzen und als er etwas ruhiger geworden war, sagte er in ernstem Tone:

»Verzeihe mir, Isola, denn ich fühle wohl, daß ich einen großen Fehler begangen habe. Gestern hatte ich eine Vorahnung, daß große Veränderungen in dieser Familie eintreten würden, Veränderungen, welche auf Dein künftiges Wohlergehen einen großen Einfluß ausüben müssen. Ich glaubte gestern, daß Philipp Vane eine aufrichtige Neigung für Dich hege, daß er Vieles opfern würde, um Dich zu gewinnen, während ich selbst Deine Zukunft vor jedem Wechsel sicher zu stellen wünschte.«

Er hielt einen Augenblick inne und nachdem er einige Mal im Zimmer auf- und abgegangen, kehrte er an ihre Seite zurück und fuhr fort:

»Isola, meine Ahnung hat eine greifbare Gestalt angenommen und Philipp hat selbst den Antrag, den er Dir in der Meinung gemacht, da Du die Erbin meines Vermögens sein wurdest, wieder zurückgenommen. Ich will ihm gerne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Dich liebt, als er aber erfuhr, daß Umstände eingetreten seien, die es mir unmöglich machen, über mein Vermögen zu Deinen Gunsten zu verfügen, gab er ganz unverhohlen

zu erkennen, daß es ihm eben so sehr um die Erbin als um die Geliebte zu thun war. So blieb mir, um Deine Würde zu wahren, nichts Anderes übrig, als seine Ansprüche für immer zurückzuweisen.«

Während er dieses sprach, war mehr als einmal ein Wechsel der Gefühle auf dem ausdrucksvollen Gesichte des jungen Mädchens wahrnehmbar. Es wischte seine Thränen ab und die Röthe des Stolzes erschien auf seinen Wangen, als es erwiderte:

»Ich hielt Philipp für eben so edel und aufrichtig, als er schön ist; aber wenn das, was Sie versichern, wahr ist, so will ich sein Bild aus meinem Herzen reißen. Wie konnte er annehmen, daß ich Ihr Vermögen erben würde, ich, das Geschöpf Ihrer Freigebigkeit, die verlassene Waise, die ohne Ihre Güte umgekommen wäre? O Sir, glauben Sie mir, ich habe niemals danach gestrebt, ich habe niemals mehr von Ihrem Edelmuthe erwartet, als die Heimath, die Sie mir unter Ihrem Dache gegeben, als die Erziehung, die mich nöthigen Falls in den Stand setzen würde, für mich selbst Sorge zu tragen.«

»Ich habe zu diesen Erwartungen selbst Anlaß gegeben, Isola, denn ich habe meinen Freunden niemals meine Absicht verhehlt, Dich mit meinem Vermögen auszustatten. Bis gestern Abend glaubte ich das Recht dazu zu haben: heute aber ist mir eine ganz unerwartete Eröffnung gemacht worden, wodurch mir die fernere unbeschränkte Verfügung über mein Vermögen entzogen wird.«

»Es wird Ihnen doch kein Unglück zugestoßen sein, Sir?« fragte sie besorgt. »Ich selbst kann für meinen Unterhalt arbeiten, aber Sie, so edelmüthig und so mildthätig gegen Andere. — O ich hoffe, daß nichts vorgefallen ist, wodurch Sie der Verfügung über Ihr Eigenthum beraubt werden?«

»Es entspricht ganz Deinem edlen Charakter, mein Kind, mehr an Andere als an Dich zu denken,« sagte Fontaine bewegt. »Nein, Isola, so lange ich lebe, wird mein Eigenthum in meiner Hand bleiben, aber nach meinem Tode geht es auf eine andere Berechtigte über, die hierher kommt, um die Stellung einzunehmen, die ich stets für Dich bestimmt hatte. Die Tochter meines Bruders ist aus Italien eingetroffen, um ihre Erbschaft in Anspruch zu nehmen

und die Abtragung der langjährigen Rückstände, die sie zu fordern hat, wird mein ganzes Vermögen in Anspruch nehmen. Lies dieses Bruchstück aus einem Briefe der Mrs. Elmsly an Miß Carleton und dann den Brief des Priesters, der meine Nichte begleitet und Du wirst die Sache eben so gut begreifen, wie ich.«

Isola überlas die beiden Schreiben und rief dann mit freudigen Blicken aus:

»O wie glücklich müssen Sie sein, von dem Dasein dieser jungen Dame, der Tochter Ihres Bruders, zu hören. Natürlich muß sie hier die Gebieterin sein; aber ich bleibe stets Ihr eigenes Kind. Ich kann Ihnen immer noch beweisen, wie innig und aufrichtig für alle Ihre Güte gegen mich meine Dankbarkeit ist. Ich habe niemals nach der Stellung Ihrer Erbin gestrebt, ich habe mir niemals träumen lassen, daß Sie das arme unbekannte Kind, das Ihre Wohlthätigkeit vom Verderben gerettet hat, dazu erheben würden. So habe ich, wie Sie sehen, nichts verloren, als ein Herz, das sich in der Stunde der Prüfung treulos erwies. Die Kunde davon bereitet mir zwar einen herben Schmerz, aber es ist besser, daß ich sie jetzt als später vernehme.«

Fontaine war über ihre uneigennützig Anhänglichkeit tief gerührt, und er sagte in bewegtem Tone:

»Der erste Platz in meinem Herzen wird immer Dir gehören, meine süße Trösterin, denn was Du mir gewesen bist, kann nur der Himmel wissen. Deine Heimath wird immer bei mir sein, und Du wirst stets die Vorrechte einer Tochter des Hauses genießen, selbst wenn meine Nichte als dessen künftige Gebieterin eingesetzt werden sollte. Ich werde immer noch im Stande sein, so für Dich zu sorgen, wie es Deiner Erziehung angemessen ist. Darum sprich nicht davon, daß Du Deinen Lebensunterhalt selbst erwerben willst, denn das ist durchaus nicht nothwendig.«

»Ich danke Ihnen, theuerster Vater. Von Ihnen nehme ich gerne Alles an, wie ich es bisher gethan, und das Bewußtsein, daß ich für Sie nicht ganz unwichtig bin, reicht zu meinem Glücke hin. Sie sollen keinen Schatten auf meiner Stirne sehen, keine Trauer über den Verlust eines treulosen Herzens. Ich werde Ihnen zeigen, daß ich

Kraft genug besitze, eine unwürdige Neigung zu bekämpfen. Nun lassen Sie uns von Ihrer Nichte sprechen. Erzählen Sie mir von Ihrem Aufenthalte in Italien, von Ihrem verstorbenen Bruder.«

Ein Ausdruck tiefen Schmerzes prägte sich aus dem Gesichte Fontaines aus, und er sagte traurig:

»Verlange nicht von mir, Isola, daß ich über diesen Theil meines Lebens mit Dir spreche. Als eine lebendige Erinnerung desselben fürchte ich die Anwesenheit des jungen Mädchens unter meinem Dache. Als die Tochter meines Bruders wird es eine gerechte Behandlung von mir erfahren; aber ich hätte gewünscht, daß meine Nichte in dem Lande ihrer Geburt geblieben wäre und nur ihr Erbtheil von mir verlangt hätte. Aber sie kommt hierher, sie bringt ein Weib von herrschsüchtigem Wesen mit, das hier Alles regieren und umkehren wird. Aber Signora Roselli soll keine Gewalt über Dich haben, meine Liebe. Ich werde Dich auf alle Gefahr hin vor ihr in Schutz nehmen.«

Isola hörte ihm erstaunt zu.

»Als eine Fremde hier,« sagte sie, »wird es sich diese Dame schwerlich begeben lassen, sich in Ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen. Ich glaube, ich kann mich selbst gegen ihre Eingriffe, wenn sie solche versuchen sollte, schützen. Ich besitze mehr Muth und Selbstständigkeit, als Sie mir zutrauen, Vater. Ich bin gewiß, daß ich Ihre Nichte lieben werde, und ich hoffe, daß ich im Stande sein werde, einen Platz in ihrem Herzen zu erringen.«

»Wenn sie eine würdige Vertreterin ihrer Familie ist, so wird es eine leichte Sache sein, Isola. Du darfst so wenig als möglich an Philipp denken, mein liebes Kind, denn ich kann Dir auf das Wort eines ehrenwerthen Mannes erklären, daß er nicht der geringsten Bedauerniß werth ist.«

Ihre Lippen zitterten ein wenig, aber sie unterdrückte den krampfhaften Seufzer, der aus ihrem Herzen aufstieg, und eilte aus ihr Zimmer, um sich auszuweinen. In der Ueberzeugung, daß Beschäftigung das beste Heilmittel gegen den Kummer sei, richtete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Vorbereitungen zum Empfang der Fremden, die jeden Augenblick eintreffen konnten.

Das Haus war geräumig und jeder Theil desselben anständig möblirt. Isola ging durch die Zimmer und suchte diejenigen aus, die sie zur Ausnahme der neuen Gäste für die passendsten hielt. Ein Gemach, das neben dem ihrigen lag und eine schöne Aussicht aus den Fenstern hatte, bestimmte sie für die Erbin. Von zwei anderen auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges wählte sie eins für die Signora Roselli und eins für den Priester aus. Von dem letzteren nahm sie an, daß er, nachdem er seinen Zögling dem Schutze des Mr. Fontaine übergeben, wieder nach Italien zurückkehren werde.

Während Isola so beschäftigt war, erschien Aggy mit verwirrter Miene und aschfarbigem Gesichte. Als sie ihre junge Gebieterin sah, brach sie in lautes Weinen aus und sagte:

»O daß ich diesen traurigen Tag erleben mußte! Eine neue Gebieterin, eine Fremde, kommt in das alte Haus. Mr. Fontaine hat es mir und meinem Mann gesagt und der Liebling meines Herzens muß dieser Ausländerin Platz machen, die nichts von unserm Leben und Weben kennt und die sich nichts um die Dienerschaft kümmern wird.«

»Diese junge Dame ist die Nichte Ihres Gebieters, Aggy,« sagte Isola sanft. »Sie ist von dem alten Blute der Fontaines, dessen Sie sich so oft gerühmt haben. Urtheilen Sie nicht zu streng über sie, noch ehe Sie dieselbe gesehen haben. Ich bin überzeugt, daß sie nicht aus der Art schlagen wird, wenn sie nicht von Natur schon gütig ist.«

»Und Sie können noch zu ihrem Lobe sprechen, Sie gesegneter Engel, denn ein solcher sind Sie, wenn der Herr jemals einen solchen aus die Erde gesandt hat. Junge Herrin, Sie sind bei uns ausgewachsen und verstehen uns, aber diese neue Gebieterin kommt aus der Fremde. Diese schnatternden Ausländer sind zu nichts gut und sie kümmern sich um Niemand, als um sich selbst. Sie wird hart gegen uns sein, ich weiß es, denn ich fühle es in meinen Knochen.«

Zu anderer Zeit hätte Isola über diese sonderbare Ausdrucksweise lächeln können, aber jetzt war ihr Herz zu voll von Kummer, um auch nur einem Scheine von Fröhlichkeit nachzuhängen. Sie sagte der

alten Frau Alles, was sie mit dem Laufe der Dinge versöhnen konnte und nach und nach sah Aggy die Zukunft mit etwas günstigeren Augen an.

»Es mag vielleicht Alles zum Besten dienen,« sagte sie, »und die Vorsehung weiß, was gut für uns ist. Ich habe kein Recht, mich gegen sie aufzulehnen. Aber die neue Gebieterin darf sich nicht einbilden, daß ich mir so viel aus ihr machen werde als aus Ihnen und wenn es diese Dame versuchen sollte, ihre Herrschaft gegen mich auszuüben, so werde ich ihr sogleich zu verstehen geben, daß eine Gebieterin im Hause genug ist, und daß Sie diese gewesen sind, seitdem Sie ein kleines Geschöpf waren.«

»Meine gute Aggy,« erwiderte Isola, »Sie haben zu viel Achtung vor sich selbst, um gegen eine Fremde unhöflich zu sein. Lassen Sie mich für mich selbst Sorge tragen. Ich bin überzeugt, daß ich mit diesen Fremden ganz gut auskommen kann, wenn man mich meinen eigenen Weg gehen läßt.«

»Ich glaube es Ihnen. Niemand kann einem so süßen Engel, wie Sie sind, böse sein. Ich versprach Ihnen, daß ich mein Bestes thun will, um die Fremden zufrieden zu stellen. Ich will mir alte Mühe geben, meine unlenksame Zunge im Zaum zu halten; sie dürfen es aber nicht zu weit treiben, denn wenn der Geist auch willig ist, so ist das Fleisch schwach. Nach was haben Sie sich in diesen Zimmern umgesehen?«

»Ich habe eine Auswahl für unsere neue Freunde getroffen und nachgesehen, ob Alles in Ordnung ist.«

»Ich kann dafür stehen. Ich sehe selbst alle Tage Alles nach. Aus die Mägde kann man sich nicht verlassen, denn die jungen Dinger sind alle leichtsinnig. Meine Enkelin gehört noch zu den Besten von ihnen.«

»Ja, sie giebt mir eine vortreffliche Kammerjungfer ab. Ich kann durchaus nicht über sie klagen.«

»Und Sie würden es nicht sagen, wenn es nicht so wäre. Ich will hoffen, daß Master Claude wenigstens das Kind zu Ihrer Bedienung läßt. Es würde ihm das Herz brechen, wenn es sie verlassen müßte, um einer Andern zu dienen.«

Der Gedanke einer solchen Möglichkeit brachte einen äußerst peinlichen Eindruck aus Isola hervor, denn sie hatte eine große Zuueigung für das junge Mädchen gefaßt, das sie von Kindheit auf bedient hatte.

»Seien Sie in dieser Beziehung ohne Sorgen,« sagte sie schnell. »Mein Vater wird thun, was recht ist, darauf dürfen Sie sich verlassen.«

»Ich hoffe es; aber meine Erfahrungen von den meisten Leuten gehen dahin, daß sie sehr unbeständig sind. Muster Claude ist freilich eine Ausnahme von dieser Regel; aber er sah sehr sonderbar aus, als er mir die Nachricht von der Ankunft dieser Fremden mittheilte, und ich denke zuweilen, daß hier (auf ihre Stirne deutend) etwas vorgeht, was nicht ganz in Ordnung ist. Soviel ich weiß, war noch Keiner von den Fontaines wahnsinnig; wenn aber etwas dergleichen doch vorkommen soll, so muß damit irgendwo in der Familie der Anfang gemacht werden.«

Isola hatte das Gefühl, als ob ein plötzlicher Schlag ihr Herz getroffen hätte. Der ungewöhnliche Trübsinn ihres Vaters, der in periodischen Anfällen wiederkehrte, seine häufige Abschließung von aller Gesellschaft hatte in ihr zuweilen dieselbe Besorgniß erweckt, besonders seitdem sie einmal das Gespräch von zwei Damen mit angehört hatte, von betten die eine die Ansicht aussprach, daß diese Eigenheiten des Mr. Fontaine sehr leicht in Wahnsinn ausarten könnten.

Sie wußte, daß Aggy eine scharfe Beobachtungsgabe besaß, und sie fragte sie mit zitternder Stimme:

»Woraus schließen Sie denn, daß ein solches Unglück einen so guten Mann wie meinen Vater je einmal treffen könnte? Ich weiß, daß er Vieles hat, was ihm das Leben verbittert, ohne daß ich den Grund davon kenne; aber, Aggy, er ist ein aufrichtiger Christ, und ich hege das Vertrauen, daß Gott ihn auch ferner mit Gesundheit des Körpers und des Geistes segnen wird.«

»Ich bete um dasselbe, Miß, und ich hoffe, daß unsere Gebete Erhörung finden werden. Das ist Alles, was wir thun können. Und nun, da ich mit meinem Geschnatter die Thränen in Ihre schönen

Augen gebracht, will ich zu meiner Arbeit zurückkehren, um das Haus zum Empfang dieser Fremden in Bereitschaft zu setzen.«

Als Isola wieder allein war, verfiel sie in eine schmerzliche Träumerei. Sie hatte sich niemals der Hoffnung hingegeben, die Erbin des Mr. Fontaine zu werden, und sie war noch zu jung und kannte zu wenig den Werth des Reichthums, um die Veränderung, die durch die Ankunft seiner Nichte in ihrer Stellung hervorgebracht wurde, genügend zu würdigen; aber sie fürchtete unwillkürlich den Wechsel der für ihren Beschützer daraus entspringen mußte. Sein Wille galt in dem Hause als Gesetz. Es gab Zeiten, wo ihm Gesellschaft und laute Stimmen peinlich waren. Isola hatte sich daran gewöhnt, auf seine Launen zu achten und Alles fern zu halten, was ihn unangenehm berühren konnte; durfte sie aber bei der neuen Ordnung der Dinge die Hoffnung hegen, dasselbe zu thun?

Eine dunkle Ahnung stieg nach und nach in Isola auf, daß sie sich allmählig daran gewöhnen müsse, eine Null in dem Hause zu werden, das der Erbin Savella Fontaine angehörte. Ja es war sogar möglich, daß man sie als einen Eindringling betrachtete. Sie suchte zwar diese unangenehmen Gedanken los zu werden, aber sie drängten sich ihr immer wieder auf und überall mischte geh das Drama mit Philipp auf die peinlichste Weise hinein.

Wenn ihn Fontaine richtig beurtheilt hatte, wenn es begründet war, daß er sich in seiner Bewerbung um sie hauptsächlich durch die Aussicht auf den Reichthum, den sie zu erwarten hatte, leiten ließ, würde er nicht seine Huldigung auf diejenige übertragen, die den nächsten Anspruch auf das Vermögen geltend zu machen hatte?

Umsonst wiederholte sich Isola, daß sie in diesem Falle Philipp zu sehr verachten würde, um seinen Verlust zu bedauern. Sie wußte, daß es ihr bitteren Schmerz verursachen würde, wenn sie sehen mußte, wie er dieselbe Liebe für eine Andere an den Tag legte, die er erst kürzlich ihr selbst gewidmet hatte.

Isola sah an diesem Tage ihren Beschützer nicht mehr und sie war froh darüber, denn ihr Herz und ihr Kopf schmerzten sie, und als Fanny Berkeley spät Abends nach Fontains kam, war sie fest entschlossen, ihren Empfang abzulehnen. Aber Fanny war in dem

Hause eine bevorrechtete Person, und Isola konnte eine Unterredung mit ihr nicht wohl vermeiden.

Als Fanny vernahm, daß ihre Freundin unwohl sei, eilte sie die Stiege hinauf und stürzte mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ins Zimmer.

»Ich kann mich nur einen Augenblick aufhalten, Isola,« sagte sie, »denn ich bin, bloß von einem Reitknecht begleitet, herübergekommen und ich mußte dem Großvater versprechen, vor Eintritt der Dunkelheit zurück zu sein. Was fehlt Dir, Isola? Dein Gesicht ist roth, und ich glaube, Du hast ein Fieber?«

»O nein, es ist nichts so Ernsthaftes. Ich habe nur ein heftiges Kopfwegh. Morgen werde ich wieder ganz wohl sein. Ich muß es auch sein, um den Fremden, die wir erwarten, die Honneurs zu machen.«

»Das ist mir etwas ganz Neues. Wer sind denn die Gäste, die ihr erwartet?«

»Du hast also noch Nichts davon gehört? Ich habe geglaubt, Cousine Carrie hätte es Dir gesagt. Mein Vater hat einen Brief erhalten, der ihn benachrichtigte, daß eine Nichte, die in Italien geboren ist, sich gegenwärtig in Begleitung ihrer Tante und des Priesters, der ihre Eltern getraut hat, auf dem Wege hierher befinden. Wir erwarten sie jede Stunde.«

Fanny sah erstaunt aus. Sie setzte sich neben dem Bett, auf welchem Isola lag, auf einen Stuhl und fragte:

»Wo in der Welt hat sich diese Nichte die ganze Zeit über aufgehalten, daß Mr. Fontaine nichts von ihr erfahren hat? denn wenn er etwas von ihr gewußt hätte, so würde er sie früher hierher gebracht haben.«

»Wie es scheint, war ihr Vater im Geheimen mit, ihrer Mutter, die wenige Tage nach ihrer Geburt starb, verheirathet. Henry Fontaine ist, wie Du weißt, ermordet worden, aber ich kann Dir nicht erklären, wie es geschah.«

»Und Du? O Isola, ich fürchte das wird eine schwere Prüfung für Dich werden.«

»Nein, meine liebe Fauna Ich habe niemals daran gedacht, Mr.

Fontaine zu beerben und ich werde erfreut sein, eine Gefährtin meines eigenen Alters zu erhalten, die, wie ich hoffe, mir erlauben wird, sie zu lieben.«

Fanny ergriff lebhaft ihre Hand.

»Du liebe Isola! Du bist das beste und uneigennützigste Mädchen, das mir jemals vorgekommen ist. Glücklicher Weise wird Mr. Fontaine Niemand gestatten, sich eine Herrschaft über Dich anzumaßen; dazu liebt er Dich zu sehr.«

»Ich fürchte das nicht, Fanny. Mein Kopfweg ist nicht durch meine Besorgnisse für die Zukunft hervorgerufen worden. Mit der Liebe meines Vaters gesegnet, werde ich immer glücklich sein.«

Fanny beugte sich nieder und küßte ihre Stirn. Dann nach einer kurzen Pause fragte sie:

»Was wird Philipp zu dieser Veränderung sagen?«

Sie sah die schmerzliche Bewegung in Isolas Gesicht und wußte sie schnell zu deuten; aber sie war zu zartfühlend, um den Gegenstand weiter zu verfolgen.

Isola raffte ihre ganze Stärke zusammen und sagte mit Festigkeit:

»Mr. Vane kennt sie bereits. Er hat heute Morgen mit meinem Vater gesprochen. Er wird mir nie etwas mehr sein, als er jetzt ist.«

»Wie,« rief Fanny unwillig, »hat Philipp Vane gewagt, sich merken zu lassen, daß der Zuneigung die er für Dich an den Tag legte, eigennützige Absichten zu Grunde lagen? Offenbar wünschte er Dich zu heirathen, Isola, und gestern Abend glaubte ich, Du liebtest ihn mehr, als Einen, der ein ganzes Dutzend solcher Männer werth ist. O, was habe ich gesagt? Ich möchte mir die Zunge abbeißen, daß ich das Geheimniß des armen George verrathen habe.«

»Es liegt nichts Unrechtes darin, Fanny. Dein Bruder hat aus seiner Zuneigung für mich selbst kein Geheimniß gemacht. Er weiß, daß ich ihm sehr zugethan bin, aber jetzt werde ich niemals heirathen. Ich will mein Leben meinem theuren Vater widmen, der vielleicht meiner in Zukunft bedarf. Laß uns nicht weiter davon sprechen, beurtheile aber den armen Philipp nicht zu hart, denn ich glaube, daß er mich wirklich liebt.«

»Liebell!« wiederholte Fanny verächtlich. »Nein, Isola, Philipps Gefühle verdienen diesen geheiligten Namen nicht. Er liebt sein kostbares Ich weit mehr, als die ganze übrige menschliche Familie, Dich mit eingeschlossen. Ohne Zweifel sprach er vom Widerstand seiner Eltern, weil Du keine Erbin mehr bist; aber so sehr Mr. und Mrs. Vane das Geld eben mögen, ihr Sohn steht ihnen in dieser Beziehung um kein Jota nach. Ich habe setzt meine ehrliche Meinung ausgesprochen, Isola, und wenn Philipps Schönheit und seine verführerischen Eigenschaften Dein Herz gerührt haben, so kann ich Dir nur rathen, diesen Zauber so bald als möglich abzustreifen. Du siehst, daß ich nach meiner eigenen Einbildung klug genug bin, um Dir Rathschläge zu geben, mag man mich auch für einen noch so großen Tollkopf halten.«

»Und es ist ein sehr guter Rathschlag, Fanny,« sagte Isola mit schwachem Lächeln. »Ich werde ihn genau befolgen, da er ganz mit meinen eigenen Ansichten übereinstimmt.«

»Das ist ein sehr glücklicher Zufall, denn ich habe bemerkt, daß die Leute niemals guten Rath annehmen, wenn er nicht mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmt.«

Fanny stellte dann unzählige Fragen in Betreff der zu erwartenden Fremden und als sie Alles, was ihr Isola sagen konnte, erfahren hatte, sagte sie:

»Ich bin eigentlich nur deshalb gekommen, um Dir eine Neuigkeit zu bringen, aber die Geschichte von der Nichte des Mr. Fontaine ließ sie mich ganz vergessen, obschon sie für mich sehr wichtig ist. George hat die Stelle eines Attaché bei der Russischen Gesandtschaft angenommen und er wird sich schon in den nächsten Tagen nach London begeben. Um mich über die Trennung von ihm u trösten, hat er mir versprochen, Alles, was mich interessiren kann, zu schreiben und mir eine Menge russischer Pelze mitzubringen. Aber es schmerzt mich sehr, daß er fortgeht und ich bedauere es jetzt mehr als jemals.«

»Ich sehe nicht ein, warum,« sagte Isola mit erwachtem Interesse. »Es wird ein großer Vorthail für Deinen Bruder sein, auf Reisen zu gehen und bei einem glänzenden und verfeinerten Hofe wie der des

Czars Zutritt zu erhalten. Wünsche George in meinem Namen Glück und sage ihm, daß er nach meinem Bedünken klug gehandelt hat.«

»Noch den Ansichten der Welt mag dies allerdings sehr klug sein; aber ich möchte doch wissen, was während seiner Abwesenheit aus mir werden soll. Hier bin ich, eine junge Dame, ohne einen einzigen Courmacher und mein einziger legitimer Sklave ist im Begriff in die Wildnisse von Rußland zu entlaufen. Als George die Universität verließ, dachte ich, ich würde ihn als meinen dienstbaren Ritter ganz in meiner Verfügung haben. Und fest wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als mit Philipp, nachdem Du ihm den Abschied gegeben, zu kokettiren, nur muß ich fürchten, daß er mich für die neue Erbin wieder verlassen wird.«

Der Schmerzensausdruck in Isola's Gesicht verrieth dem unbesonnenen Mädchen, daß es die Gefühle seiner Freundin verletzt habe und es sagte in zärtlichem Tone:

»Vergieb mir meine Gedankenlosigkeit, Isola, aber der Scherz kann leicht zur Wahrheit werden und es ist jedenfalls besser, darauf vorbereitet zu sein. Doch ich muß jetzt gehen, die Sonne neigt sich bereits und ich darf einen scharfen Ritt machen, wenn ich zu rechter Zeit zu Hause und nicht gescholten sein will. Sobald die Italienerin eintrifft, werde ich nicht versäumen, hierher zu kommen.«

Nach einem kurzen Abschied von ihrer Freundin, eilte Fanny hinab, bestieg ihr rasches Pferd und ritt, gefolgt von ihrem Diener, eiligst davon.

Als die Schatten der Nacht sich um das alte Haus zu legen begannen, dachte Fontaine an das sonderbare Ereigniß des vorigen Abends und war begierig, ob es sich wiederholen werde. Sein Nervensystem hatte einen Stoß erlitten, dessen Schwingungen noch immer schmerzhaft nachzitterten. Er stand am offenen Fenster und schaute fast andächtig zu den Sternen auf, die am blauen Himmelsgewölbe erglänzten, denn er war ein großer Verehrer der Natur.

Nachdem er einen scharfen Blick auf den stillen Rasenplatz geworfen, zündete er seine Studierlampe an und nahm ein Buch in der Hoffnung, über seinem Inhalt die unruhigen Gedanken, die seine

Brust erfüllten, verbannen zu können. Eine tiefe Stille, die draußen nur durch das Zirpen der Grillen unterbrochen wurde, herrschte im Zimmer, als er auf einmal ganz in seiner Nähe einen Seufzer vernahm, worauf die Stimme, die ihn am gestrigen Abend angeredet hatte, sich wieder vernehmen ließ:

»Claude, mein Bruder, Du weißt, daß ich am vorigen Abend in Deiner Nähe war und daß ich die Wahrheit gesprochen habe, denn Du hast unterdessen die Bestätigung erhalten.

Fontaine sprang vorwärts, griff in die leere Luft und rief dann von Zweifeln und Furcht geängstigt aus:

»Henry, wenn Du es wirklich bist, so gib mir irgend einen fühlbaren Beweis Deiner Anwesenheit. Laß mich Dich sehen, laß mich Dich anfassen, damit ich mich überzeugen kann, daß ich nicht das Opfer einer Täuschung bin.«

»Ich bin hier neben Dir, Claude, aber ich habe die Macht nicht, mich in einer fühlbaren Weise Dir zu offenbaren. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo es mir gestattet sein wird, Dir sichtbar zu werden. Wache und warte, denn jetzt wo mein Kind hierher kommt, werde ich öfters in ihrer Nähe verweilen, um über sie und Dich zu wachen.«

Fontaine schauderte und rief dann in wildem Tone aus:

»O Gott, was habe ich gethan, um eine solche Heimsuchung zu verdienen?«

Es trat eine lange Pause ein und dann ließ sich die Stimme wie aus der Ferne vernehmen:

»Ich gehe, Claude, Du aber sei darauf bedacht, Dein gegebenes Wort zu halten. Meine Tochter soll die unbestrittene Gebieterin hier sein. Sie muß *Alles* erhalten.«

Die Sonne schien in der Ferne zu ersterben. Stunden lang saß Claude Fontaine da und starrte vor sich hin. Er fühlte, daß eine schreckliche Bürde auf seinem Herzen und auf seinem Gehirn lastete, er vermochte sie aber nicht abzuschütteln. Von nun an sollte er der Slave eines Gespenstes werden, welches seine Handlungen überwachte und durch seine Befehle nach seinem Willen lenkte. Besser wäre es, sogleich zu sterben, und der schreckliche Gedanke

des Selbstmords überkam ihn. Er hatte bereits so viel erduldet, als nach seiner Ansicht ein menschliches Wesen ertragen konnte. Weshalb sollte er ein Dasein hinschleppen, das ihm von nun an noch unerträglicher zu werden drohte?

Er erhob sich, nahm aus einem Kasten eine Pistole und untersuchte das Schloß. Ein Blitz und er war frei.

Frei?

Wie konnte der Selbstmörder dieses wissen? In welches Dämons Gewalt mochte sein befreiter Geist fallen, nachdem er die irdische Hülle abgestreift?

Fontaine glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, und die seinige war mit einem Verbrechen befleckt, das er für unsühnbar hielt. Was würde er folglich damit gewinnen, wenn er freiwillig und mit einer neuen Schuld belastet seinem furchtbaren Richter unter die Augen träte?

Dann erschien ihm Isola, allein, hilflos, vielleicht heimathlos, und er warf die schreckliche; Versuchung von sich.

Zehntes Capitel.

Philipp ritt in einem Gemüthszustand von Fontains weg, der schwer zu beschreiben ist. Betrübniß und Aerger über den Verlust Isola's, vermischt mit Freude, daß er nicht unwiderruflich dazu verpflichtet sei, sie zu heirathen. Mit Vermögen hätte er Isola vor jedem andern Weib in der Welt den Vorzug gegeben; dagegen konnte er sich niemals dazu verstehen, das einfache Glück des häuslichen Herdes gegen eine glänzende Zukunft, wie sie nur der Reichthum schaffen konnte, in Tausch zu nehmen.

Der Widerstand seiner Eltern mußte ihm zur Entschuldigung dienen. Aber auch ohne diesen würde er nicht anders gehandelt haben. Er schätzte seine kostbare Persönlichkeit viel zu hoch, um ein Mädchen von unbekannter Herkunft zum Altare zu führen, wenn der Mangel vornehmer Geburt nicht durch den Glanz des Goldes verdeckt wurde.

Aber Philipp besaß denn doch noch einiges Gefühl und insofern er überhaupt der Liebe fähig war, liebte er Isola. Er ritt wie der Wind, und erst als er in die Nähe von Dunlorn kam, ließ er sein dampfendes Pferd langsamer gehen, um seinen Gleichmuth wieder zu gewinnen, ehe er vor seiner Mutter erschien, um ihr den Zusammensturz aller Luftschlösser, die sie mit einander gebaut, zu verkünden.

Dunlorn stand, von Bäumen und Gesträuchen umgeben, auf einer sanften Anhöhe. Das Haus war eine schöne, moderne Villa mit einer von korinthischen Säulen getragenen Veranda an der Vorderseite. Die Besizung wurde in vollkommen gutem Stand gehalten und eine reizendere Wohnung für einen reichen Mann war schwerlich zu finden.

Philipp ritt durch das große verzierte Thor und stieg, die breite Auffahrt für Wagen vermeidend, an einer Seitenthüre ab.

»Ist mein Vater zu Hause?« fragte er den Burschen, der ihm das Pferd abnahm.

»Nein, Sir. Er ist ausgefahren, wie ich glaube, zu Mr. Berkeley.«

»Um so besser,« murmelte der junge Mann. »So kann ich meine Mutter allein sehen, und es ihr überlassen, dem »Alten« die Geschichte zu erzählen. Daß wir Alle sammt unserer Klugheit nicht daran dachten, daß Isola das Vermögen einbüßen könnte! Einige Wochen später und ich wäre, ohne Aussicht zu entrinnen, gefangen gewesen.«

Er ging direct und ohne Umstände in das Zimmer, in dem sich seine Mutter gewöhnlich aufhielt. Es war ein großes Boudoir, vollgefropft von glänzenden Möbeln und solchen eleganten Kleinigkeiten, wie sie eine Frau von dem Geschmacke der Mrs. Vane um sich aufzuhäufen liebt. Sie saß an einem Tische, auf welchem mehrere Juwelenkästchen standen, und das selbstzufriedene Lächeln auf ihren verblichenen Zügen lieferte den Beweis, daß sie keine Ahnung von dem Schlage hatte, der ihr bevorstand.

Sie trug ein weißes Morgenkleid mit Spitzen eingefaßt und mit rosenrothen Bandschleifen verziert und eine Spitzenhaube, die mit Blumen von derselben Farbe ausgeputzt war.

Als ihr Sohn hereintrat, sah sie ihn mit einem Ausdruck von Ueberraschung an, sagte aber in ihrem gewöhnlichen schmachttenden Tone:

»Ich habe Dich nicht so bald zurückerwartet, Philipp. Ich dachte, Mr. Fontaine würde Dich für heute bei sich behalten und ich wußte, daß Du selbst nur zu geneigt wärest zu bleiben. Was hat Dich so frühe zurückgebracht?«

Philipp warf sich auf ein Sopha, nahm einen Federfächer und bewegte ihn einige Augenblicke mit großer Lebhaftigkeit. Seine Mutter bot ihm ein Glas Wasser und sagte ärgerlich:

»Ich denke, Du könntest doch endlich mit mir sprechen. Dein Gesicht sieht nicht aus wie das eines glücklichen Liebhabers, der angenommen worden ist.«

»Auch bin ich's nicht, Madame,« war die kurze Antwort. »Alle unsere Pläne sind gescheitert, in alle Winde zerstreut durch den unglücklichsten Zufall, der einem Menschen begegnen kann. Ich werde Isola niemals heiraten.«

»Was bist Du — Du, Philipp Vane, von dieser kleinen Kokette abgewiesen worden? Setzt einen Bettler aufs Pferd! Ich kann es nicht glauben. Ich habe Isola beobachtet, wenn ihr beisammen wart und trotz ihrem spröden Wesen konnte ich wahrnehmen, daß sie Dir gewogen war. Was hat dieser kleine Glückspilz zu erwarten, wenn sie einen Mann wie Dich ausschlägt?«

»Sie hat mich nicht ausgeschlagen. Alles wäre glatt genug abgelaufen, hätte nicht eine ganz unerwartete Neuigkeit meinen eigenen Eifer so sehr gedämpft, daß ich leider meine Gefühle vor ihrem Adoptivvater zu offen bloßlegte, denn er wurde sehr vornehm und hat meine weitere Bewerbung kurzweg abgeschnitten. Ich habe einen jämmerlichen Mißgriff begangen, Mutter, und ich weiß gar nicht, wie ich ihn wieder gut machen soll, wenn die wahre Erbin erscheint.«

»Ich wünsche, daß Du verständig sprächest, Philipp, wie kann ich alles dieses Zeug verstehen, wenn Du mir nicht deutlich erklärst, was sich zugetragen hat,« sagte Mrs. Vane in gereiztem Tone. »Von welcher Erbin sprichst Du? Wer ist sie und wo kommt sie her? Ich habe von keiner Verwandtschaft des Mr. Fontaine gehört, die ihm die Verfügung über sein Eigenthum streitig machen könnte.«

»Des ohngeachtet aber hat sich eine solche gefunden. Eine Tochter seines Bruders ist aus Italien eingetroffen und da Mr. Fontaine das ganze Einkommen von ihrem Erbtheil verausgabt hat, so wird Alles, was er besitzt, in Anspruch genommen werden, um den Ausfall zu decken. Isola wird nichts, oder so gut als nichts erhalten.«

Mrs. Vane hörte in athemlosem Erstaunen zu, dann sagte sie hastig:

»Ich hoffe, Du hast Dich nicht gebunden, denn Du kannst jetzt Isola niemals heirathen — niemals!«

»Mutter,« erwiderte Philipp, sich auf die Lippen beißend. »Ich habe sowohl von Mr. Fontaine als von seinem Schützlinge meine Entlassung erhalten, denn sobald Isola vernahm, daß ihr Beschützer mich abgewiesen habe, unterwarf sie sich seiner Entscheidung.«

»Um so besser, denn ohne Geld ist dieses Mädchen keine Partie

für meinen Sohn. Erzähle mir Alles von dieser sonderbaren Geschichte, denn etwas Aehnliches ist mir noch nie vorgekommen. Wo hat sich dieses junge Mädchen in diesen langen Jahren verborgen gehalten?»

In mürrischem Tone erzählte ihr nun Philipp, was er selbst über Savella Fontaine wußte, und als er geendet hatte, sagte seine Mutter:

»Ich zittere, wenn ich daran denke, daß Du nur mit knapper Noth durchgekommen bist. Angenommen, Du hättest Isola geheirathet gehabt, bevor alles Dieses ruchbar wurde, so wäre Deine ganze Zukunft ruinirt gewesen.«

»Das vermag ich nicht einzusehen. Der Erbe von Dunlorn mit einem anständigen Einkommen wäre gewiß in der Lage, das Mädchen seines Herzens, selbst wenn es kein Vermögen hätte, zu heirathen. Hätte Mr. Fontaine nicht einen zu hohen Ton angenommen, so wäre ich vielleicht thöricht genug gewesen, es zu thun, denn Isola ist das reizendste und liebenswürdigste Geschöpf, das mir je vorgekommen ist.«

»Wenn Du das gethan hättest, so würde ich meine Zustimmung verweigert und Dein Vater würde sich noch mehr widersetzt haben, als ich. Es ist unumgänglich nothwendig, daß Du mit Deiner zukünftigen Frau ein Vermögen erringst.«

»So habt Ihr mir immer gesagt, ich habe aber diese Nothwendigkeit nie recht eingesehen. Wir haben Alles, was wir bedürfen. »Wir machen sogar mehr Aufwand als die reichsten Gutsbesitzer in der Umgegend und ich brauchte selbst mit einer Frau ohne Heirathsgut keinen Mangel zu fürchten.«

»Weil Du unsere wirkliche Lage nicht kennst,« erwiderte Mrs. Vane ernst. »Du bist jetzt alt und klug genug, um aufgeklärt zu werden und in dieser Krisis halte ich es für meine Pflicht, Dir zu sagen, was Dein Vater und ich so lange als möglich zu verhehlen wünschten.«

»Was hast Du mir denn zu sagen?« fragte Philipp unruhig. »Hoffentlich nicht, daß unser gegenwärtiger Wohlstand der soliden Grundlage entbehrt?«

»Etwas derartiges ist es. Dieses Gut, das nur einen sehr mäßigen Ertrag liefert, wurde von einer Erbschaft angekauft, die mir ein Onkel hinterließ. Es ist mir verbrieft und kann deshalb für die Verbindlichkeiten Deines Vaters glücklicher Weise nicht in Anspruch genommen werden. Das Geld, womit wir bisher alle unsere Ausgaben bestritten haben, kommt von den Miethzinsen von Häusern, in die Dein Vater seine Capitalien angelegt hat. Der Besitztitel war, wie es scheint mangelhaft und ein Proceß ist gegen ihn entschieden worden. Er hat darauf appellirt und dadurch den Streit verlängert, aber ich fürchte sehr, daß er am Ende gegen uns ausfallen wird.«

Philipp hörte bestürzt zu.

»Ich traue meinem Vater viel zu viel Scharfsinn zu,« sagte er, »als daß ich annehmen könnte, daß er sich auf diese Weise habe bevorthellen lassen. Er wird sich jedenfalls an Denjenigen halten können, der ihm die Häuser verkauft hat.«

»Der ursprüngliche Eigenthümer starb zahlungsunfähig und seine Erben, die den Fehler in dem Besitztitel entdeckten, haben sie als ihr Eigenthum reclamirt.«

»Aber das ist ja nicht redlich gehandelt. Wenn ein annehmbarer Preis dafür bezahlt wurde, so wird das Gericht die Häuser meinem Vater zusprechen.«

»Aber die Justiz ist nicht immer auf Seite des Rechts und, um Dir die volle Wahrheit zu sagen, die Häuser wurden um den zehnten Theil ihres Werthes verkauft und das bewog Deinen Vater, sie zu kaufen, ohne es mit dem Besitztitel allzugenau zu nehmen.«

»Das heißt« er kaufte sie auf Speculation und gedenkt sie jetzt zu behalten, wenn die Advocaten nicht zu scharf für ihn sind,« sagte Philipp verächtlich. »Wenn die, Möglichkeit vorlag, daß er sie zuletzt wieder verlieren würde, warum hat er nicht genug von den Miethzinsen gespart, um wieder zu seinem Capital zu kommen. Aus Deinen Aeüßerungen entnehme ich, daß das Geld verausgabt worden ist, wie es einging.«

»Das ist allerdings richtig, aber Du hast Deinen vollen Antheil davon erhalten. Nichts ist an Dir gespart worden und man kann Dir mit Recht vorwerfen, daß Du während Deiner Universitätszeit das Geld mit vollen Händen ausgestreut hast. Zu was würde es auch genützt haben, Ersparungen zu machen, die nachher von den Erben in Anspruch genommen würden. Wir befinden uns in dieser Beziehung in einer ähnlichen Lage wie Mr. Fontaine.«

»Das ist der unglücklichste Tag meines Lebens,« sagte Philipp nach einer Pause. »Heute morgen stand ich mit dem triumphirenden Gedanken aus, daß ich im Begriff sei, die schönste und reichste Braut der ganzen Grafschaft zu erringen und hier sitze ich mit gebrochenen Hoffnungen, während meines Vaters Vermögen in Gefahr schwebt und ich selbst schachmatt gesetzt bin.«

»Aber Du bist immer noch Philipp Vane, mit schönem Aeußern, scharfem Verstande und bezauberndem Benehmen. Deine Aussichten sind immer noch gleich glänzend. Was hindert Dich denn, wenn die Erbin dieser großen Ländereien hier eintrifft, Dich in die Reihe der Bewerber zu stellen und vor allen andern ihre Gunst zu erringen?«

»Wenn ich mich nicht bereits um Isola beworben hätte, so würde die Sache sehr einfach sein, wenn ich es aber wagen sollte nach der Hand seiner Nichte zu streben, so würde mich Mr. Fontaine mit einem Blicke vernichten und meine Verbindung mit seiner Erbin würde er niemals zugeben.«

»Ich sehe nicht ein, daß seine Zustimmung gerade nothwendig ist. Nach seinem eigenen Eingeständniß hat diese junge Dame Ansprüche, die sich nicht beseitigen lassen. Die Hälfte seines Vermögens muß sogleich auf sie übergehen und das Uebrige nach seinem Tode. Lege alle Gedanken an Isola ab und bereite Dich darauf vor, gegen diese junge Fremde die Rolle des Unwiderstehlichen zu spielen. Du wirst hinlänglich Gelegenheit haben, sie ohne Wissen ihres Onkels zu sehen, denn Mr. Fontaine geht nicht in Adendgesellschaften und an solchen wird es zur Feier ihrer Ankunft gewiß nicht fehlen.«

»Wenn sie so anziehend ist, wie Isola, dann werde ich wohl Deinem Rathe folgen; aber es ist verdammt unangenehm, daß alle meine Pläne so ohne alle Umstände über den Haufen geworfen sind. Wenn Isola einwilligen wollte, mich ohne die Genehmigung ihres Beschützers zu heirathen, so weiß ich nicht, ob ich nicht thöricht genug wäre, sie zu nehmen, denn sie hat meine Neigung gewonnen, wie es nie einem andern Weibe gelingen wird.«

»Rede mir keinen sentimentalens Unsinn vor, Philipp, denn in Deinem Falle weiß ich recht gut, was er werth ist. Die Ehe ist nichts als ein Compagnie-Gesellschafts-Vertrag, bei welchem jeder Theilnehmer Leben und Vermögen einsetzt, und je weniger von dem letzteren sich vorfindet, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß das erstere eine elende Plackerei sein wird, die nur dem Erwerb des nothwendigen Unterhalts gewidmet ist. Du bist dazu erzogen

worden, eine glänzende Stellung einzunehmen, Philipp, und Du mußt sie durch Deine eigene Anstrengung erringen. Ich glaube jetzt Alles gesagt zu haben, was nothwendig ist, um Dir zu zeigen, welchen Weg Du einzuschlagen hast.«

»Ich glaube, ich verstehe Dich, Mutter,« sagte er seufzend, »und da mir Isola unerreichbar ist, so kann ich die Reize, die Du so hoch in Anschlag bringst, eben so gut an Diejenige verkaufen, die das höchste Gebot darauf legt. Wenn Miß Fontaine annehmbar aussieht, so will ich an Deinen Rath denken und danach handeln obschon ich mir die ewige Verachtung Derjenigen, die ich liebe, zuziehen werde.«

»Ihre Meinung wird für Dich bald ohne Bedeutung sein. Der erfolgreiche Weltmann kann gleichgültig aus Diejenigen herabsehen die sich anmessen, über ihn zu Gericht zu sitzen, und diese junge Person hat am wenigsten ein Recht, Denjenigen zu verdammen, den das Glück so hoch über sie gestellt hat.«

Philipp ging einigemal rasch im Zimmer auf und ab« dann sagte er:

»Sage meinem Vater, was sich zugetragen hat, Mutter, denn ich bin nicht im Stande, alles dieses nochmals zu wiederholen. Ich gehe auf mein Zimmer, um meiner üblen Laune nachzuhängen. Laß mir das Essen heraufbringen und sage dem Vater, daß ich Kopfweh habe.«

Mrs. Vane nickte. Ihr Sohn sprang die Stiege hinauf, versetzte seinem Lieblingshund, der ihm entgegen kam, einen Tritt und erreichte sofort sein Zimmer, wo er wie toll auf- und abging und seinen Zorn an den Möbeln ausließ, die ihm im Wege standen.

Er verfluchte sich, seine Uebereilung, das böse Geschick, welches Isola ihrer Aussichten beraubt hatte und wünschte, daß die See das junge Mädchen verschlungen hätte, dessen Ankunft alle seine Pläne und Neigungen durchkreuzte.

Ja, er mußte Savella Fontaine gewinnen. Er hatte nur die Wahl zwischen ihr und dem Ruin. Was war im Grunde auch daran gelegen, wem er seine Hand reichte, da er ja doch seine Freiheit für Gold verkaufen mußte.

Er machte keinen Versuch, sich selbst zu täuschen. Er wußte, daß er ein Glücksjäger war und wie ein Lotteriespieler berechnete er die Möglichkeit des Gewinnes. Er betrachtete seine tadellose Person im Spiegel, drehte mit Wohlgefallen seinen ambrabfarbigen Schnurrbart und wunderte sich, wie Isola eine solche Eroberung auf Geheiß ihres Beschützers so leicht aufgeben konnte.

Dieser Gedanke reizte seine Eitelkeit und, um Isola zu zeigen, daß sie ihm gleichgültig sei, faßte er den Entschluß, Alles anzubieten, um die Erbin so schnell als möglich zu gewinnen.

Ein köstliches kleines Mahl mit seltenen Weinen wurde ihm durch seine Mutter heraufgeschickt und trotz seiner Enttäuschung ließ er es sich wohl schmecken.

Nachher rauchte er seine duftige Havanna und überlegte sich dabei seinen Feldzugsplan. Als er dann einige Stunden später zum Abendessen hinunter kam, sah er so unbefangen und sorglos aus, als ob nichts vorgefallen wäre. Seine Eltern betrachteten ihn Anfangs mit einer gewissen Unruhe; als sie aber sein sorgloses Wesen sahen, beruhigten sie sich wieder und Mr. Vane tauschte mit seiner Frau ein vielsagendes Lächeln aus.

Philipp war der Liebling und der Stolz seiner Eltern, aber in vieler Beziehung auch ihr Peiniger und wenn der junge Selbstherrscher seinen unabänderlichen Entschluß, das Mädchen seiner Wahl zu heirathen, erklärt hätte, so würde ihr Widerstand, so heftig er auch Anfangs gewesen wäre, zuletzt seinem gebieterischen Willen gewichen sein.

Nach dem Essen gingen die Drei ins Freie, um die milde Abendluft zu genießen und Mr. Vane wartete geduldig, bis es dem jungen Herrn gefällig war zu sprechen.

»Es ist Alles aus mit Isola und mir,« sagte er. Seit ich ihre wahre Stellung erfahren, habe ich jeden Gedanken, sie zu heirathen, aufgegeben. Ich bin ärgerlich genug darüber, daß ich so weit gegangen bin und es ist ein wahres Glück, daß ich mich noch so gut aus der Patsche gezogen habe.«

»Es freut mich, Dich so vernünftig zu finden,« sagte das väterliche Orakel. »Ich fürchtete Du möchtest Dir irgend eine unverantwortliche

Grille in den Kopf setzen und das Mädchen auf alle Gefahr hin heirathen.«

»Ich würde es vielleicht auch gethan haben, Sir, aber sie gab mir den Laufpaß, sobald sie erfuhr, daß Mr. Fontaine mit der Heirath nicht zufrieden sei. Ich glaube, daß Isola mich liebt, aber wenn ihr Beschützer zu ihr sagte, sie solle sich in einen brennenden Krater stürzen, so würde sie es ohne Bedenken thun. Ich würde keinen besonderen Gefallen daran finden, meine Frau so vollständig unter der Leitung eines andern Mannes zu wissen, und so ist's vielleicht am besten, daß wir die Sache kurzweg abgebrochen haben.«

»Ganz recht, mein Junge; es ist besser, die alte Liebe los zu sein, ehe man mit einer neuen anfängt, nicht wahr, Philipp?«

Dieser Ton ärgerte den Sohn und er sagte kurz angebunden:

»Die neue muß erst gefunden werden, Sir, und je weniger darüber gesprochen wird, desto besser. Ich werde nicht zum zweiten Mal einen Narren aus mir machen, davon können Sie überzeugt sein.«

Nach dieser Abweisung trat ein längeres Schweigen ein, das endlich vom älteren Vane gebrochen wurde.

»Du kennst jetzt Deine wahre Lage, Philipp, soweit es unsere Vermögensverhältnisse anlangt. Offen gestanden, ich habe kaum eine Hoffnung, daß mein Proceß in der letzten Instanz zu meinen Gunsten entschieden wird. Ein Schreiben, das ich heute von meinem Advocaten erhalten, lautet nichts weniger als tröstlich. Ich habe die Entscheidung hauptsächlich Deinetwegen so lange als möglich hinauszuschieben gesucht, denn ich hoffte, daß Deine Heirath mit Isola Dich in eine Stellung bringen würde, in der Dir die Verringerung unseres Einkommens keine besondere Sorge machen würde.«

»Es thut mir leid, diese unglückliche Nachricht zu vernehmen. Meine Aussichten und Berechnungen können dadurch sehr beeinträchtigt werden. Wie lange wird es noch dauern, bis diese Angelegenheit endgültig entschieden ist?«

»Höchstens noch einige Monate. Ich habe den doppelten Betrag der für die Häuser beahlten Summe in Miethszinsen eingenommen, aber, wie u weißt, nichts davon zurückgelegt.«

»Einige Monate,« wiederholte Philipp langsam, »damit ist viel gewonnen, Sir. Ich werde den besten Gebrauch davon machen, und ich glaube, daß das Ergebnis zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen wird. Da so viel aus dem Spiele steht, müssen alle Bedenken wegfallen. Wenn das Herz der Erbin nicht bereits vergeben ist, so sehe ich keine Ursache, weshalb ich an dem Erfolge verzweifeln soll.«

So war es ausgemacht, daß Philipp sich um die neue Erbin bewerben und sie womöglich gewinnen solle. Mr. und Mrs. Vane wünschten einander Glück, daß ihr Sohn sich viel lenksamer gezeigt, als sie erwartet hatten.

Elftes Capitel.

Zwei Wochen verflossen, ohne die erwarteten Fremden zu bringen. Auch ließen sie nichts weiter von sich hören.

Ehe George Berkeley nach seiner Bestimmung abreiste, kam er nach Fontains, um von seinen Verwandten und Isola Abschied zu nehmen. Sein zartes und nachdenkendes Benehmen lieferte ihr den Beweis, daß er die Veränderung in ihrer Stellung kannte und ihr zu verstehen gebe wollte, daß sie ihm noch immer so theuer sei, wie von ihrer Kindheit an.

Isola war ihm sehr dankbar dafür und mit einem bitteren Seufzer beklagte sie es, daß Philipp sich nicht gleich ihm, den sie schweigend zu seinen Gunsten ausgeschlagen, als ächtes Gold bewährt habe.

Mr. Fontaine hegte ein lebhaftes Interesse für seinen Günstling an den Tag und nahm ihm das Versprechen ab, während seiner Abwesenheit einen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Mit einem schnellen Blick aus Isola sagte der junge Mann:

»Ich würde es als eine Gunst betrachten, an Sie schreiben zu dürfen, Sir. Es würde mich sehr unglücklich machen, wenn ich denken müßte, daß meine Freunde zu Fontains gleichgültig gegen mich geworden seien!«

»Dazu ist keine Gefahr vorhanden, George, denn Du besitzt einen sehr warmen Platz in unserer Zuneigung und ich habe große Achtung vor Deinem männlichen Unabhängigkeitssinn. Komme so brav und redlich wie Du jetzt bist, wieder zurück, mein Junge, denn die Bildung, die das Reisen gewährt, kann im Grunde genommen zur Vervollkommnung einer so tüchtigen Natur wie die Deinige nur wenig beitragen.

Der arme George war durch dieses unerwartete Lob von einem so ernststen und zurückhaltenden Mann wie Mr. Fontaine ganz überwältigt. Er schüttelte ihm die Hand und sagte:

»Leben Sie wohl, Gott segne Sie. Ich verspreche Alles, was ich

mit mir nehme, mit solchen Zugaben zurückzubringen, die mich Denjenigen, die ich liebe, nur angenehmer machen können. Diese Hoffnung hält mich jetzt aufrecht und sie wird mich auch in den Stand setzen, mir die Abwesenheit von Allen, die ich liebe, erträglicher zu machen.«

Er wendete sich darauf zu Isola, ergriff ihre Hand, preßte sie mit einem flehenden Blicke an seine Lippen, bestieg sein Pferd und galoppierte davon.

»Da geht ein so edler und aufrichtiger junger Mann als die Natur jemals einen gebildet,« sagte Fontaine, dem Davoneilenden nachblickend. Als er sich aber nach Derjenigen umsah, der diese Bemerkung gegolten, war sie verschwunden.

Während dieser ganzen Zeit sah und hörte man nichts von Philipp Vane und mit siechem Herzen erlangte Isola die traurige Gewißheit, daß er sie bei ihrem Worte genommen und daß sein prahlerisches Versprechen, daß er sie dem Mr. Fontaine zum Trotz als sein Weib heimführen wolle, auch nicht mehr werth war, als seine früheren Liebesbetheuerungen.

Fontaine beobachtete sie mit tiefer Bekümmerniß und er war froh, jeden Tag das heitere Gesicht von Fanny Berkeley, die zum Besuch ihrer Freundin herüberkam, zu bewillkommen.

Zu Fontaines großer Erleichterung hatten seine nächtlichen Besuche aufgehört und er begann wieder freier zu athmen. Endlich kam ein Brief aus London, bei dessen Eröffnung er fand, daß er von seiner unbekanntem Nichte herrührte. Er war in einer kleinen weiblichen Schrift in gutem Englisch geschrieben und lautete folgendermaßen:

»*Mein lieber Onkel Claude!* Auf meinen Wunsch ist mir gestattet worden, statt des Herrn Sommerton an Sie zu schreiben, um Ihnen unsere demnächstige Ankunft zu Fontains anzuzeigen.

»Die Ursache unseres längeren Ausbleibens hatte ihren Grund zunächst in der Abwesenheit unseres Reisebegleiters, der einen Ausflug zum Besuche eines Freundes machte, bei dem er länger als er erwartet hatte, aufgehalten wurde. Dann aber hinderte uns ein Unwohlsein, das mich befahl, an der Abreise.

«Mein lieber Onkel! Ich zittere bei dem Gedanken mit Ihnen zusammenzutreffen, weil ich fürchten muß, daß ich nicht den Erwartungen entsprechen werde, die Sie von der Tochter Ihres Bruders zu hegen berechtigt sind. Ich bin nicht schön, auch gleiche ich nicht dem Bilde meines Vaters, das meine Tante für mich aufbewahrt hat; aber Sie werden viele Aehnlichkeit mit der Familie meiner Mutter an mir finden.

»Man hat mir gesagt, daß Sie einst ihr Freund gewesen und ich hoffe, daß Sie auch ihrem Kinde einen kleinen Winkel in Ihrem Herzen einräumen werden, denn es ist mein höchster Wunsch, Ihnen eine Freude und ein Trost zu sein. Während meiner ganzen Kindheit hat man mich gelehrt, Sie als meinen Beschützer und besten Freund zu betrachten und keine Mühe ist gespart worden, um mir eine genaue Kenntniß der Sprache meines Vaters beizubringen.

»Mr. Sommerton, der meine Erziehung geleitet hat, war seit Jahren bemüht, Ihren Wohnsitz ausfindig zu machen; aber es ist ihm erst in der jüngsten Zeit gelungen.

»Meine Tante war mir eine zweite Mutter und sie hat mir oft erzählt, wie gut und edel mein Onkel Claude ist. Im Vertrauen aus diese Güte hege ich die Hoffnung, daß Sie Nachsicht gewähren werden mit den Unvollkommenheiten und Mängeln Ihrer Sie liebenden Nichte

Savella Fontaine.«

Als Fontaine diesen Brief zum ersten Mal überlas, gefiel er ihm ganz gut, weil er darin die kunstlose Auslassung eines jungen und warmherzigen Mädchens zu erblicken glaubte; als er aber den Inhalt einer kritischen Prüfung unterwarf, meinte er darin die Spuren eines älteren Kopfes entdecken zu können und er hegte die Ueberzeugung, daß seine Nichte vollständig unter dem Einflusse jener Nemesis stand, welche kam, um ihn ganz unter ihren gebieterischen Willen zu beugen. Er haßte selbst den Gedanken an dieses Weib und doch konnte er keinen Vorwand finden, um ihr, die das Kind seines verstorbenen Bruders erzogen, die Aufnahme unter

seinem Dache zu verweigern.

Für den Fall aber, daß er es wagen sollte, steh von ihrer gefürchteten und verabscheuten Gegenwart zu befreien, kannte er sie zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich nicht scheuen würde, ihn vor der Welt zu brandmarken. Mochte er sich wenden und drehen, wie er wollte, die Schlangenringe zogen sich immer enger um ihn zusammen und er fühlte, daß sie ihm noch das Leben auspressen würden.

Fontaine suchte Isola auf, um ihr den Brief seiner Nichte zu zeigen. Sie war davon bezaubert und rief mit Lebhaftigkeit aus:

»Ich bin überzeugt, daß ich sie lieben werde. Theurer Vater, wir werden als Schwestern miteinander leben und statt eines Kindes werden Sie zwei haben, die mit Ihnen plaudern und Sie aufheitern können.«

Ein schwaches Lächeln überflog sein Gesicht als er antwortete:

»Wenn Savella mir nur halb so nothwendig wird wie Du, so werde ich mich wirklich glücklich schätzen. Ich hege das Vertrauen, daß ich in ihr ein lebenswürdiges und edelmüthiges Wesen finden werde. Nach ihrem Benehmen gegen Dich werde ich mein Urtheil über ihren Charakter einrichten. Ich habe ihren Brief beantwortet und sie in meinem Hause willkommen geheißen. Ich habe ihr darin auch geschrieben, daß sie eine Schwester in meiner adoptirten Tochter finden wird.«

Zwei weitere Tage waren verflossen, als an einem schönen Sommerabende der Wagen, der an die Eisenbahnstation gesendet worden war, mit den lang erwarteten Fremden zurückkehrte. Ein Mann in mittlerem Alter, der die einfache schwarze Tracht eines Geistlichen trug, stieg zuerst aus und reichte seine Hand einer Dame in schwarzem Reisekleid.

Ein junges Mädchen sprang dann heraus und betrachtete einen Augenblick das herrliche Panorama, das die Aussicht auf Berg und Thal darbot. Sie sprach mit ihren Begleitern italienisch und die Drei stiegen dann die Treppe des Hauses hinan.

Giles befand sich auf seinem Posten und er entschuldigte die Abwesenheit seines Herrn, mit der Meldung, daß er mit der jungen

Gebierterin ausgegangen sei, um einen Mann zu besuchen, der sich durch den Fall von einem Baume verletzt habe.

Mr. Sommerton und Signora Roselli wechselten Blicke des Einverständnisses, als der alte Mann von der jungen Gebierterin sprach und die letztere äußerte mit verächtlicher Miene in halblautem Tone:

»Ein schöner Empfang für die junge Erbin bei ihrer ersten Ankunft in ihrer künftigen Heimath! Junge Gebierterin! Ich will ihnen bald zeigen, wer hier die Gebierterin ist.«

Die Gäste wurden in das Empfangszimmer geführt, wo die Damen ihre Hüte ablegten. Signora Roselli war eine große magere Frau mit dunkler, bleicher Gesichtsfarbe. Ihre Züge waren scharf, ihre Augen von jenem glanzlosen Schwarz, welches heftige Leidenschaften und ein unbändiges Temperament verräth. Ihr herrischer Mund mit den dünnen Lippen stand damit vollkommen im Einklang. In ihrer Jugend mußte sie einigen Anspruch auf Schönheit gehabt haben: aber die Zeit und ihre reizbare Gemüthsart hatten ihren Zügen eine Härte aufgedrückt, die keineswegs angenehm war.

Als Sommerton seinen breiten aufgekrämpten Hut abnahm, enthüllte er einen Kopf, welcher theilweise kahl war, und eine hohe zurücktretende Stirne, unter der ein paar tiefliegende graue Augen blitzten, die in beständiger Bewegung waren und nichts unbeachtet ließen. Daß er ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe und nicht geringem Verstande war, ließ sich auf den ersten Blick wahrnehmen, obschon er durch sein frommes demüthiges Wesen den Verdacht zu entwaffnen suchte.

Wie Savella Fontaine am Fenster stand, von dem vollen Lichte der untergehenden Sonne beschienen, ließ sich die auffallende Aehnlichkeit, die sie mit ihrer Tante hatte, nicht verkennen. Zwar waren ihre Körperformen ihrem Alter entsprechend, abgerundet und ihr Gesicht trug noch nicht den scharfen Ausdruck, der so abstoßend an der Signora Roselli erschien, aber ihre Züge waren dieselben und wenn die Verschiedenheit des Charakters nicht eine Aenderung bewirkte, so mußten sie mit der Zeit eben so abstoßend werden wie die ihrer Verwandten.

Savella hatte die Wahrheit gesagt, als sie ihrem Onkel schrieb, daß sie nicht schön sei; aber mit Hilfe einer gut gewählten Toilette mochte sie immerhin in der Gesellschaft für ein hübsches, elegant aussehendes Mädchen gelten. Ihr reiches, tiefschwarzes Haar war in einer dicken Flechte um ihren Kopf geschlungen und mit silbernen Pfeilen befestigt. Ihr olivenbraunes Gesicht trug die rosige Farbe der Gesundheit und wenn sie die Lippen öffnete, so enthüllte sie zwei prachtvolle Reihen kleiner weißer Zähne. Ihre Stimme hatte einen sehr angenehmen Klang, aber es lag wenig Tiefe des Gefühls und Verstands darin.

Dieses war das Kleeblatt, das in Fontains mit Absichten und Plänen eingefallen war, die mit seiner bisherigen ruhigen Lebensweise ganz in Widerspruch standen. Sie pflogen eine lebhaftere Unterhaltung in ihrer Muttersprache, die Sommerton mit folgender Anrede an das junge Mädchen schloß:

»Vergiß nicht, Savella, dein eigenwilliges Temperament in Zaum zu halten, vergiß nicht, daß du die Rolle der pflichttreuen und liebenden Nichte spielen mußt, bis Du einen hinlänglichen Einfluß über Deinen Onkel erlangt hast. Wenn Du nicht Mittel und Wege findest, diese adoptirte Tochter auszustechen, so wirst Du die Hälfte des Vermögens verlieren, das Dir, der gesetzlichen Vertreterin der Familie Deines Vaters von Rechts wegen zukommen sollte. Claude Fontaine darf über sein eigenes Vermögen verfügen, wie ihm beliebt und er kann es Dir noch entfremden.«

»Ich fürchte das weniger,« sagte Signora Roselli in entschiedenem Tone, »aber ich stimme mit Ihnen überein, daß Savella sehr vorsichtig zu Werke gehen muß. Ihr Onkel wird so lange über sie zu Gericht sitzen, bis sie Mittel findet, seine Liebe zu gewinnen. Verstehst Du mich Savella? Vergiß nicht, daß Du, wenn Du die Erbin dieser herrlichen Beszung wirst, mir Deine Erhebung zu verdanken hast und daß Du meinen Ermahnungen und Rathschlägen unbedingt Folge leisten muß.«

Miß Fontaine verzog das Gesicht und erwiderte in gereiztem Tone:

»Ich denke, man hat mich schon genug gehofmeistert, als daß ich

nicht begreifen sollte, was man von mir verlangt. Ich sehe keinen besondern Vortheil davon, reich zu sein, wenn man mich bei jeder Gelegenheit schulmeisternd und scheltet. Sie und Signor Sommerton machen mir das Leben zu einer wahren Qual.»

Signora Roselli war im Begriff etwas darauf zu erwiedern, aber sie besann sich plötzlich anders und sagte:

»Still, nichts mehr davon! Dort kommt Mr. Fontaine in Begleitung des jungen Mädchens, von dem er geschrieben. Erheitere Dein Gesicht, Savella und mache nicht sogleich beim ersten Begegnen einen üblen Eindruck aus Deinen Verwandten.«

Savella blickte durch das offene Fenster auf die beiden Personen« die sich dem Hause näherten, und sagte:

»Was für ein stattlicher Mann mein Onkel Claude ist, und das junge Mädchen an seiner Seite sieht aus wie eine Prinzessin. Ich habe nichts in meiner Garderobe, das mir so schön steht, wie ihr das rosenfarbige Kleid.«

»Weil sie schöner ist als Du. Kannst Du das nicht auf den ersten Blick sehen?« sagte die Signora boshaft. »Aber Du wirst schönere Sachen haben, als sie von nun an zu erhalten hoffen darf. Ich habe Claude Fontaine in meiner Gewalt, und ich werde ihn unter meinen Willen beugen oder« —

Der Rest des Satzes blieb ungesprochen, aber der rachsüchtige Ausdruck in ihrem Gesichte sagte das Uebrige deutlich genug.

»Gehe Deinem Onkel entgegen,« sagte Sommerton leise.

Der neidische Zug im Gesichte Savellas verschwand, und mit freundlicher Miene näherte sie sich der Thüre.

Isola in einem langen Musselinkleide, das oben am Halse von einer fein geschnittenen Kamee zusammengehalten wurde, eine einzelne weiße Rose in ihrem dunkeln, glänzenden Haar sah ungemein elegant und aristokratisch aus. Der Spaziergang hatte ihre blassen Wangen etwas geröthet, und Savella gewahrte mit einem bittern Gefühle von Eifersucht, daß sie in der That weit schöner war, als sie es selbst in ihren glänzendsten Augenblicken jemals werden zu dürfen hoffte.

Als Isola die junge Fremde herantreten sah, blieb sie etwas zurück, damit ihr Vater sie zuerst begrüßen konnte. Er öffnete in stummer Bewegung seine Arme und Savella eilte an seine Brust.

»Mein theurer Onkel Claude,« rief sie, »ich sah Sie kommen und beeilte mich, Sie zu begrüßen. Lassen Sie mich durch Ihre liebe Stimme die Versicherung vernehmen, daß ich in Ihrem Hause und in Ihrem Herzen willkommen bin.«

»Sehr willkommen, meine Nichte, Kind meines einzigen geliebten Bruders. Bei diesem ersten Zusammentreffen verpfände ich Dir mein Ehrenwort, daß ich bestrebt sein werde, Dich in Deiner neuen Heimath glücklich zu machen.«

Daraus ergriff er Isola bei der Hand und sagte:

»Savella, laß Dir meine Tochter vorstellen. Sei ihr eine Schwester und gewähre mir die Freude, zwei einträchtige und liebevolle Kinder zu besitzen.«

Mit einem strahlenden Lächeln streckte Isola die Hand aus. Savella ergriff sie, beugte sich vor und berührte ihre Stirne mit den Lippen.

»Dies ist wirklich herrlich,« sagte sie, »Bis vor Kurzem wußte ich noch nicht, daß ich eine Gefährtin meines eigenen Alters in Fontains finden würde. Ich bin überzeugt, daß ich hier sehr glücklich sein werde, Onkel, und ich danke Ihnen, daß Sie mir eine so liebenswürdige Schwester gegeben haben.«

Ihr Benehmen war vollkommen natürlich und der Ausdruck ihres Gesichts hatte sich gegen früher, als sie sich in der Gesellschaft ihrer früheren Gefährten befand, so sehr geändert, daß es kaum wieder zu erkennen war.

»Ich danke Ihnen« sagte Isola, »und ich hege das aufrichtige Vertrauen, daß wir einander lieben und schätzen werden.«

»Ganz gewiß, meine theure Schwester, aber wir dürfen uns hier nicht länger aufhalten, denn meine Tante erwartet Sie mit Ungeduld und der gute Geistliche, dem ich so Vieles zu verdanken habe, ist bei ihr.«

Fontaine unterdrückte das Gefühl des Abscheus, das ihn

unwillkürlich überkam und folgte Savella in das Gemach, an dessen Thüre sein böses Geschick in der Person der Signora Roselli stand.

Vollkommen auf die Begegnung vorbereitet, stand sie kalt und furchtlos da, ein triumphirendes Lächeln auf ihren dünnen Lippen.

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und redete ihn, noch ehe er sprechen konnte, folgendermaßen an:

»Endlich, Claude, stehen wir einander wieder gegenüber. Seit Jahren habe ich Ihren Wohnort zu entdecken gesucht, um das Waisenkind Ihres armen Bruders Ihrem Schutze zu übergeben. Jetzt da diese Pflicht erfüllt ist, kommt es mir fast so vor, als ob mein Werk aus Erden vollbracht wäre.«

Obwohl die Gedanken Fontaines nichts weniger als freundlich waren, so antwortete er doch höflich:

»Ich bin Ihnen viel Dank schuldig, Signora, für die Sorgfalt, die Sie auf meine Nichte verwendet haben und Sie werden mich nicht undankbar finden. Jede Entschädigung, die ich zu leisten vermag, soll Ihnen im vollen Maße zu Theil werden.«

»Großen Dank! Aber Sie dürfen mich nicht Signora nennen. Machen Sie keine solche Umstände mit mir. Nennen Sie mich Bianca, wie in der schönen Zeit, wo Sie unter dem Dache meiner Mutter in Rom wohnten. Ach, das waren glückliche Tage und würden es geblieben sein, wenn nicht die Schlange der Eifersucht alle unsere Freuden vergiftet hätte.«

Fontaine schauderte bei dieser Anspielung und in befehlendem Tone sagte er:

»Still!« Rufen Sie nicht in dem ersten Augenblicke unseres Wiedersehens die Erinnerung an jene Zeit zurück. Sie haben vergessen, mir Ihren Freund vorzustellen, aber eine Vorstellung des Mannes, dem meine Nichte so viel zu verdanken hat, ist im Grunde nicht nöthig.«

Mit anmuthiger Höflichkeit reichte er Sommerton die Hand und hieß ihn in seinem Hause willkommen. Dann wandte er sich zu Isola und stellte sie den Beiden als seine adoptirte Tochter vor.

Die vollkommene Ruhe und Selbstbeherrschung in ihrem

Benehmen fiel Beiden auf und sie konnten sich des Gedankens nicht entschlagen daß sie, gestützt durch die Liebe ihres Beschützers, wohl nicht so leicht zu beseitigen wäre, als sie sich gedacht hatten.

Aber Beide begrüßten sie mit jener Heuchelei, die ihnen schon lange zur Gewohnheit geworden, und mit dem Tacte eines Weltmannes knüpfte Sommerton eine Unterhaltung mit ihr an.

Als das Essen angekündigt wurde, gab Fontaine den beiden Mädchen den Arm, während die Signora und der Priester nachfolgten. Auf dem Wege zum Speisezimmer sagte die erstere in leisem Tone zu ihrem Begleiter;

»Savella hat meine Hoffnungen übertroffen. Sie geht vollkommen auf die Rolle ein, auf die wir sie vorbereitet haben.«

»Als ob es wahrscheinlich wäre, daß mein Zögling Fiasco machen könnte,« war die sarcastische Antwort. »Führen Sie nur ebenso gut Ihre eigene Rolle durch und wir sind auf Lebenszeit in diesem prächtigen Hause versorgt, ohne etwas Anderes zu thun, als das Gute, das die Götter bescheeren, zu genießen.«

»Sorgen Sie nicht für mich. Niemand soll mir den festen Grund, den ich in diesem Hause gewonnen, unter den Füßen wegnehmen.«

Zwölftes Capitel.

»Da schwatzen sie wieder ihr sinnloses Kauderwelsch,« murmelte Giles, »wenn ich Master Claude wäre, dürfte mir so etwas in meinem Hause nicht vorkommen.« Aber der alte Heuchler machte desohngeachtet eine tiefe Verbeugung vor den beiden ältern Gästen, als er ihre Stühle zurückzog und sich anschickte, die Bedienung bei der Familientafel zu übernehmen.

»Was für ein närrischer alter Mann!« sagte Savella leise zu Isola. »Aber ich werde mich wahrscheinlich an ihn gewöhnen müssen.«

Isola wurde roth und erwiderte in demselben leisen Tone:

»Bitte, lassen Sie es ihm nicht merken, wie Sie von ihm denken, es würde ihn verletzen. Giles ist ein treuer Diener der Familie, der an diesem Platze geboren und erzogen wurde. Er hat in seinem Wirkungskreise ebenso viel Achtung für sich als Sie oder ich.«

Savella öffnete ihre großen, schwarzen Augen und entgegnete:

»Giles! Sie sind doch nicht etwa mit ihm verwandt?«

»Nein,« sagte Isola unangenehm berührt, »aber ich liebe ihn und mein Vater theilt dieses Gefühl.«

»Das ist eine Mode, der ich nicht folgen werde,« sagte Savella. »Die Dienerschaft steht in meinen Augen zu tief, als daß ich mich dazu entschließen könnte, Gefühle für sie zu hegen, welche sie auf gleichen Fuß mit uns stellen würden.«

»Dann werden Sie, wie ich fürchte, niemals so geliebt werden, wie es ihre künftige Gebieterin sollte.«

»Ihre gegenwärtige Gebieterin, wollen Sie sagen.«

Isola begann nach dieser Enthüllung des Charakters ihrer neuen Bekanntschaft zu fürchten, daß Savella dem Ideale, das sie sich aus ihrem Briefe an ihren Onkel von ihr gebildet hatte, nicht ganz nahe komme.

Während diese Unterhaltung vor sich ging, war Fontaine bestrebt, gegen die älteren Gäste den höflichen Wirth zu spielen. Sommerton

sprach viel und gut, aber Signora Roselli öffnete kaum den Mund. Dagegen heftete sie von Zeit zu Zeit ihre scharfen blitzenden Augen mit einem Ausdruck auf Isola, der ihrem Beschützer höchlich mißfiel, ja ihn geradezu beunruhigte.

Isola führte wie gewöhnlich als die Gebieterin des Hauses bei Tische den Vorsitz und die Signora war offenbar beleidigt darüber, daß dieser Platz nicht sofort der Erbin eingeräumt worden war. Sie beschloß sogleich bei sich, daß dieser Zustand der Dinge nicht länger andauern solle, und sie faßte sogar den Entschluß, sich ganz von Derjenigen zu befreien, die eine gefährliche Nebenbuhlerin für ihre Nichte war.

Das Essen war endlich vorüber und die Gesellschaft ging aus den Rasenplatz hinaus, um die Aussicht ins Thal zu genießen, das in den letzten Strahlen eines prachtvollen Sonnenuntergangs gebadet war. Sommerton sprach von seinen Reisen und Fontaine fand, daß er alle Hauptstädte von Europa besucht hatte. Er besaß eine große Masse seltsamer Kenntnisse und war offenbar mit allen Ständen vertraut. Er gab sich alle Mühe, um einen angenehmen Eindruck auf seinen Wirth hervorzubringen und Fontaine würde die lebhaften Schilderungen von Szenen, mit denen er selbst einst vertraut war, gewiß mit großem Vergnügen angehört haben, wäre nicht die Anwesenheit der Signora wie ein Alp auf ihm gelastet. Er fürchtete jetzt schon die Unterredung mit ihr, die, wie er wußte, in kürzester Zeit stattfinden mußte.

Sie saß in der Nähe der beiden in Gedanken versunken auf einer Bank, während Isola und ihre neue Freundin in lebhafter Unterhaltung begriffen auf und abgingen. Savella war schmeichelhaft und sagte so viel schöne Dinge, daß Isola sich selbst darüber schalt, daß sie ihrer Aufrichtigkeit mißtraute. So sehr sie die Nichte ihres Beschützers zu lieben wünschte, so fühlte sie doch mit jedem Augenblicke mehr, daß in Wirklichkeit zwischen ihr und der Erbin nur wenig Uebereinstimmung herrschte. In dem Wunsche, Isola von ihrem Edelmuthe zu überzeugen, übertrieb Savella die Rolle, die sie sich zu spielen vorgenommen hatte und zum ersten Male drängte sich dem Herzen Isola's ein schmerzliches Gefühl ihrer

verlassenen Stellung auf.

Savella bestand darauf, ihre frühere Geschichte kennen zu lernen und wie es kam, daß sie Mr. Fontaine als seine Tochter angenommen. Die Geschichte wurde in aller Einfachheit erzählt und die Zuhörerin drückte ihr Mitgefühl in einer so natürlichen Weise aus, daß Isola zuletzt davon gerührt wurde.

»Es war ein grausames Schicksal, auf eine so schreckliche Weise Ihre Mutter und mit ihr jeden Aufschluß über Ihre Familie zu verlieren,« sagte Savella gedankenvoll. »Aber Sie müssen von edlem Blute sein Isola, denn Sie sind zu reizend, um von gemeinem Geschlechte abzustammen und mein Onkel hat gut daran gethan, Ihnen die Erziehung einer Dame zu geben.«

Der letzte Theil dieser Rede hob die Wirkung des Anfangs wieder aus und Isola entgegnete:

»Ich habe Alles in der Welt dem Mr. Fontaine zu danken. Er war mir sowohl Vater als Mutter und mein Leben soll ihm ganz gewidmet sein. Wenn mich durch Zufall mein eigener Vater jetzt auffände, so könnte ich seine Ansprüche nicht auf gleiche Linie mit denen des Mannes stellen, der so lange seinen Platz eingenommen hat.«

»Mein Onkel ist trotz seines früh gebleichten Haares noch immer ein sehr hübscher Mann,« sagte Savella. Ich wundre mich darüber, daß er noch niemals daran gedacht hat, Sie zu etwas mehr zu machen als zu seiner angenommenen Tochter.«

»Miß Fontaine,« wie können Sie es wagen, von so Etwas zu sprechen?« rief Isola unwillig aus, denn es kam ihr vor, als ob eine verruchte Hand an dem heiligsten der Heiligthümer gerüttelt. »Mein Vater ist mir wirklich ein solcher und ein derartiger Gedanke ist noch Keinem von uns gekommen. Ich ersuche Sie, niemals mehr eine solche Anspielung zu machen, denn er würde dadurch auf eine unversöhnliche Weise beleidigt werden.«

»Verzeihen Sie mir; aber der Gedanke war ein sehr natürlicher und ich bin überzeugt und wollte darauf wetten, daß er er auch von Andern gehegt wird. Aber ich werde auf meiner Hut sein, denn der Zorn meines stattlichen Onkels würde mich, wie ich mir vorstelle, ganz vernichten.«

Isola war zurückgestoßen und verwundet; sie versank in Schweigen und kurz darauf erhob sich Signora Roselli und sagte, sie wolle auf ihr Zimmer gehen, da sie von der Reise ermüdet sei.

Isola ging unter Vorantritt Celias, welche Lichter trug, mit den Damen hinaus, um ihnen ihre Gemächer zu zeigen. Die Signora betrachtete das ihrige sehr genau, aber seine üppige Einrichtung übertraf soweit Alles, was sie bisher gesehen, so daß sie zufrieden war. An der Thür von Savellas Zimmer sagte Isola:

»Schlafen Sie wohl und mögen angenehme Träume in der ersten Nacht, die Sie unter Ihrem väterlichen Dache zubringen, Ihr Lager besuchen.«

»Ich danke Ihnen; Sie sind sehr gütig, Isola, denn ich weiß, daß meine Ankunft eine große Aenderung in Ihren Aussichten hervorbringen muß.«

»Die Liebe meines theuren Vaters können Sie mir nicht entfremden, auf das Uebrige aber habe ich keinen Anspruch und kein Recht, den Verlust zu bedauern. Gute Nacht,« und sie entzog sich dem Kusse, den ihr, wie sie sah, Savella zu geben beabsichtigte.

Celia blieb bei ihrer neuen Gebieterin und half ihr beim Auskleiden. Savella stellte eine Menge Fragen an sie, auf die das Mädchen so kurz als möglich antwortete. Als ihre Nachtoilette beendet war, schickte sie dieselbe weg und eilte hinüber in das Zimmer ihrer Tante.

Nachdem sie dort auf das Geheiß der Signora die Thür verriegelt hatte, warf sie sich in einen Stuhl und fragte triumphierend:

»Habe ich mich nicht gut verhalten? Ich bin überzeugt, daß man an meinem Benehmen während dieses Abends nichts auszusetzen hat.«

»Nicht viel. Du hast ganz gut angefangen; aber warum hast Du Deinen Onkel verlassen, um Dich mit diesem Eindringling abzugeben? Ich werde kein Mittel unversucht lassen, um ihrer so schnell als möglich los zu werden.«

»Sie werden gut daran thun, vorsichtig dabei zu Werke zu gehen. Mein Onkel hegt offenbar eine große Zuneigung für sie und das ist

der Grund, weshalb ich mich bemühte, mich bei ihr einzuschmeicheln. Ich glaube aber nicht, daß es mir gelungen ist, denn sie nahm alle meine Complimente mit einer Ruhe und Kälte hin, als ob solche Reden ihr etwas ganz Alltägliches wären.«

»Wünschst Du, daß sie hier bleibt als Nebenbuhlerin nicht nur bei Deinem Onkel, sondern auch bei jedem Freier, der sich hier einfinden wird? Neben ihr bist Du nur ein ordinäres Mädchen, denn ich kann nicht leugnen, daß sie sehr hübsch ist. Du wirst niemals die wirkliche Gebieterin von Fontains sein, so lange dieses Mädchen nicht fortgeschafft ist.«

»Aber ich kann nicht einsehen wie Sie das bewerkstelligen wollen, ohne Alles aufs Spiel zu setzen. Mein Onkel wird sich niemals dazu verstehen, sie aufzugeben.«

Wird er nicht? Warte und sieh, das ist Alles. Dein Onkel ist kein Held in meinen Augen. Ich kenne ihn. Ich kann etwas von ihm erzählen, das — — Ich kann ihn zwingen, auf mein Geheiß seine theuersten Wünsche aufzugeben und ich bin entschlossen, meine Macht zu gebrauchen.«

»Was wissen Sie von ihm, Tante? Sie deuten immer auf etwas Schreckliches hin. Ich trage seinen Namen und wünsche nicht, daß er verunehrt werde.«

»Du brauchst keinen öffentlichen Scandal zu fürchten. Ich werde meine Macht nur dazu benutzen, um meine Privatzwecke zu erreichen und mein erstes Bestreben wird sein, Dich von einer gefährlichen Nebenbuhlerin zu befreien.«

»Wenn Sie es in der Stille bewirken können, so habe ich nichts dagegen, denn Isola ist, wie Sie sagen, zu hübsch, um mit mir beständig in Vergleich gesetzt zu werden. Ich fürchte auch, daß wir nicht lange Freundinnen bleiben werden; nur wünsche ich, aus dem Spiele zu bleiben, weil ich sonst bei meinem Onkel allen Boden verlieren würde.«

»Es ist allerdings von Wichtigkeit, daß Du das Vertrauen und die Zuneigung Deines Onkels gewinnst und Du darfst deshalb versichert sein, daß ich nichts thun werde, was Dich bei ihm in ein ungünstiges Licht stellen könnte.«

»Bei näherer Ueberlegung kann ich doch nicht recht einsehen, warum man darauf eine so große Wichtigkeit legt. Wenn es wahr ist, daß dieses schöne Gut zur Hälfte mein gehört, so glaube ich genug zu besitzen, um unabhängig von ihm leben zu können, wenn er mir auch nicht besonders zugethan ist.«

»Du bist noch nicht mündig, Savella, und Mr. Fontaine steht noch mehrere Jahre die Aufsicht über eine Person und die Verwaltung Deines Vermögens zu. Wenn Du meiner Leitung folgst, so wird Dir sein *ganzes* Vermögen nach seinem Tode zufallen. Der zweite Antheil beträgt mindestens hunderttausend Pfund und das lohnt sich schon der Mühe etwas dafür zu thun.«

»So viel ist es? Dann muß auf meinen Antheil eben so viel fallen.«

»Allerdings. Du bist jetzt eine große Erbin und mit einem solchen Vermögen könntest Du in Italien einen Prinzen heirathen. Wenn es sich nicht darum handelte, Dir das Ganze zu verschaffen, so wäre ich dafür, Deinen Antheil zu verkaufen und ohne Verzug zurückzukehren. Jedenfalls wird mein Aufenthalt in diesem kalten Lande nicht von langer Dauer sein. Claude Fontaines Schicksal steht auf seiner Stirne geschrieben: er wird nicht lange leben.«

Savella erschrak und änderte die Farbe.

»Was können Sie damit sagen wollen? Ich sah niemals einen gesünderen und kräftiger aussehenden Mann als meinen Onkel. Obschon sein Haar weiß ist, so fehlt doch jedes andere Zeichen des Verfalls seiner Gesundheit.«

»Still, Kind, das verstehst Du nicht. Dieses blühende Aussehen ist bei Personen seines Temperaments das sicherste Vorzeichen eines Schlaganfalls. Er kann eines Tages todt niederfallen und je früher dieser Tag kommt, desto besser für mich und Dich. Du weißt, daß ich eine Art Prophetin bin. Ich habe noch niemals den Tod Eines vorhergesagt, der nicht eingetreten wäre.«

Savella zitterte und nach einer längeren Pause sagte sie:

»Ich hoffe, Sie werden niemals meinen Tod vorhersagen, Tante Bianca, denn wenn Sie es thäten, so würde mir der Gedanke kommen, daß Sie die Erfüllung Ihrer Prophezeiung auf irgend eine Weise herbeiführen würden.«

»Du bist ein einfältiges Kind, Savella. Ich bin bloß eine scharfe Beobachterin und sehe Zeichen von bevorstehender Auflösung, wo Andere nichts merken. Seit Jahren hat Mr. Fontaine schwer an Körper und Geist gelitten und es würde mich gar nicht überraschen, wenn er sein Leben durch Selbstmord endete. Das ist, wenn Krankheit nicht vorgreift, die nothwendige Folge seines Zustandes.«

Savella erhob sich plötzlich, ging einige Male verwirrt und schweigend im Zimmer auf und ab und, sich dann zur Thür wendend, sagte sie in gezwungenem Tone:

»Gute Nacht, Tante. Ich hoffe, Sie werden in diesem fremden Hause gut und ruhig schlafen. Ich werde es wahrscheinlich nicht können, da Sie mir so schreckliche Gedanken in den Kopf gesetzt haben.«

»Unsinn, Savella! Deine Nerven sind stark genug, um selbst mehr zu ertragen, als die Voraussetzung, daß eines Tags ein plötzlicher Todesfall eintreten konnte, der Dich reich machen und von einer lästigen Vormundschaft befreien würde.«

Dreizehntes Capitel.

Der folgende Morgen war hell und windstill und da Savella den Wunsch ausgesprochen hatte, die Umgebung des Schlosses kennen zu lernen, so schlug Isola nach dem Frühstück einen Spaziergang vor. Fontaine sah ihre Entfernung mit Bedauern, denn er wünschte so lange als möglich die unvermeidliche Unterredung mit der Signora Roselli zu verschieben. Jetzt aber sah er wohl ein, daß er sich darein fügen mußte. Savella hatte trotz ihrer Aehnlichkeit mit ihrer Tante einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht und er glaubte, daß Alles, was in ihrem Benehmen anstößig war, durch den beständigen Umgang mit einer so fein gebildeten und eleganten Gefährtin wie Isola sehr bald verschwinden würde.

Sommerton unterbrach die Träumerei, in die er verfallen war, während er den beiden jungen Mädchen nachschaute.

»Mr. Fontaine,« sagte er, »Sie wünschen wahrscheinlich Alles das zu hören, was ich über die Heirath Ihres Bruders mitzutheilen habe. Ich bin jeden Augenblick bereit, Ihnen ihre Gültigkeit durch die Zeugnisse, die ich mitgebracht, zu beweisen.«

»Kommen Sie mit mir in die Bibliothek,« sagte Fontaine traurig. »So schmerzlich mich jede Anspielung auf jene Tage berührt, so muß ich gleichwohl, was Sie mir mitzutheilen haben, anhören und je schneller wir damit zu Ende kommen, desto besser. Kommen Sie, Madame, denn ich vermuthe, daß Sie den Wunsch hegen, bei der Unterredung zugegen zu sein.«

Signora Roselli nickte und erhob sich. Als die Drei in der Bibliothek beisammen saßen, nahm zuerst Fontaine das Wort:

»Bis zu dem Augenblicke, wo ich Ihre Anwesenheit in London und den Zweck Ihrer Reise vernahm, hatte ich nie die Vermuthung gehegt, daß mein Bruder der Savella Savelli seine Hand gereicht. Hätte ich das gewußt, so würde ich sein Kind längst aufgesucht und in mein Haus gebracht haben. Theilen Sie mir so kurz als möglich die Einzelheiten mit.«

»Das ist meine Absicht,« sagte Sommerton. »Ich war zu jener Zeit Hofmeister bei einer vornehmen englischen Familie in Rom. Ich machte zufällig die Bekanntschaft Ihres Bruders, welcher kurz darauf zu mir kam und mir eine bedeutende Summe anbot, wenn ich ihn und ein römisches Mädchen, das er leidenschaftlich liebte, im Geheimen trauen wollte. Er wendete sich an mich, einen katholischen Priester, weil die Braut mit Entschiedenheit darauf bestand, daß die Ceremonie nach katholischem Ritus vollzogen würde. Er sagte mir, daß sein Bruder, der sein Reisebegleiter war, seinen Wünschen entgegen sein würde, weil er selbst in das Mädchen verliebt sei. Später, wenn er das Geschehene vernähme, würde er sich darein zu finden wissen, und, wie er glaubte, auch zur Aussöhnung mit seinem Vater die Hand bieten.

»Ich brauche nicht alle die Gründe anzuführen, mit denen er meine Bedenken zu beseitigen suchte — genug, ich gab zuletzt seinen Bitten nach. Die Trauung fand in der englischen Gesandtschaftscapelle statt und die Einsegnung wurde zuerst von mir und dann von Mr. Hodge nach anglikanischem Ritus vorgenommen. Der Sekretär der Gesellschaft, Mr. Coloridge, wohnte dem Akte als Zeuge bei. Hier sind die darauf bezüglichen Documente und hier ist der Trauschein von Savella Fontaine.«

Als Sommerton seine Rede beendet hatte, nahm er aus einer abgenutzten Briefftasche mehrere vergilbte Papiere, welche Fontaine mechanisch ergriff und überblickte. Als er sich überzeugt hatte, daß sie vollkommen in Ordnung waren, sagte er nicht ohne Anstrengung:

»Gegen diese Papiere läßt sich nichts einwenden, aber eigenthümlich kommt es mir vor, daß Sie als ein Weltmann und geborener Engländer nicht wußten, daß Sie von jeder englischen Gesandtschaft an irgend einem fremden Hofe den Wohnsitz meiner Familie in Erfahrung bringen konnten.«

»Solche Nachforschungen sind angestellt worden, aber ohne Erfolg,« wie die Signora bezeugen kann.

»So viel nur mir bekannt, gibt es fünf oder sechs Familien Ihres Namens in England. Es waren Jahre nöthig, um den rechten Mann aufzufinden, und erst durch die unausgesetzten Bemühungen eines

englischen Freundes ist es mir gelungen.«

»Ich erinnere mich nicht, daß ich ein Geheimnis aus meinem Wohnorte gemacht hätte und ich dächte, daß Sie Signora, recht gut die Grafschaft kannten, aus der ich kam.«

So aufgefordert, antwortete die Signora mit klarer fester Stimme:

»Ich habe Sie zwar von Ihrem Heimatlande sprechen hören, aber von der Geographie dieses Landes habe ich nichts verstanden und die vielen Namen der Unterabtheilungen, in die es zerfällt, setzen mich heute noch in Verwirrung. Ich dachte mir Sie nur als Engländer und als die Zeit zum Handeln kam, konnten weder meine arme Savella noch ich uns des Grafschaftnamens erinnern. Bei Ihrer eiligen Flucht von Rom hatten Sie alle Papiere und Briefe, woraus wir eine Aufklärung schöpfen konnten, mitgenommen und wie Signor Sommerton sagt, wir wußten erst dann wo wir Sie suchen sollten, als sein Freund nach langen Bemühungen endlich Ihre Spur aufgefunden hatte.«

Diese Erklärung erschien ziemlich befriedigend und mit einem Seufzer sagte Fontaine:

»Ich hätte gewünscht, daß es anders gekommen wäre. Ich werde mein Bestes thun, um Savella die Verantwortlichkeit ihrer neuen Stellung zu lehren.«

Ein spöttisches Lächeln flog über das Gesicht der Signora, aber Sie sagte in vorsichtigem Tone:

»Savella wird eine gelehrige Schülerin sein, denn sie hat ein gutes Herz und hält schon jetzt ihren Onkel für ein Orakel der Klugheit.«

»Welche Ansicht Sie keineswegs theilen,« erwiderte Fontaine in ernstem, fast hochfahrenden Tone. »Wenn meine Nichte unter meinem alleinigen Einflusse stände, würde ich nicht daran verzweifeln, über jeden wichtigen Gegenstand ihr die richtigen Begriffe beizubringen und demgemäß ihre Gefühle zu leiten, denn sie ist noch sehr jung.«

»Soll dies vielleicht ein Wink sein, daß meine Gegenwart in Ihrem Hause nicht willkommen ist?« sagte die Signora in gezwungenem Tone und gab zugleich ihrem Genossen ein Zeichen, worauf dieser sich schnell erhob und sagte:

»Ich will nicht lange Ihre Unterredung stören, da Sie wahrscheinlich beide den Wunsch hegen, daß sie eine streng vertrauliche sei,« und ohne einen Versuch von Seite Fontaine's, ihn zurückzuhalten, verließ er das Zimmer.

Nach einer peinlichen Pause, während welcher die Signora ihn mit ihren scharfen Augen fixierte, sagte Fontaine:

— »Ich wünsche Ihnen unter meinem Dache nicht unhöflich zu sein, aber Sie wissen am besten, ob Ihre Gegenwart hier mir willkommen ist. Sie wissen auch, ob ich, der Sie so gut von früheren Zeiten her kennt, das Vertrauen zu Ihnen haben kann, daß Sie Ihren Einfluß auf meine Nichte zu ihrem Nutzen und zur Beförderung meines Glücks gebrauchen werden.«

Ihre Augen sprühten Feuer und eine dunkle Röthe überzog ihre Augen, als sie trotzig sagte:

»Gleichwohl bin ich fest entschlossen, hier zu bleiben, mag ich nun Ihnen willkommen sein, oder nicht. Was das Glück betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie Sie die Stirne haben mögen, solches zu erwarten.«

»Ich erwarte es nicht,« sagte er traurig. »Gott ist gerecht und ich trage eine zu schwere Sündenschuld, um etwas Anderes von ihm zu hoffen, als Vergebung für die Vergangenheit. Ich habe versucht, das Uebel abzubüßen, indem ich so viel Gutes that, als in meiner Macht stand; was ich aber in jener verhängnisvollen Nacht that, geschah auf *Ihr* Anstiften, von Ihnen ist die Täuschung ausgegangen, die mich in ein Meer von Angst stürzte, dessen Wellen mich zu Zeiten beinahe überwältigt haben. O Bianca, Sie waren der böse Genius meines Lebens.«

Seine Stimme erhob sich, bis ihre scharfen Töne selbst das verhärtete Herz der Zuhörerinnen rührten, denn sie sagte in kleinlautem Tone:

»Ihre Anschuldigung ist ungerecht, denn ich selbst war irregeführt worden. Savella selbst trug die meiste Schuld, da es ihre Coquetterie war, die den unglücklichen Ausgang herbeigeführt hat.«

»Sprechen Sie nicht davon. Ich kann es nicht ertragen. Sie wieder zu sehen, Ihre Stimme zu vernehmen, erfüllt mein Herz mit neuen

Qualen. Wie ich in den Tagen, die auf den Tod meines Bruders folgten, lebte, ist mir heute noch ein Geheimniß. Ich entfloh von Rom, sendete Ihnen aber Geld. Ich bezahlte Sie gut, damit Sie das Geheimniß, das nur Ihnen und mir bekannt war, bewahrten.«

»Und ich habe es bewahrt. Ja, ich habe noch mehr gethan. Ich habe mein kleines Vermögen zugesetzt, ich habe mir jeden Genuß versagt, um dem Kinde Ihres Bruders eine Erziehung zu geben, die es für seine künftige Stellung geeignet machen konnte. Ich erlernte selbst Ehre Sprache, damit ich sie mit der Kleinen von ihrer ersten Kindheit ansprechen konnte. Ich habe Ihnen Ihre Nichte in der Blüthe der Jugend zugeführt und ich darf mir wohl schmeicheln, daß sie keine unwürdige Vertreterin Ihrer Familie sein wird.«

»Ich bin Ihnen für das, was Sie für sie gethan haben, Dank schuldig und es ist meine Absicht, Ihnen meine Anerkennung Ihrer Opfer auch thatsächlich zu beweisen. Bianca, mißverstehen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sagen will. Ihre Lebenserfahrung wird Sie überzeugen, daß mir Ihre hiesige Anwesenheit peinlich sein muß. Weder das Klima noch die Gewohnheiten dieses Landes werden Ihnen zusagen und ich halte es deshalb für das Beste, wenn wir einen Vertrag miteinander eingehen, wodurch Ihr Interesse gewahrt und mir derjenige Friede, auf den ich noch hoffen darf, gesichert wird.«

Ihr Gesicht nahm, während sie ihm zuhörte, seinen früheren harten Ausdruck an.

»Fahren Sie fort,« sagte sie kurz, »ich werde Ihre Worte nicht mißdeuten.«

»Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag: Wenn Sie nach Italien zurückkehren wollen, Savella meiner Obhut überlassend, so mache ich mich verbindlich, Ihnen, so lange Sie leben, ein bedeutendes Jahresgeld zu zahlen. Meine Gegenwart kann Ihnen ebenso wenig angenehm sein als mir die Ihrige. Und wozu soll es auch führen, die Bitterkeit der Vergangenheit dadurch immer wieder aufzufrischen, daß wir dasselbe Haus oder auch nur dasselbe Land bewohnen?«

Er hielt inne und sah sie mit ernsten, fast stehenden Blicken an. Ihre Wangen hatten in der Mitte einen rothen Flecken und ihre

Augen glänzten wie die der Schlange, wenn sie auf ihre Beute los stürzen will.

»So,« rief sie in leidenschaftlichem Tone, »Sie wagen es, mir eine Bestechung anzubieten, damit ich meine Nichte, mein adoptirtes Kind im Stiche lasse, eine Bestechung, die aus dem bezahlt werden soll, was ihr allein von Rechts wegen gehört? Denn Sie, als ein Verbrecher, haben keine Rechte mehr. In der Stunde, wo Sie den Vater dieses Kindes opferten, gaben Sie ihm Ihre Besitzungen als den Preis seines Bluts. Ich habe Savella hierher gebracht, um ihre Rechte in Anspruch zu nehmen und was ihr gehört, soll bis aus den letzten Pfennig eingerieben werden. Ich will sie hier nicht der Gnade eines Mannes überlassen, der mit dem Verbrechen des Brudermordes befleckt ist, denn ich weiß nicht, zu welcher weiteren Schandthat Sie noch fähig sein möchten. Savella ist mir ebenso theuer, als es Ihnen diese Bettlerin sein kann, die Sie irgendwo aufgelesen und als Ihre Tochter erzogen haben, und um gegen diese ihre Rechte zu vertheidigen, will ich hier bleiben, mag ich nun angenehm sein oder nicht.«

Verachtung und Unwille erfüllten das Herz des Hörers und einige Augenblicke war er unfähig zu sprechen. Endlich sagte er:

»Ich habe Sie längst als ein hartherziges, gewissenloses Weib gekannt, Bianca, aber ich war nicht auf Trotz und Beleidigung unter meinem eigenen Dache gefaßt, selbst nicht von Ihrer Seite. Niemand weiß es so gut als Sie, daß ich nicht die Absicht hatte, meinen Bruder zu beschädigen. Wie bitter ich die wahnsinnige Handlung, begangen in einem Augenblicke der Leidenschaft, schon bereut habe, davon zeugen die Furchen auf meiner Stirne und das weiße Haar, das meine Schläfe bedeckt. Aber Sie sind ohne Erbarmen. Sie sind gekommen, um ein Leben, das, Gott weiß es, bisher schon traurig genug war, noch mehr zu verbittern; aber es gibt etwas, was Sie nicht thun sollen. Sie sollen das Kind, das ich als mein eigenes erzogen habe, nicht beleidigen oder schimpflich behandeln. Der Zufall hat mir Isola in einem Augenblicke zugeführt, wo ich mich von Gott und Menschen vergessen wähnte. Sie war hilf- und mütterlos; aber ich habe keinen Grund zur Annahme, daß sie

einem niedrigen Stamm entsprossen ist. Ihr Aussehen widerspricht dieser Annahme. Auch waren ihre Kleider von seinem Stoffe und die Schmucksachen, die sie an sich trug, zeugten nicht von Armuth ihrer Eltern. Ich habe sie als meine Erbin erzogen; als sie aber von dem Dasein meiner Nichte hörte, legte sie eine so uneigennützig Freude an den Tag, daß sie mir nur noch theurer geworden ist als zuvor. Ich werde Savella nicht benachtheiligen, wenn ich aber länger am Leben bleibe, so werde ich in meiner Weise für meine Tochter Sorge tragen, wie es der Stellung, die ich für sie bestimmt hatte, angemessen ist.«

»Vielleicht haben Sie die Absicht, sie zu heirathen,« spottete die Signora. »Das würde die einfachste Art sein, für sie zu sorgen und Männer Ihres Alters geben gewöhnlich jungen Frauen den Vorzug.«

»Elendes Weib!« schrie Fontaine mit Donnerstimme, »ist Dir denn gar nichts heilig? Willst Du selbst die väterlichen Gefühle, die ich für dieses Kind hege, das sein kleines Haupt an meiner Brust gebettet und von meinen Lippen sprechen lernte, mit Deinen Verdächtigungen besudeln? Ich würde eher daran denken, die Tochter meines eigenen Bluts zu heirathen, als dieses Kind meines Herzens. Wenn ich es wagte, eine zweite Person zu bitten, mein geknicktes Leben zu theilen, so gäbe es eine Andere, die besser für meine Jahre paßte und die ich vor allen Andere wählen würde; aber ich will kein Herz mit der Bürde belasten, die auf dem meinigen ruht. Allein werde ich den Lebenspfad bis zu meinem Grabe wandeln, allein werde ich die Strafe für das Verbrechen tragen, das ich auf Ihr Anstiften begangen habe.«

»Sie gehorchten der Stimme Ihrer eigenen bösen Leidenschaften, Ihrer Eifersucht und jetzt wollen Sie sich hinter mir verstecken,« sagte sie verrätherisch. »Sei es darum; aber meine Hand war rein war von Blut. Ich habe nicht wie Sie Verfolgung und Strafe zu befürchten. Ich kam hierher, um über meine Nichte zu wachen und hier werde ich bleiben, so lange mir's gefällt. Das ist mein letztes Wort. So können Sie sich künftig alle Mühe, meiner los zu werden, ersparen. Ich verlange zugleich als eine Rücksicht, die der Erbin der Fontaine gebührt, daß Savella als Gebieterin des Hauses anerkannt

und der Eindringling in die gebührende Stellung zurückgewiesen werde.«

»Madame, Sie nehmen sich zu viel heraus, wenn Sie mir Bedingungen vorschreiben wollen. Dies ist mein Haus und ich werde hier thun, was mir beliebt. Wenn Ihre Nichte mit ihrer Stellung unzufrieden ist, so kann ich das Vermögen theilen und ihren Theil herausgeben. Sie kann dann gehen, wohin sie will, obschon ich vorgezogen haben würde, sie hier zu behalten, wenn sie allein dableiben könnte.«

»Und sind Sie auch darauf gefaßt, die angesammelten Interessen für diese lange Zeit seit dem Tode Ihren Bruders zu zahlen? Es ist eine große Summe und mit meiner Einwilligung soll Savella keinen Pfennig nachlassen?

Sie sah mit Schadenfreude die Aenderung in seinem Gesichte; er aber erwiderte gelassen:

»Es würde mich allerdings geniren, es sogleich zu thun, aber meine Nichte ist noch nicht mündig und ich bin ihr natürlicher Vormund. Bis sie ihre Großjährigkeit erlangt, werde ich im Stande sein, mich mit ihr auseinander zu setzen. Ich würde es thun, selbst wenn ich dadurch in beschränkte Umstände gerieth, denn diese würden mir jedenfalls willkommener sein als Unehre und einem niedrigen Hause würde ich den Vorzug geben vor einem großem in welchem Zwietracht herrscht.«

»Es ist Schade, daß Ihr frommer Wunsch nicht erfüllt werden kann. Savella liebt ihre Umgebung, sie ist bezaubert von ihrem neu gefundenen Onkel und sie wird niemals einwilligen, das Haus zu verlassen, in dem ihr Vater geboren wurde. Sie hat sogar eine Zuneigung zu Ihrer adoptirten Tochter gefaßt und erklärt, sie als Schwester betrachten zu wollen. Da sie edelmüthig genug ist, dies zu thun, so können Sie gewiß auch die Anwesenheit Derjenigen unter Ihrem Dache dulden, die ihr eine Mutter gewesen ist.«

Fontaine's Stirn erheiterte sich ein wenig. »Es freut mich,« sagte er, »daß Savella in sofern dem Namen, den sie trägt Ehre macht. Ich ersuche Sie, ihre guten Vorsätze nicht zu stören, denn es ist mein Wunsch, daß sie und Isola die besten Freundinnen seien. Es wird

dieses ihnen beiden zum Vortheil gereichen. Lassen Sie uns Waffenstillstand schließen, Madame. Da Ihr Entschluß, zu Fontains zu bleiben, unabänderlich ist, so mache ich mich verbindlich, Ihnen alle Höflichkeiten zu erzeigen, die einem Gaste gebühren; aber als Gebieterin meines Hauses werde ich weder Sie, noch meine Nichte anerkennen. Isola soll nicht zu einer abhängigen Rolle heruntergedrückt werden und so lange ich lebe, wird sie den Platz einnehmen für den ich sie erzogen habe.«

Da Signora Roselli ihn in diesem Punkte unbeweglich fand, sagte sie, indem sie sich erhob:

»Vielleicht ist es besser für Savella, die Last der Haushaltung zu vermeiden, denn sie ist jung und unerfahren. Sie kann ohne diese Sorge leben, bis sie heirathet. Ueberdies gut sie in ihren Stunden noch Manches nachzuholen und Signor Sommerton, der seit Jahren ihr Freund und Lehrer war, hegt die Hoffnung, daß Sie ihm gestatten werden, ihre Erziehung zu vollenden. Er hat ebenfalls für Savella Opfer gebracht und es ist nicht mehr als billig, daß —«

»Genug, Madame,« unterbrach sie Fontaine. »Ich habe bereits von seiner Güte gegen meine Nichte gehört und meinerseits besteht keine Einwendung gegen das was Sie vorschlagen. Allerdings ist es nicht mehr als billig, daß er seine Stellung beibehält, jetzt, wo sie ihm einen freigebigen Gehalt zahlen kann. Sie können ihm dies von mir sagen.«

Ich danke Ihnen; und nun Claude, lassen Sie uns das Schwert in die Scheide stecken und gute Freunde sein.«

Sie hielt ihm die Hand hin, die er ergriff, aber mit einem Gefühle des Widerwillens sogleich wieder fallen ließ, obgleich ihm ihre ungewöhnliche Schönheit nicht entging. Fontaine erinnerte sich dabei einer andern eben so reizenden Hand, die er einst mit dem Feuer einer ersten Liebe gedrückt hatte. Aber dies war die einzige Aehnlichkeit zwischen den beiden Schwestern.

Signora Roselli verließ die Bibliothek und Fontaine ging nach ihrer Entfernung einige Augenblicke auf und ab; aber selbst die Luft, die sie geathmet, kam ihm drückend vor. Er nahm deshalb seinen Hut und eilte aus dem Hause, um durch einen raschen Gang im Freien

den Alp abzuschütteln, den die Unterredung auf seinem Gemüthe zurückgelassen hatte.

Die beiden Mädchen waren gerade von ihrem Spaziergange zurückgekehrt, um Pferde zum Ausreiten zu bestellen. Savella sollte ihre erste Reitlection nehmen und als sie ihren Onkel sah, ersuchte sie ihn in scherzhaftem Tone um seine Begleitung.

Fontaine konnte ihre erste Bitte nicht wohl abschlagen und die Drei gingen vor dem Hause auf und ab, bis die Pferde gebracht wurden. Fontaine hatte seiner Adoptivtochter einen prachtvollen Araber mit fliegender Mähne geschenkt. Selim, der eben so fromm als feurig war, hatte sie mehrere Jahre lang sicher getragen und Isola war ihm ungemein zugethan. Sie bot ihn aber jetzt, weil er langsamer war, als die übrigen Pferde im Stalle, der Italienerin an und bestieg ein anderes Pferd von minderer Schönheit.

Fontaine hob die beiden Mädchen in den Sattel, bestieg seinen schwarzen Renner, welcher den Namen Lucifer trug, nahm den Zügel seiner Nichte und leitete ihr Pferd.

Als die Gesellschaft wegritt, trat Sommerton zur Signora Roselli, welche vor dem Hause stand, um die erste Reitübung ihrer Nichte mit anzusehen. Er wartete, bis die Diener sich entfernt hatten und fragte dann:

»Ist es ausgemacht? Werde ich als der Satellit der neuen Erbin bleiben?«

»Natürlich. Wenn ich nicht einmal soviel Macht hätte, so könnte ich gar nichts ausrichten, obschon Fontaine, ich muß ihm das lassen, keine Einwendungen gemacht hat. Er sagte, es sei nicht mehr als billig, daß Sie Ihre Stellung beibehielten, jetzt, wo Savella im Stande sei, Sie für Ihren Unterricht gehörig zu belohnen.«

»Ha, ha! Ich kann über seine Leichtgläubigkeit nur lachen. Hofmeister! Ja, ich habe Savella in Manchem unterrichtet, was sie ohne mich nicht gelernt hätte. Mir verdankt sie auch die richtige Kenntniß der englischen Sprache. Es ist gut, daß ich hier bleibe, denn zur Durchführung unserer Pläne muß ich im Hause sein. Sie mit Ihrem heftigen Temperament und Savella mit ihrem Eigensinne würden bald diesem stolzen Mann so zur Last werden daß er Alles

wagen würde, um sich von euch zu befreien. Er ist so hochrnüthig wie der Fürst der Finsterniß und er muß deshalb sehr geschickt und vorsichtig behandelt werden, wenn wir ihn dazu bringen wollen, was unsere Interessen erheischen.«

»Und das ist?«

»Was wir schon früher besprochen: Ihn zu veranlassen, daß er sein ganzes Vermögen auf Savella überträgt. So lange wir das nicht erreicht haben, ist nichts gewonnen, denn dann erst können wir für *uns* handeln.«

»Sie werden das nicht durchsetzen. Ich habe meine Macht an ihm versucht und so groß sie durch meine Kenntniß des schrecklichen Geheimnisses seines Lebens ist, hat er mich doch abgewiesen. Er hat sich sogar geweigert, dieses verhaßte Mädchen zu Gunsten seiner Erbin zu entthronen.«

»Ah bah, das beweist nur, daß Sie kein Macchiavelli im Unterrocke sind. Sie wollen die Leute durch Schreckmittel dazu bringen, sich Ihrem gebieterischen Willen zu fügen, ich aber habe andere und sicherere Mittel.«

»Worin bestehen sie?« fragte sie ungeduldig.

Sommerton sagte einige Sätze in flüsterndem Tone und dann fuhr er wieder lauter fort:

»Was das Mädchen betrifft, so überlasse ich es Ihnen. Mit einem so unbedeutenden Hindernisse für die Ausführung unserer Pläne ist leicht fertig zu werden. Haben Sie Bedenken in Bezug auf die Mittel?«

»Nein. Sie muß entfernt werden und das bald, aber es darf kein Verdacht auf mich fallen. Können Sie das bewerkstelligen?«

»Allerdings. Ich habe mich, wie Sie wissen, viel mit Chemie beschäftigt, und ich kenne Stoffe, welche die Gesundheit langsam und ohne auffallende Symptome untergraben. Kein gewöhnlicher Arzt vermag ihre Wirkung zu entdecken. Ich werde es überdies dahin zu bringen wissen, daß ich selbst ihr ärztlicher Rathgeber werde. Ich habe bereits gestern Abends Mr. Fontaine zu verstehen gegeben, daß ich in der Heilkunst erfahren sei. Es giebt in der That wenig Dinge, in denen ich mich nicht schon versucht habe. Die Rolle

des hochwürdigen Padre, die ich jetzt spiele, ist die natürlichste von allen, denn ich wurde zum Geistlichen erzogen, lief aber davon, weil mir das langweilige Leben in dem römischen Jesuitenconvent nicht gefiel.«

»In Ihrem schwarzen Rock und Schaufelhut sehen Sie in der That auch recht ehrwürdig und heilig aus und Niemand würde auf den Gedanken kommen, daß Sie nur eine Rolle spielen.«

»Ich bin auch im Stande, sie durchzuführen. Es dürfte selbst ein Cardinal kommen, so getraute ich mir, mit ihm über Theologie zu disputiren. O, ich bin ein gescheidter Bursche und jetzt endlich daran, den Lohn für meine langjährigen Mühen zu ernten: ein Haus voll Luxus und Ueberfluß und Gold genug.«

»Warten Sie erst das Ende ab, ehe Sie sich zu einem Besitz Glück wünschen, der noch im letzten Augenblicke Ihren Händen entschlüpfen kann,« war die sarkastische Antwort.

»Dazu kenne ich meine Stellung zu gut. Von einem stolzen und arglosen Manne, der selbst ein Inbegriff aller Ehre ist, habe ich wenig zu fürchten. Ich kann ihn so umgarnen, daß er zuletzt keinen andern Willen mehr hat, als den meinigen, und ich werde es nicht versäumen. Kommen Sie setzt mit auf mein Zimmer, dort werde ich Ihnen aus einem gewissen kleinen Kästchen etwas geben, wodurch Sie sich der verhaßten Nebenbuhlerin Savellas entledigen können.«

»Je eher sie ihren Platz unter den Engelchören einnimmt, desto besser für unsern Zweck. Der Krieger schlachtet Dutzende seines Gleichen auf dem Schlachtfelde und wird dafür belobt. Warum sollten wir nicht den Stein des Anstoßes aus unserm Wege entfernen, selbst wenn es zufällig ein junges und hübsches Mädchen ist? Sie befindet sich jetzt noch in der Unschuld ihrer Jugend und wir werden ihr wirklich einen Dienst leisten, wenn wir sie allen Versuchungen entrücken.«

Und vermöge meiner geistlichen Würde kann ich einen Paß zum Himmel ausstellen,« sagte Sommerton mit höhnischem Lächeln und dann gingen beide ins Haus.

Celia war hinter einem offenem Fenster im Erdgeschosse Zeuge von dieser Unterredung gewesen, aber da sie italienisch geführt

wurde, so war ihre Bemühung, etwas von dem, was gesprochen wurde, zu verstehen, vergebens gewesen.

Vierzehntes Capitel.

Während ihres Spazierritts trafen sie mit Fanny Berkeley zusammen, die in Begleitung eines Bedienten nach Fontains reiten wollte. Sie hatte noch nichts von der Ankunft der Erbin gehört und als sie der Gesellschaft ansichtig wurde, hielt sie ihr Pferd an und ritt in sehr ernster Haltung auf sie zu.

»Guten Morgen, Mr. Fontaine,« sagte sie, »es ist wirklich eine Seltenheit Sie als einen Ritter von Damen zu sehen. Ich wollte Isola besuchen, um mich trösten zu lassen, denn George ist abgereist und Alle im Hause sagen, daß dies das Schlimmste sei, was mir begegnen konnte.«

»Du hast einen Bruder verloren, Fanny, und ich habe eine Nichte gewonnen,« sagte Fontaine mit seinem feinen Lächeln, »Erlaube mir, daß ich sie Dir vorstelle. Ich hoffe, daß Savella Fontaine und Fanny Berkeley künftig gute Freundinnen sein werden.«

Die Mädchen nickten lächelnd und Fontaine fuhr fort:

»Wir wollen jetzt nach Hause reiten, denn Savella ist für ihren ersten Versuch zu Pferde weit genug geritten. Wir wollen Dich heute bei uns behalten, Fanny, und es durch einen Boten Deinen Leuten zu wissen thun.«

»O nein, ich danke Ihnen, ich habe der Cousine Carrie versprochen, bis zum Essen wieder zu Hause zu sein. Ich habe Philipp Vane zu ihrer Unterhaltung bei ihr zurückgelassen, während ich davon ritt, um Isola eine sehr wichtige Mittheilung zu machen.«

Bei Nennung von Isolas Namen verfinsterte sich Fontaines Gesicht und er sagte kurz-:

»Die Geheimnisse der jungen Damen sind gewöhnlich sehr wichtig, wenigstens in ihren eigenen Augen. Wenn Mr. Vane Euer Gast ist, so denke ich, Miß Carrie kann ebenso gut die Angenehme gegen ihn spielen wie Du.«

»O, sie kann es viel besser, und ich nehme mir nicht heraus, mich

in einen Wettstreit mit ihr einzulassen. Sie ist eine Königin und ich bin höchstens dazu geeignet, ihre Ehrendame zu sein.«

»Ich hätte Dir nicht so viel Demuth zugetraut. Reite mit Isola voraus, wir wollen langsam folgen, denn Savella fürchtet sich bereits ein wenig vor ihrem Pferde.«

»O Miß Fontaine, Sie brauchen sich nicht vor Selim zu fürchten, er ist das bestgeschulte Pferd in der Grafschaft und damit will ich sagen, daß er zu wohlerzogen, um etwas zu thun, was Sie erschrecken könnte. Isola hat ihn schon als Schulmädchen geritten und er folgt ihrer Stimme so willig, als ob er Verstand hätte. Komm, Isola, laß uns einen Galopp einschlagen.«

Die Beiden waren bald in der Ferne verschwunden und Savella stellte unzählige Fragen über die Familie und das Vermögen ihrer neuen Bekanntschaft. Als sie vernahm, daß Fanny und ihr Bruder die künftigen Erben eines großen Gutes in der Umgegend seien, ärgerte sie sich ein wenig, daß George abgereist war, ohne daß sie ihn gesehen, denn Savella hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie mit ihrem glänzenden Vermögen Anspruch auf die Huldigung jedes Mannes von Stand habe, der in ihre Nähe käme. Sie fragte:

»Wer ist denn dieser Philipp Vane, von dem Miß Berkeley gesprochen hat?«

»Er ist der Sohn eines Nachbars und theilweise mit den Berkeleys und Isola erzogen worden.«

»Ist er hübsch? Ist sein Vater reich?«

»Ueber die letzte Frage kann ich keine Auskunft geben, aber die Vanes leben auf großem Fuß und Dunlorn ist als Wohnung für einen reichen Mann einer der schönsten Plätze der Umgegend. Was das Aeußere Philips betrifft, so will ich es Dir überlassen, selbst darüber zu urtheilen, wenn Du ihn siehst. Ich muß Dich aber auf etwas aufmerksam machen, Savella. Ich habe Gründe anzunehmen, daß Philipp Vane, wenn er heirathet, keine uneigennützig Wahl treffen wird. Für den Fall, daß er versuchen sollte, Dir als Freier sich zu nähren, vergiß nicht, daß Du nicht darauf rechnen darfst, meine Zustimmung zu erhalten.«

»Ich danke Ihnen für die Warnung, Onkel Claude und Sie dürfen

versichert sein, daß ich sie nicht vergessen werde,« sagte sie mit anscheinendem Ernste. »Sie sollen meine Wahl leiten, wenn ich jemals eine solche machen sollte, denn ein junges Mädchen, dem Alles umher fremd ist, könnte sonst leicht in die Schlingen eines bloßen Glücksjägers fallen.«

»Bleibe nur bei diesem Vorsatze, Savella, frage mich in jeder wichtigen Angelegenheit um Rath und Du wirst vor vielen Gefahren bewahrt bleiben. Vergiß nicht, daß ich Dein bester Freund bin, denn weder Deine Tante noch Mr. Sommerton können dieselben Interessen für Deine Zukunft haben als ich, da Du nur ein geheiligtes Pfand von einem Bruder bist, den ich zärtlich liebte und dessen Schicksal ich niemals aufhören werde zu beweinen. Dich zu einem edlen und verständigen Weibe heranzuziehen, ist mein ernstester Wunsch. Die Vorsehung hat Dir eine große Verantwortlichkeit auferlegt und wie Du sie gebrauchst oder mißbrauchst, danach wird man Dich künftig beurtheilen.«

»O Onkel, Sie erschrocken mich durch solche feierliche Worte. Obschon Signor Sommerton ein Geistlicher ist — sie wußte recht gut, daß er keiner war — so hat er doch noch nie etwas Derartiges zu mir gesagt.«

Weil nur wenige Leute, so wie ich über diesen Gegenstand denken. Zu essen, zu trinken und fröhlich zu sein, das halten die meisten Personen für den rechten Gebrauch des Reichthums; ich aber betrachte den Besitzer eines großen Vermögens nur als dessen Verwalter, der eben so gut zur Rechenschaft gezogen werden wird, als der Mann, der sein Talent vergrub ohne es zu gebrauchen.«

»Mein lieber Onkel,« rief Savella von einem plötzlichen Impuls ergriffen, »Sie sind der beste Mann, den ich je gesehen habe. Ich will es versuchen, nach Ihrem Wunsche zu handeln, und wenn ich Sie auch, manchmal durch Kopflösigkeit, manchmal durch Eigenwilligkeit in Ihren Erwartungen täuschen sollte, so habe ich doch kein böses Herz.«

Dies war allerdings wahr und, von Fontaine erzogen und geleitet, würde Savella vielleicht den Anforderungen die er an ein gefühlvolles und gebildetes weibliches Wesen stellte, näher

gekommen sein, aber ihre bisherige Umgebung hatte Alles verdorben. Sie war nicht allein eigensinnig und leidenschaftlich, sondern auch eitel und selbstsüchtig und eine gewisse Frühreife fiel an ihr um so unangenehmer auf, als sie sich nicht selten in weltlichen Berechnungen aussprach, die man von einer so jungen Person nicht erwartet hätte. Dies war eine Folge der Lehren, die sie von ihrer Tante und Sommerton erhalten hatte.

Fontaine gefiel ihre Aeußerung, weil er darin einen unverfälschten Ausdruck des Gefühls erblickte und als sie langsam weiter ritten, suchte er sie auszuholen und sich zu versichern, welchen Geist diese Form, die so sehr ihrer Tante, wie sie früher war, glich, in sich schloß.

Savella plauderte fröhlich und mit anscheinender Natürlichkeit. Mit schneller Erfassung und Würdigung des Charakters hatte sie sogleich herausgefunden, was dem stolzen und verschlossenen Manne an ihrer Seite gefiel und als sie zu Hause anlangten, hatte Fontaine die angenehme Ueberzeugung gewonnen, daß die Anlagen seiner Nichte durch die Lehren ihrer hinterlistigen Beschützerin noch nicht verdorben seien, und daß sie ihm in seinen sinkendend Jahren denn doch noch zum Trost und Stolz gereichen werde.

Unterdeß waren Isola und Fanny zu Fontaine angelangt und hatten sich auf das Zimmer der ersteren zurückgezogen. Als sie allein waren, sagte Fanny:

»So sind denn endlich die lang Erwarteten angekommen. Das Mädchen ist nur leidlich. Wie sind die Andern. Du siehst, ich habe das Amt Deines Beichtvaters übernommen und ich erwarte, daß Du sagst, was Du denkst. Wie gefallen Dir diese Leute?«

»Du stellst so viele Fragen auf einmal, Fanny, daß ich wirklich nicht weiß, wie ich sie beantworten soll. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mir ein festes Urtheil über unsere Gäste zu bilden.«

»Ich verstehe recht gut, was das heißt. Ich sehe, daß sie nicht nach Deinem Geschmack sind. Auch ist bereits eine Wolke auf Deiner Stirne. Aber ich will Dir etwas sagen. Wenn Dir diese

Fremden Dein eigenes Haus unangenehm machen, so werde ich Dich zu uns nach Hause nehmen. Du brauchst nichts darüber zu sagen. Ja, ich werde es thun und Großpapa hat mir erst diesen Morgen gesagt, wenn hier etwas vorgehen sollte, was Dir einen andern Aufenthalt wünschenswerth mache, so stehe Dir unser Haus immer offen.«

»Meine liebe Fanny, was hast Du Deinem Großvater gesagt, daß er eine solche Versicherung für nothwendig hielt? Ich kann ganz auf die Liebe meines Vaters vertrauen, die mich unter jeder Prüfung aufrecht erhalten wird; und ich werde ihn niemals, niemals verlassen. Ich bin aber Deinem Großvater nichts desto weniger für seine Güte sehr dankbar, wenn ich auch die Ueberzeugung hege, daß ich nie in den Fall kommen werde, davon Gebrauch zu machen.«

»Vielleicht nicht; aber Mr. Fontaine ist nicht Dein eigener Vater und Niemand weiß, was sich zutragen kann. Hast Du nicht auch Vertrauen zu Einem gehegt, der sich, ich will nicht sagen, als was, erprobt hat?«

Isolas Herz zog sich krampfhaft zusammen, aber sie sagte ruhig:

»Dies ist ein ganz anderer Fall. Ich kann meinen gerechten und edlen Vater nicht mit Ihm, von dem Du sprichst, in Vergleich bringen. Er hat sich als falsch gezeigt, und ich habe ihn aufgegeben.«

Ganz und für immer, Isola? Ist kein Gefühl der Theilnahme in Deinem Herzen für ihn zurückgeblieben? Ich mag Dir grausam vorkommen, liebe Isola, aber ich meine es gut, denn ich habe einen so wichtigen Grund zu dieser Frage, daß Du mich nicht der Zudringlichkeit beschuldigen wirst.«

»Ich liebe Philipp Vane nicht mehr,« erwiderte Isola mit fester Stimme. »Ich glaube jetzt, daß ich nur von seiner Schönheit und seinem Witze bezaubert war, denn seit ich die Ueberzeugung erlangt habe, daß es ihm mehr um das Vermögen, das er bei mir voraussetzte, als um meine Person zu thun war, ist es mir nicht schwer angekommen, ihn aufzugeben. Ich hoffe, Du bist jetzt zufrieden gestellt, Fanny?«

»Ja, liebes Mädchen, ich bin durch dieses aufrichtige Geständniß

vollkommen zufrieden gestellt, und was mehr ist, Jemand anders wird glücklich sein, wenn ich ihm dies mittheile. Hier ist ein Brief, den ich Dir mitgebracht habe. Du darfst ihn jetzt nicht lesen, denn ich nehme, so lange ich da bin, alle Deine Zeit in Anspruch, und das Schreiben kann warten. Als ich Philipp bei uns zu Hause verließ, besprach er gerade die »Geschichte« wie er es nannte, mit meiner Cousine. Er hat in ihrer Gunst sehr verloren. Das Beste an der Sache aber ist, daß Philipp Dich noch immer anzubeten vorgiebt, obschon er in demselben Athem sagt, daß er den Wünschen seiner Eltern in Bezug auf die Heirath mit Dir nicht Trotz bieten könne. Aber ich bin fest überzeugt, daß, wenn Seine Kaiserliche Hoheit zu diesem armen alten Vater sagte, »ich will«, er Alles durchsetzen würde. Sende Mr. Vane dahin, wo der Pfeffer wächst, denn er verdient kein besseres Schicksal.«

»Ich denke, es ist jetzt von keiner großen Wichtigkeit, wohin ich ihn sende,« sagte Isola mit einem Versuch zu lächeln. »Dieser Brief ist, wie ich sehe, von Georg. Ich will ihn, wie Du wünschst, bei Seite legen und ihn lesen, wenn ich allein bin. Ich hoffe, daß er Gefallen an seiner Reise findet und daß dieselbe in jeder Beziehung zu seinem Vorteil ausschlägt.«

»Er wird, wie ich erwarte, ein so großer Herr werden, daß er sich kaum herablassen wird, ein so armes kleines Wesen, wie ich, anzublicken; aber die Reihe wird auch an mich kommen. Ich gehe in diesem Winter nach London, wo ich einen Liebhaber finden werde, der geneigt ist, mit mir eine Hochzeitreise zu machen, darauf darfst Du Dich verlassen.«

»Nimm mich, wenn diese große Heirath vor sich geht, als Reisegesellschafterin mit,« sagte Isola lächelnd.

»Sehr gerne. Bis dahin wirst Du auch dieser Fremden überdrüssig genug sein, denn ich habe eine Ahnung, daß sie gekommen sind, um Dich vor die Thüre zu setzen.«

Trotz der verhängnisvollen Warnung: »Richte nicht, so wirst Du nicht gerichtet werden,« werde ich über sie Gericht sitzen. Da läutet die Glocke zum Vesperbrod. Ich muß sehen, ob ich vorstellbar aussehe.«

Fanny trat vor den Spiegel« glättete ihre braunen Locken und rückte ihren Kragen zurecht, während Isola Georges Brief in ihr Arbeitskästchen verschloß. In wenigen Augenblicken waren beide zum Gehen bereit. In dem untern Hausflur trafen sie mit Signora Roselli und Sommerton zusammen.

Miß Berkeley wurde ihnen vorgestellt und sie gingen zusammen in den Speisesaal, wo Fontaine und Savella bereits am Tische saßen, Fanny lachte und plauderte mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, aber sie beobachtete dabei verstohlen die Fremden und zog ihre eigenen Schlüsse. Das glatte einschmeichelnde Wesen Sommertons gefiel ihr nicht und Signora Roselli stieß sie geradezu ab. Sie meinte, Savella möchte erträglich sein, aber als Erbin und Vertreterin von Fontains spiele sie nur eine ärmliche Rolle.

Trotz ihres Versprechens, das Savella ihrem Onkel gegeben hatte, konnte sie ein sarkastisches Lächeln nicht unterdrücken, als Fanny an den alten Giles, der ihr etwas vom Tische präsentirte, die Frage richtete:

»Wie gehts Ihnen, Giles? Ist Aggy wohl?«

»So, so, Miß Fanny. Meine Frau beginnt zu fühlen, daß sie nicht mehr so frisch ist wie sonst. Sie selbst sehen heute so frisch wie die Rosen aus.«

»Ich danke Ihnen. Sie sind immer artig genug, sich daran zu erinnern, daß ich mir gerne schmeicheln lasse.«

»Schmeichelei von einer solchen Seite!« murmelte Signora Roselli verächtlich, aber Sommerton sagte in süßlichem Tone:

»Dieses wohlwollende Gefühl ist wirklich reizend, Miß Berkeley. Sie haben mir eine neue Lection in der Höflichkeit gegeben.«

»Ich dachte gar nicht daran, höflich zu sein,« sagte Fanny mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit. »Ich sprach nur das wohlwollende Gefühl aus, das ich für einen alten Freund hege den ich von Jugend auf gekannt habe.«

Das Gesicht des alten Mannes glänzte vor Freude und er sagte später zu Aggy:

»Diese Miß Fanny hat diesen Fremden in ihrer kurzen Weise der

Art abgetrumpft, daß er es sobald nicht vergessen wird.«

Fontaine legte eine größere Lebhaftigkeit als gewöhnlich an den Tag. Er sprach ziemlich viel und Fanny bemerkte, daß er sehr aufmerksam gegen seine Nichte war, woraus sie den Schluß zog, daß er mit Savella zufrieden sei, obschon sie selbst keinen rechten Grund dafür einzusehen vermochte.

Dann schalt sie sich selbst, daß sie eine Person, die sie so wenig kannte, so hart beurtheilte, und als der Imbiß vorüber war, suchte sie durch ihre Aufmerksamkeit gegen die Erbin ihren Fehler wieder gut zu machen.

Als ihr Pferd zur Heimkehr vorgeführt wurde, sagte sie zu Savella:

»Dieser einfache Besuch war nicht für Sie bestimmt, Miß Fontaine, denn ich wußte nichts von Ihrer Ankunft, bis wir uns auf dem Wege trafen. Morgen wird die Familie Berkeley im Staate erscheinen, um Sie und Ihre Tante in unserm »glücklichen Thale« willkommen zu heißen. Wir, die darin wohnen, glauben, daß es nur dem Garten von Eden nachstehe.«

»In das sich eine Schlange einschlich,« sagte Sommerton in seinem sanftesten Tone. »Bitte, Miß Berkeley, wählen Sie einen bessern Vergleich. Das Thal von Tempe oder das glückliche Thal von Rasselas würde passender sein.«

»Ich ziehe den meinigen vor,« sagte Fanny, »denn Gott wachte darüber und sandte den Engel mit dem feurigen Schwert, um Rache zu üben an den Treulosen und Anmaßenden, wie er es immer thun wird.«

Sie betrachtete ihn, während sie diese Worte äußerte, mit ruhigem Blicke und Sommerton schrak vor diesem Blicke zurück.

Hatte dieses junge Mädchen instinctmäßig das Böse in ihm entdeckt, daß sie es wagte, so zu sprechen? Er faßte sich indeß sogleich wieder und entgegnete mit Salbung:

»Entschuldigen Sie mich, Miß Berkeley, aber ich halte Stellen aus der heiligen Schrift für zu heilig, um sie auf gemeine Dinge anzuwenden.«

»Verzeihen Sie,« sagte Fanny mit einem Lächeln, »wenn ich Ihre

Vorurtheile in irgend einer Weise verletzt habe. Ich hatte nicht die Absicht, unehrerbietig zu sein.«

»Vielleicht bin ich in dieser Beziehung zu empfindlich,« erwiderte Sommerton, seine Hände scheinheilig auf die Brust legend; aber ich bin in einer strengen Schule aufgewachsen. Verzeihen Sie mir auch Ihrerseits, daß ich mir erlaubt habe, so zu Jemand zu sprechen, die mir ganz fremd ist.«

»Einem Manne Ihres Kleides vergeben wir jeden Grad von Strenge, Mr. Sommerton; so wollen wir als gute Freunde von einander scheiden. Mein Vater und Großvater werden erfreut sein, die Bekanntschaft eines Geistlichen von Ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit zu machen und sie werden ohne Zweifel bald vorsprechen.«

Als er sich empfohlen hatte, flüsterte Fanny Isola zu:

»Jetzt kannst Du Deinen Brief lesen und über den Inhalt nachdenken. Ich werde zu Hause über Alles, was ich in der letzten Stunde gesehen, gedacht und gefühlt habe, einen treuen Bericht erstatten.«

Fontaine hob sie aufs Pferd und ließ die Familie »im Thale« einladen, ohne Umstände herüber zu kommen und den Tag in Fontains zuzubringen. Sie versprach ihre Angehörigen zu begleiten und galoppierte in ihrer gewöhnlichen Weise davon, begierig, nach Hause zu kommen und ihre Eindrücke über ihre neuen Bekannten der Miß Carleton mitzutheilen. Sie fand sie mit Mrs. Berkeley im Wohnzimmer, in das sie mit dem Ausrufe stürzte:

»Ich habe sie gesehen! Sie sind Alle gekommen und die Erbin ist nichts besonders Großes!«

»So, sind die Langerwarteten endlich angekommen?« sagte Miss. Berkeley. »Setze Dich, Fanny und theile uns mit, wie Du unsere neuen Nachbarn gefunden hast. Deine scharfe Beobachtungsgabe hat Dich ohne Zweifel in den Stand gesetzt, Dir eine ziemlich genaue Idee von ihrem Character zu bilden.«

Ich befürchte nur, daß Du mich für lieblos halten wirst, Großmama, und Cousine Carrie wird mich so ernsthaft ansehen, wie es ihre Art und Weise ist, wenn ihr etwas mißfällt; aber ich muß sagen, was ich

zu sagen habe, selbst wenn ich für unartig gehalten werde.«

Miß Carleton lächelte ihr zu. Ihr Gesicht hatte in den Jahren, seit wir sie zuletzt gesehen, viel von ihrer mädchenhaften Schönheit verloren, aber es hatte an Beweglichkeit und Feinheit des Ausdrucks gewonnen. Ruhige Heiterkeit und eine milde, gütige Gemüthsart war darin ausgeprägt.

»Rede, Fanny,« sagte sie, »ich habe ein lebhaftes Interesse an diesen Fremden, sowohl wegen Isola, als um ihres Beschützers willen. Ich hoffe, sie werden keine Mißhelligkeit in sein Haus bringen.«

Fanny schüttelte ernstlich das Haupt.

»Ich fürchte leider das Gegentheil,« sagte sie. »Die Signora Roselli scheint mir eine harte, weltlich gesinnte Frau zu sein, die, wo es die Durchführung ihrer Interessen gilt, sich schwerlich durch Rücksichten auf die Gefühle Anderer davon abhalten lassen wird. Mr. Sommerton giebt sich zwar den Anschein großer Frömmigkeit; aber zu meiner Beschämung muß ich sagen, daß ich ihn für einen Wolf in Schafskleidern halte, obschon mir Mr. Fontaine viel von dessen Güte gegen seine Nichte sprach. Er wird als ihr Lehrer in der Familie bleiben. Savella scheint einen Ehrgeiz daran zu sehen, eine gelehrte Dame zu werden, denn sie beabsichtigt ihr Studium der Mathematik und der todten Sprachen fortzusetzen.«

»Du hast die älteren Mitglieder der Gesellschaft nicht milde beurtheilt, meine Liebe. Wie sieht es aber mit Miß Fontaine selbst aus? Gleicht sie der Familie ihres Vaters?«

»Nein, Großmama. Sie ist das Ebenbild ihrer Tante. In ihrer Jugend mag Signora Roselli gerade so ausgesehen haben, wie Savella Fontaine heute aussieht. Sie ist dunkel mit wenig Farbe. Ihr Haar und ihre Augen sind schwarz und sie erinnern mich an die meiner alten Wachspuppe, obschon sie keinen so starren Ausdruck haben. Ihr Benehmen hat etwas Schmeichelhaftes und, wie ich glaube, hat sie bereits einen angenehmen Eindruck auf Mr. Fontaine gemacht.«

»Ich bin erfreut, dies zu vernehmen,« sagte Mrs. Berkeley; »Claude ist nicht so leicht zufrieden zu stellen und wenn sie seinen

Beifall hat, so ist sie jedenfalls würdig, in unserer Mitte aufgenommen zu werden, wenn sie auch nicht so anziehend ist, wie es die weiblichen Abkömmlinge seiner Familie zu sein pflegten.«

»Du kannst das selbst beurtheilen, Großmutter, denn Mr. Fontaine hat die ganze Familie einladen lassen, den morgigen Tag in seinem Hause zuzubringen. Ich glaube, er würde es übelnehmen, wenn wir nicht Alle kämen.«

»Wir lehnen selten eine Einladung nach Fontains ab,« sagte Mrs. Berkeley, »und bei dieser Gelegenheit muß sie jedenfalls angenommen werden. Ich gestehe, daß ich begierig bin, die Erbin zu sehen und selbst zu urtheilen, ob sie für die Stellung die sie einnehmen soll, paßt. Wie hat Isola ihre Ankunft aufgenommen?«

Isola wollte sich nicht darüber auslassen, obschon ich sie auszuholen suchte; aber wie ich fürchte, ist sie bereits inne geworden, daß ihre Anwesenheit nicht zu ihrem Glücke beiträgt.«

»Armes Kind! das ist eine große Veränderung für sie und wenn Philipp Vane das, was zwischen Claude und ihm verhandelt worden, richtig berichtet hat, so fürchte ich, daß Fontaine nicht im Stande sein wird, für sie zu sorgen, obschon er seine Absicht ausgesprochen hat, es zu thun.«

»Philipp Vane ist ein falscher und eigennütziger Mann,« sagte Fanny unwillig. »Ich bin überzeugt, daß er sich bei der nächsten Gelegenheit vor diesem goldenen Kalbe beugen wird; aber ich hoffe, daß Mr. Fontaine ihm so summarisch, wie er es verdient, die Thür weisen wird. Ich habe meine alte Vorliebe für Philipp ganz aufgegeben und beabsichtige nicht, die Heuchlerin gegen ihn zu spielen. Er soll erfahren, was ich von seinem Benehmen in dieser Sache denke.«

»Meine liebe Fanny,« sagte die helle Stimme der Miß Carleton, »beurtheile den armen Philipp nicht zu hart. Er war seinen Eltern Gehorsam schuldig und ich weiß, daß sie sich jener Heirath mit einem Mädchen ohne Vermögen aufs äußerste widersetzt haben würden. Ich vertheidige ihre eigennützigten Absichten keineswegs, aber ihr Sohn war verpflichtet, darauf Rücksicht zu nehmen.«

»Cousine Carrie, Sie finden immer Entschuldigungen für

Diejenigen, die im Unrecht sind; ich aber weiß, daß Philipp seine Eltern beherrscht und daß er ihre Einwilligung für seine Heirath mit Isola sich hätte verschaffen können, wenn er gewollt hätte.« Aber der junge Herr hält seine Person für zu werthvoll, um sie an Venus selbst, wenn sie nicht einen Kasten voll Gold hat, wegzuwerfen. Sagt mir nichts von Philipp Vane, denn ich habe keine Geduld mit ihm.«

»Was sagen Sie von mir, Fanny?« fragte Philipp, der gerade zur Thüre hereintrat, als sie die letzten Worte sprach. »Ich hoffe, daß Sie nicht eine Ihrer üblen Launen gegen mich haben. Was habe ich gethan, um Ihren Unwillen zu erregen?«

»Wenn es Ihnen Ihr eigenes Herz nicht sagt, so werde ich mir nicht die Mühe nehmen, Sie aufzuklären,« entgegnete das junge Mädchen kopfschüttelnd. »Aber ich habe Neuigkeiten für Sie, die Sie gerne hören werden, die Erbin ist gekommen und ich habe sie gesehen.«

»Wirklich?« sagte er mit kalter Gleichgültigkeit. »Ich wüßte nicht, daß mich die Ankunft dieser jungen Dame besonders interessirte, besonders da ich unter den jetzigen Umständen nicht nach Fontains gehen kann.«

»Wollen Sie ihr also keinen Besuch abstatten?«

»Ich glaube nicht. Es würde mir so schmerzlich sein, zu sehen — Nein, ich gehe nie mehr nach Fontains.«

Es lag etwas Gefühlvolles in seiner Stimme, was Fanny theilweise entwaffnete. Sie fing an zu glauben, daß er denn doch seine Trennung von Isola mehr bedaure, als sie gedacht habe und sie sagte in mildem Tone:

»Sie thun mir leid, Philipp, denn Sie haben die schönste Aussicht auf ein Glück verloren, wie es sich ein Mann nur immer wünschen kann.«

»Glauben Sie, Fanny, ich hätte sie aufgegeben, wenn ich es auf irgend eine Weise hätte vermeiden können? Ich bin das Opfer von Verhältnissen und es ist mir nicht vergönnt, Ihnen die Gründe auseinander zu setzen, warum ich so handeln mußte, wie ich gehandelt habe. In Ihrem Herzen brandmarken Sie mich als einen elenden geldsüchtigen Menschen, aber ich habe das Bewußtsein,

daß ich etwas Besseres bin. Mr. Fontaine hat mich fast mit Schimpf entlassen und Isola hat sich seiner Entscheidung gefügt. Ich fühle die Behandlung, die ich von Beiden erduldet habe, viel zu tief, als daß ich meine Besuche in Fontains erneuern könnte. Ich denke, Sie wenigstens könnten einen alten Freund milder beurtheilen.«

»Ich will es wenigstens versuchen, Philipp und so lassen Sie uns nicht weiter über diesen unangenehmen Gegenstand sprechen.«

Er zog sie dann aus die Seite und fragte sie:

»Wie sieht Isola aus? Hat sie gelitten durch — durch —?«

»Durch den Verlust des Lichtes Ihrer Schönheit und Ihres sprühenden Witzes?« fragte Fanny in spöttischem Tone, den sie nicht zu unterdrücken vermochte. »Nicht im Geringsten, Mr. Vane, Isola sieht eben so schön aus und scheint in eben so gutem Humor zu sein wie gewöhnlich. Sie hat mir mit eigenem Munde gesagt, daß zwischen Ihnen und ihr Alles zu Ende sei und sie hat überdies noch beigefügt, sie glaube, daß sie mehr von Ihrem Aeußern bezaubert, als von Ihren edlen Eigenschaften eingenommen gewesen sei. So ist, wie Sie sehen, auf beiden Seiten »der Liebe Mühe umsonst.«

Philipp knirschte mit den Zähnen und die Blässe des Verdrusses die auf seinem Gesichte sich zeigte, hätte sein Quälgeist leicht für ein tieferes Gefühl nehmen können, wenn Fanny nicht aus Erfahrung gewußt hätte, daß Philipp blos ein gewandter Schauspieler war. Ihr hartes Herz ließ sich deshalb nicht mehr erweichen.

»Es ist gut, daß ich dies weiß,« sagte er in gezwungenem Tone, »denn mein Weg liegt jetzt klar vor mir.«

»Ich freue mich, dies zu hören, denn nichts ist so angenehm, als wenn man weiß, woran man ist. Isola wird nicht »in grüner und gelber Melancholie« dahinsiechen und Ihnen steht es vollkommen frei, etwas »Gelbes« zu suchen, das ein wenig werthvoller ist als die erste Liebe eines jungen Mädchens.«

Auf den Ruf ihrer Mutter flatterte sie davon, während Philipp voll Wuth und Aerger durch das Fenster stierte, an dem sie gestanden.

»Alle durchschauen meine seichten Ausreden und verachten mich, wie ich es verdiene,« murmelte er, aber ich werde desohngeachtet am Ende der gewinnende Theil sein. Isola mag sich

noch so gleichgültig stellen, im Herzen ist sie es doch nicht und ich will ihr meinen Abfall noch fühlbar machen. Man darf mich nicht so ungestraft verhöhnen.«

Der Klang der Eßglocke unterbrach seine bittern Gedanken und bei Tische war Niemand so gesprächig und aufgeräumt als Philipp Vane.

Am Abend kam sein Vater und seine Mutter herüber »nach dem Thale« und Mr. Vane suchte in einer langen Unterhaltung mit dem ältern Mr. Berkeley das Benehmen seines Sohnes gegen Isola damit zu rechtfertigen, daß er alle Schuld auf sich nahm. Er behauptete, Philipp habe Isola unter allen Verhältnissen heirathen wollen, aber er und seine Frau hätten Alles aufgeboten, um die Verbindung mit einem vermögenslosen Mädchen, dessen Abkunft noch dazu unbekannt sei, zu hintertreiben. Ueberdieß sei Philipp ganz von seinen Eltern abhängig und es bleibe ihm nichts übrig als sich zu unterwerfen.

Mr. Berkeley hörte ihm höflich zu, aber am Schlusse seiner Darlegung sprach er sich ziemlich rüchhaltslos aus.

»Natürlich kennen Sie Ihre Verhältnisse und Wünsche am besten, Mr. Vane,« sagte er unter Andern; »aber wenn mein Enkel der glückliche Bewerber um Isolas Gunst gewesen wäre, so hätte ich sie mit der Ueberzeugung aufgenommen, daß ein so liebenswürdiges und schönes Wesen vollkommen würdig ist, sich mit dem Edelsten zu verbinden, so dunkel auch ihre Abkunft sein mag. Das beste Blut ist dasjenige, das die vollkommensten Repräsentanten der menschlichen Rasse hervorbringt und, von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt, ist dieses junge Mädchen eine Prinzessin aus eigenem Rechte.«

»Ich will das keineswegs bestreiten,« sagte Philipps Vater, aber selbst eine Prinzessin ohne Heirathsgut ist eine schlechte Partie für einen Mann, der nichts auf der Welt sein eigen nennen kann. Mein Prozeß ist in der Schwebe und wenn ich ihn verliere, so haben wir nichts als Dunlorn und Sie wissen selbst, wie unzureichend es für den Aufwand ist, an den wir gewöhnt sind.«

Mr. Berkeley hatte von diesem Prozeß erst in den letzten Tagen

Kenntniß erhalten und unter diesem neuen Gesichtspunkt hielt er es selbst für gerathen, daß Philipp den Wünschen seines Vaters einige Rücksicht zolle.

Fünftehntes Capitel.

Als sich Isola wieder allein in ihrem Zimmer befand« suchte sie den Brief vor, den ihr Fanny überbracht hatte und nicht ohne Bewegung las sie die folgenden Zeilen:

»Theuerste Isola! Ich kann mein Heimathland nicht auf längere Zeit verlassen, ohne Ihnen zu sagen, was ohne die neuerliche Veränderung in Ihrem Schicksale unausgesprochen geblieben wäre.

»Ich weiß, daß Philipp Vane seine Bewerbung um Ihre Gunst zurückgezogen hat, denn ich habe die Versicherung aus seinem eigenen Munde, und ich verletze deshalb kein Recht desjenigen, der mein Freund von Jugend auf war, wenn ich dies an Sie schreibe.«

»Isola Sie haben es längst gewußt, daß ich Sie liebe, aber wie innig, wie aufrichtig, werden Sie niemals erfahren, wenn mir das Geschick nicht das Vorrecht gibt, Sie eines Tages mein nennen zu dürfen. Ich kann warten, ich kann hoffen, ohne ein Versprechen von Ihnen zu fordern. Gerade jetzt fühle ich es, wie unedel es wäre, Etwas zu verlangen. Eine Liebe, wie die meinige kann die Umgestaltung abwarten, welche die Zeit in Ihrem Herzen zu meinen Gunsten vielleicht hervorbringen wird.

»Ich sage Ihnen dies jetzt, damit Sie andere Bewerber um Ihre Zuneigung mit Ihrem frühesten Anbeter vergleichen können, dessen Liebe so lange ein Lebenshauch in ihm ist, unter keinen Verhältnissen jemals wanken wird.«

»Mit der vollsten Zustimmung meiner Familie enthülle ich Ihnen die unabänderlichen Gefühle meines Herzens in der Hoffnung, daß das Ihrige sich mit der Zeit bewegen lassen wird, dieselben zu erwidern. Ich liebe Sie blos um Ihretwillen Isola und keine Aenderung in Ihren Aussichten kann meine Gefühle beeinflussen. Eine Fremde wird kommen, um die Erbschaft in Anspruch zu nehmen, die, wie wir alle glaubten, Ihnen gehören würde. Sollte sie Ihnen Ihr Haus unangenehm machen, so bitte ich Sie, Schutz und Obdach bei Denjenigen zu suchen, die Sie von Kindheit auf geliebt

haben. Sollte es nothwendig werden, so glaube ich, daß Mr. Fontaine zu einer solchen Veränderung seine Zustimmung geben wird, denn Ihr Wohlergehen war von jeher seine erste Sorge.«

»Meine Cousine Carrie hat mir versprochen, Ihnen in jeder entstehenden Krisis als treue Freundin zur Seite zu stehen und ich habe so großes Vertrauen in ihre Güte und in ihren Rechtlichkeitssinn, daß ich Sie ihrer Führung mit vollem Vertrauen überlassen kann.«

»Ich will Ihnen nur freundschaftliche Briefe schreiben, Isola, denn ich will Sie nicht mit meiner Liebe verfolgen. Erwidern Sie darauf als Freundin, wenn Sie in Ihrem Herzen ein wärmeres Gefühl für mich finden können. Ist das aber nicht der Fall, so lassen Sie dieselben unbeantwortet, denn, obschon der Schmerz ein heftiger sein würde, so wird es doch besser sein, keine falschen Hoffnungen zu nähren, wenn es mir am Ende fehlschlagen sollte, das Licht meiner Augen und die Sehnsucht meines Herzens zu erringen.«

»Ich werde zwei Jahre abwesend sein und in dieser Zeit können Sie Ihre eigenen Gefühle verstehen lernen; seien Sie aber versichert, daß die meinigen niemals wanken werden. Leben Sie wohl, meine theuerste Freundin, und möge Gott und seine heiligen Engel Sie vor allein Uebel bewahren.

George Berkeley.«

Isola durchlas mehrere Male diesen Brief und sie wischte die fallenden Tränen ab, ehe sie ihn in ihren Schreibtisch verschloß. Nach ihrer letzten bitteren Erfahrung war ihr dieser Beweis uneigennütziger Liebe doppelt wohlthuend und mit einem Seufzer wünschte sie, daß sie in der Beurtheilung ihrer beiden Verehrer scharfsichtiger gewesen wäre. Aber gerade jetzt war ihr jeder Gedanke an Liebe verhaßt, dagegen mochte sie vielleicht in einigen Monaten anders denken und dann auch im Stande sein, diesem edelmüthigen Bewerber in einer Weise zu antworten, die ihn überzeugen konnte, das seine Sache nicht hoffnungslos sei.

Isola wußte, daß einer der theuersten Wünsche ihres Vaters erfüllt würde, wenn sie George als Gatten annähme, aber das war eine so

entfernt liegende Sache, daß sie sich jetzt nicht damit zu beunruhigen brauchte. Mehrere Monate mochten hingeben, bis sie wieder etwas von ihm hörte und bis dahin konnte sie sich entschließen, ob sie ihm mit gutem Gewissen die stillschweigende Aufmunterung geben durfte, die er verlangte.

Gewohnt, in allen Dingen ihr Vertrauen auf Fontaine zu sehen, suchte sie ihn in seiner Bibliothek auf und legte ihm den Brief vor, der sie so tief ergriffen hatte. Er las ihn mit augenscheinlicher Befriedigung und als er ihn wieder zusammenfaltete, rief er aus:

Braver, edelmüthiger Junge! Wie verschieden von Philipp Vane! Mein liebes Kind, dieser männliche Brief bestätigt nur die gute Meinung, die ich stets von George gehegt habe. Wenn Du jemals heirathest, so hoffe ich, daß er der Mann sein wird, dem Du den Vorzug gibst. Ist Dein Herz nicht gerührt von dieser zarten Sorgfalt für Dein Glück?«

»Ich weiß es nicht,« sagte sie traurig. »Ich bin ihm dankbar für den Ausdruck hoher Werthschätzung besonders in dieser Zeit, aber es kommt mir vor, als ob sich mein Herz in Folge der Erfahrungen der letzten Wochen zusammengezogen hätte und härter geworden wäre. Ich weiß nicht, ob ich würdig sein werde, die Liebe, die der arme George mir anbietet, in der entfernten Zeit, auf die er sich bezieht, anzunehmen.«

»Hat der Pfeil eine so tiefe Wunde geschlagen, mein liebes Kind? Soll Dein junges Leben durch die Treulosigkeit dieses herzlosen Adonis der Dich aufgab, sobald er hörte, daß Du ihm keine großen Reichthümer zubringen würdest, für immer verdunkelt werden? Meine geliebte Isola, ich beschwöre Dich, Dir selbst treu zu sein und mit stolzer Verachtung den letzten Gedanken an Philipp aus Deiner Seele zu verbannen.«

Sie zitterte ein wenig, aber sie blickte ihm fest in die Augen als sie erwiderte:

»Ich habe das bereits gethan, Vater. Ich liebe Philipp nicht mehr, aber in meinem Herzen ist eine traurige Leere, ein Gefühl von Verlassenheit, das mich fast erdrückt. Ich befinde mich jetzt noch in der Tiefe des Thales der Demüthigung, aber Gott, zu dem ich

ernstlich flehe, wird mich zu seiner Zeit daraus erlösen. Wenn ich nach Beendigung dieser Prüfung fühle, daß ich würdig bin, die Liebe eines aufrichtigen und ehrenwerthen Mannes anzunehmen, so werde ich mich nicht weigern, den Bitten des armen George Gehör zu geben. Ich will dann an ihn schreiben und während seiner Abwesenheit mich bestreben, um seinetwillen, ein besseres und edleres Weib zu werden, denn solche Liebe verdient den reichsten Lohn.«

Ein freudiges Lächeln strahlte bei dieser Versicherung auf Fontaines Gesicht und er sagte zärtlich:

»Beharre auf dem Wege, den Du Dir selbst vorgezeichnet hast, mein liebes Kind, und der Segen des Himmels wird Dir nicht ausbleiben. Dich glücklich zu sehen, ist der liebste Wunsch meines Herzens und ich hege das Vertrauen, daß Gott, der Dich unter meinen Schutz gestellt, mich auch in den Stand setzen wird, für Deine Zukunft Sorge zu tragen. Ich habe meine Angelegenheiten einer genauen Durchsicht unterworfen und wenn ich am Leben bleibe, hoffe ich in wenigen Jahren soviel zu erübrigen, daß Du keine verächtliche Partie sein wirst. Ich bin besser daran, als ich gedacht hatte; aber vor Allem bin ich erfreut darüber, daß das, was geschehen ist, Dich in den Stand gesetzt hat, so genau zwischen dem echten und unechten Metall zu unterscheiden.«

»Sie sind zu gütig,« erwiderte sie gerührt. »Sie denken blos an mich und ich habe in der letzten Zeit meinen Gedanken gestattet, so viel bei einem Andern zu verweilen. Aber ich bin jetzt enttäuscht und ich verspreche Ihnen, daß die rechte Vernunft bald wieder die Oberhand gewinnen soll.«

»Das ist recht« mein liebes Kind. In Deiner Seele wohnt so viel verborgene Kraft, die noch niemals auf die Probe gestellt wurde, und Du wirst durch diese Prüfung am Ende nur gewinnen. Wenn Du fühlst, daß Du es mit gutem Gewissen thun kannst, so beantworte den Brief des armen George und gieb ihm einen Schimmer von Hoffnung.«

»Ich werde es thun, lieber Vater. Nun aber will ich Sie nicht länger stören.«

Bei dem warmen Sommerwetter waren alle Thüren offen und als Isola im Begriff war, die Bibliothek zu verlassen, glaubte sie im Vorzimmer ein Geräusch zu vernehmen. Sie trat schnell hinaus, kam aber zu spät, um die Lauscherin, die Niemand anders war, als Signora Roselli, zu ertappen. Sie hatte Isola mit einem Briefe in der Hand zu ihrem Beschützer gehen sehen, und eine unwiderstehliche Neugierde, zu erfahren, was in der Bibliothek verhandelt wurde, ergriff sie. Sie schlich durch das Vorzimmer und nahm nahe genug an der Thür ihren Stand, um jedes Wort hören zu können, was innen gesprochen wurde.

Sie entfernte sich noch zur rechten Zeit, und als Isola in den Salon kam, fand sie die Italienerin mit einem Buch in der Hand, das sie im Vorbeigehen vom Tische aufgerafft hatte, und dem Anschein nach im Lesen vertieft, in einem großen Lehnstuhl sitzen. Als sich das junge Mädchen ihr näherte, fuhr sie, als ob sie erschrocken sei, recht natürlich zusammen und sagte:

»O« Sie sind es? Ich war wirklich in dieses interessante Buch so vertieft, daß ich Alles um mich her vergessen hatte. Mr. Fontaine hat, wie ich glaube, eine gute Bibliothek und es wäre mir sehr lieb, wenn ich sie einmal durchsehen könnte, denn ich bin eine große Liebhaberin vom Lesen.«

»Mein Vater wird nichts dagegen haben, Madame; aber er sitzt gewöhnlich in diesem Zimmer und würde es vorziehen, wenn Ihr Besuch zu einer Zeit gemacht würde, wo er sich auf seinem gewöhnlichen Spaziergange befindet. Während seiner Abwesenheit will ich gern mit Ihnen hineingehen.«

»Er läßt sich demnach nicht gern stören? Mr. Fontaine scheint sehr einsiedlerisch zu sein.«

»Aber unter seinen Freunden ist er sehr gesellig, wie Sie bereits bemerkt haben werden. Er liebt das Studium und zuweilen bringt er Tage lang in diesem Gemach zu. Zu solcher Zeit bitte selbst ich nicht um Einlaß.«

»Ich möchte wissen, ob er den Stein der Weisen sucht,« sagte die Signora mit erzwungenem Lachen. »Ich würde mich gar nicht darüber wundern, denn Claude hatte stets etwas von einem

Schwärmer an sich.«

»Ich bin überzeugt, daß er zu praktisch ist, um nach einer Sache zu suchen, die ihm nutzlos wäre,« antwortete Isola trocken. »Mr. Fontaine ist zufrieden, ein treuer Verwalter in der Verwendung des Reichthums zu sein, den ihm die Vorsehung verliehen, ohne daran zu denken, ihn durch solche Mittel, die Sie andeuten vermehren zu wollen.«

»Die Entdeckung würde aber doch eine große Sache sein. Denken Sie nur daran, wie viel Gutes ein Mann mit dem Reichthum thun könnte, der dann zu seiner Verfügung stünde.«

»Mein Vater hat keinen Wunsch, ein zweiter Midas zu werden, Madame. Er bringt seine Zeit mit edleren Studien zu. Sein Vermögen ist für alle vernünftigen Zwecke ohne dies groß genug.«

»Sie sprechen ja von ihrem Beschützer als ob er ein Gott wäre,« sagte die Signora mit spöttischem Lächeln.

»Es ist nur *ein* Gott,« sagte das junge Mädchen ehrfurchtsvoll, »und selbst im Gedanken wage ich kein menschliches Wesen mit ihm zu vergleichen; aber unter den Menschen giebt es nur wenige, die einen Vergleich mit meinem Vater aushalten können. Ich habe allen Grund, ihn hoch u schätzen, denn mir war er der beste und edelmüthigste Wohlthäter.«

»Und Sie kennen nicht einmal Ihren eigenen Namen? Wissen Sie nicht, welcher Nation Sie angehören?« sagte das hartherzige Weib, sich wenig darum kümmernd, ob sie das empfindliche Wesen, das sie verachtet, in ihren Gefühlen verwundete.

»Ich trage den Namen desjenigen, der mich an Kindesstatt angenommen hat und in Bezug auf mein Geburtsland weiß ich nur so viel, daß ich einige italienische Worte sprechen konnte, als mein Vater mich fand,« sagte Isola und entfernte sich, um sich draußen auf dem Rasenplatze der jungen Erbin, die dort auf- und abging, beizugesellen.

Nach einigen gleichgültigen Bemerkungen über schöne Aussicht, sagte Isola:

»Ich habe Sie noch nicht spielen und singen gehört, Savella. Da Sie aus dem Lande des Gesanges kommen, müssen Sie sich in der

Musik auszeichnen.«

»Sie sollen selbst urtheilen,« sagte Savella und die beiden gingen mit einander in das Besuchszimmer. Das Pianino war ein treffliches Instrument, das immer in guter Stimmung gehalten wurde. Isola selbst hatte eine angenehme Stimme und war eine geübte Spielerin; als aber Savella ihre Finger über die Tasten gleiten ließ und ein glänzendes Vorspiel ausführte, mußte sie sich gestehen, daß sie noch niemals ein solches meisterhaftes Spiel gehört.

Savella spielte einige schwere italienische Variationen und ging dann auf eine wilde deutsche Melodie über, die all den Reiz der wundervollen Musik dieser Nation besaß. Angezogen durch den Zauber der Töne, kam Fontaine aus seinem Zimmer herbei und setzte sich hinter ihr nieder. Als die letzten Noten verklungen waren, erhob sich die Spielerin und sagte:

»Das ist genug für jetzt; nun, Isola, müssen Sie mir etwas vorspielen.«

Als sie sich umdrehte, fiel ihr Auge auf Fontaine.

»Sie hier, Onkel Claude?« rief sie. Das ist wirklich sehr schmeichelhaft für meine geringe Fähigkeit.«

»Unterschätze Dein großes Talent nicht, Savella. Solches Spiel habe ich nur selten gehört und ich bin kein schlechter Richter. Wahrscheinlich singst Du auch? Bei solchen musikalischen Anlagen mußt Du auch eine schöne Stimme haben.«

»Ja, ich kann auch singen und es wird mich sehr freuen, wenn ich Ihnen damit ein Vergnügen machen kann.«

»Die Musik ist eine Leidenschaft von mir und Dein Spiel kann selbst Jemand, der weniger enthusiastisch ist, als ich, mit Entzücken erfüllen. Laß mich jetzt auch Deine Stimme hören, meine Liebe.«

Savella nahm ihren Sitz wieder ein und begann eine wilde leidenschaftliche Arie aus Norma. Einen Augenblicke bedauerte Fontaine diese Wahl, denn er hatte diese Oper in Neapel von den ausgezeichnetsten Künstlern des Continents gehört, und er fürchtete, daß es einer Dilettantin nicht gelingen werde, einzelne Theile daraus mit ihrer ganzen herzergreifenden Erhabenheit wiederzugeben; aber schon nach den ersten Zeilen lauschte er mit

athemlosem Erstaunen.

Die klangreiche und biegsame Stimme der Sängerin führte das herrliche Tonstück in den höchsten wie in den niedrigsten Tönen mit einer Reinheit, Gewandheit und Präcision aus, welche Fontaines höchste Bewunderung hervorrief. Als sie geendet hatte, ergriff er die Hand seiner Nichte und sagte mit Wärme:

»Meine liebe Savella, Du hast mir ein Vergnügen bereitet, wie ich es seit Jahren nicht mehr empfunden habe. Deine Stimme und Ausführung sind so wundervoll, daß Du selbst als erste Sängerin auf einer großen Bühne einen bedeutenden Erfolg erlangen würdest.«

»Dies war auch die Meinung des Signor Sommerton und auf seinen Rath erhielt ich die beste musikalische Ausbildung, die in meinem Lande zu erlangen war. Wenn es uns nicht gelungen wäre, den Wohnort meiner Familie aufzufinden, so würde ich zum Theater gegangen sein.«

»Dem Himmel sei Dank, daß Du das nicht nöthig hattest,« sagte Fontaine nachdrucksvoll; aber mit Deinem Talente war es jedenfalls ein kluger Gedanke. Singe mir, Savella, wenn ich traurig bin und Du wirft stets die Macht haben, den Dämon von mir zu vertreiben, wie es David bei Saul that.«

»O Onkel, wie froh bin ich, daß ich etwas zu Ihrem Glücke beitragen kann,« sagte Savella lebhaft. »Dies ist mein einziges Talent, aber ich lege jetzt einen um so größeren Werth darauf, als Sie selbst es so hoch schätzen.«

Fontaine küßte sie auf die Stirne und fragte lächelnd.

»Du kannst versichert sein, daß ich Dich und Dein Talent gleich hoch schätze. Aber singe jetzt weiter und laß mich etwas weniger Trauriges hören, als die herzbrechenden Klagen der armen Norma.«

Savella verstand sich willig dazu und eine Stunde lang lauschten Fontaine und Isola mit Entzücken den herrlichen Klängen, die dem Munde der Sängerin entquollen.

Unterdessen hatten sich Signora Roselli und Sommerton auf dem Rasenplatze vor dem Hause eingefunden.

»Savellas Musik hat den Eindruck, den ich erwartete,

hervorgebracht,« sagte die Signora. »Ich hatte ihr anbefohlen, nicht eher zu spielen und zu singen, bis sie dazu aufgefordert würde, damit die Ueberraschung desto größer sei. Ich habe sie noch nie so gut singen hören.«

»Ich weiß nicht,« sagte Sommerton, ob es nicht besser gewesen wäre, wir hätten sie zum Theater gehen lassen, als daß wir sie hierher gebracht haben, um diese Erbschaft in Anspruch zu nehmen. Sie wurde ein glänzendes Vermögen erworben haben.«

»Das ist möglich, aber es war ungewiß und sie ist schwer zu lenken. Schmeichelei und der Weihrauch des öffentlichen Beifalls hätten ihr bald den Kopf verrückt, der ohnedies keiner der stärksten ist. Sie hätte sich unserer Vormundschaft entzogen und wahrscheinlich irgend einen werthlosen Mann geheirathet, der uns den Lohn unserer Anstrengungen entrissen hätte. Dies war unsere sicherste Karte und sie mit Erfolg zu spielen, muß jetzt unser einziges Bestreben sein.«

So haben Sie stets behauptet und ich habe mich Ihrer Ansicht gefügt. Die Zeit wird lehren, wer Recht hatte. Wir können das, wofür wir jetzt arbeiten, in Sicherheit bringen und Savella kann immer noch eine berühmte Sängerin werden.«

»Allerdings, aber die Zukunft muß darüber entscheiden. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die wichtig für uns ist, und ich habe Sie deshalb ausgesucht, um Sie davon in Kenntniß zu setzen. Ich sah dieses Mädchen mit einem Brief zu Claude gehen. Ich schlich ihr nach und hörte Alles, was zwischen ihnen vorging. Soviel ich aus ihren Aeüßerungen schließen konnte, war es ein Liebesbrief von dem jungen Berkeley. Sie sprachen von einer Enttäuschung in Bezug auf Philipp Vane, der, wie es scheint, ebenfalls um das Mädchen geworben, es aber wieder aufgegeben hat, als er erfuhr, daß eine andere die Erbschaft erhalten wird. Von besonderem Interesse ist aber für uns, daß Fontaine seiner Schutzbefohlenen sagte, daß er sie, wenn er länger am Leben bliebe, reich machen wolle. Sie soll aber niemals einen Pfennig von diesem Vermögen erhalten. Jeder Schilling soll Savella zukommen, das ist mein fester Entschluß.«

»Und der meinige ebenfalls,« sagte Sommerton. »Sie haben die Mittel in Händen, seine Absicht zu vereiteln. Wenn Sie das Ihrige thun, so wird das Mädchen nicht so lange leben, um seine Ersparnisse zu genießen. Was haben Sie mit dem Pulver angefangen, das ich Ihnen gegeben?«

»Ich habe es gut verwahrt. Sind Sie auch sicher, daß es dem Wasser keinen Geschmack gibt?«

»Wenn Sie es in so kleiner Menge, wie ich Ihnen gesagt, in Anwendung bringen, ist es vollkommen geschmacklos. Unsere eigene Sicherheit hängt von der genauen Befolgung meiner Vorschrift ab. Ihre Gesundheit darf nur langsam abnehmen und der Kummer getäuschter Liebe wird als Grund davon gelten.«

»Meine Zweifel sind jetzt gehoben und ich habe auch bereits einen Weg aufgefunden, die Sache in's Werk zu setzen. Ihr Mädchen stellt ihr alle Abend ein kleines Glas mit Eiswasser auf den Nachttisch. Ich kann, ehe sie sich niederlegt, sehr leicht in ihr Zimmer gelangen und —«

Sie vollendete den Satz nicht, aber der harte Ausdruck ihrer zusammengepreßten Lippen sprach deutlicher als Worte.

Nach einer kurzen Pause fragte Sommerton:

»Wer ist denn dieser Vane, von dem Sie eben sprachen?«

»Der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers.«

»Er scheint ein Glücksjäger zu sein und wir dürfen auf unserer Hut sein, daß er uns unsere Beute nicht entreißt. Savella muß vorsichtig vor ihm gewarnt werden, denn sollte sie eine Neigung zu ihm fassen, so wäre nichts im Stande, sie von ihm zu trennen.«

»Sie ist bereits gewarnt. Ihr Onkel hat ihr gesagt, daß Vane, wenn er sich ihr als Bewerber nähern sollte, seine Zustimmung zu ihrer Heirath nicht erhalten werde.«

Wenn Fontaine sie so gut wie wir kennen würde, so hätte er das nicht gethan. Sie wissen, daß Savella stets einen starken Geist des Widerspruchs an den Tag gelegt hat. Was wir ihr verboten, hat sie gewiß immer zu thun versucht. Philipp Vane hat jetzt ein besonderes Interesse in ihren Augen und wenn sie noch dazu erfährt, daß sie als

Nebenbuhlerin dieses jungen Mädchens auftreten kann, so darf man sicher sein, daß sie es thun wird .«

»O sie kann sich damit belustigen, mit ihm zu coquettiren aber mit dem Heirathen geht es denn doch nicht so schnell.«

»Ich sage Ihnen,« erwiderte Sommerton hitzig, »wenn sie sich in ihn verliebt, so wird sie ihren Willen auf Gefahr ihres Lebens durchzusetzen wissen. Mit ihrem Vermögen könnte sie eine glänzende Heirath machen. Wenn es uns nur erst gelänge, die Hindernisse aus dem Wege zu schaffen, so könnten wir nach Italien zurückkehren und ihr, nachdem wir uns selbst hinlänglich versorgt, einen Prinzen zum Gatten verschaffen.«

»Ich habe ihr dies bereits angedeutet.«

»Und wie hat sie es aufgenommen?«

»Sie schien mir beizustimmen, hat sich aber nicht darüber geäußert, da ihre Gedanken gerade mit etwas Anderem beschäftigt waren.«

»Regen Sie es wieder an. Blenden Sie ihre Einbildungskraft mit Aussichten von hohem Range und dem Glanze, der denselben umgiebt. Wenden Sie alle Mittel an, um sie abzuhalten, sich hier in eine dauernde Verbindung einzulassen, denn das wäre der Todesstoß für alle unsere Interessen.«

»Sie können versichert sein, daß ich mein Bestes thun werde.«

Sechzehntes Capitel.

Am folgenden Tage kam die Familie Berkeley nach Fontains, um dort zu speisen und sich ihr eigenes Urtheil über die Fremden zu bilden.

In dem Bewußtsein, daß eine solche Prüfung stattfinden würde, war Signora Roselli ungewöhnlich sorgfältig in Betreff der äußern Erscheinung ihrer Nichte. Ihr eigener Anzug war einfach, aber reich und geschmackvoll, aber auf Savellas Toilette verwendete sie alle ihre Kunst. Das Ergebnis machte ihren Bemühungen Ehre. Das einfache schwarze Mädchen trat als ein Muster modischer Eleganz aus ihrem Zimmer hervor. Eine reiche Garderobe war, während sie in der Stadt waren, für Rechnung des Mr. Fontaine bestellt worden und Savella sah sich zu ihrer großen Freude auf einmal im Besitze der schönen Dinge, um die sie Andere so oft beneidet hatte.

Ein Seidenkleid von heller Ambrafarbe mit schwarzen Spitzen besetzt, fiel in reichem Faltenwurf bis auf den Boden. Römische Perlen glänzten an ihrem Nacken und an ihren Armen, welche letztere von ausgezeichnete Schönheit waren. Ihr prachtvolles Haar, in einen schweren Zopf geflochten, war mit juwelenbesetzten Pfeilen aufgesteckt. Diese Schmucksachen hatte ihr Fontaine aus dem Nachlasse seiner Mutter geschenkt. Als Savella sich in dem Spiegel betrachtete, war sie mit ihrem Aussehen sehr zufrieden, indeß bemerkte sie:

»Ich fürchte, Tante Bianca, daß ich für diese Gelegenheit zu sehr geputzt bin. Wie Sie wissen, ist es kein großes Fest, sondern nur ein Familienmahl, das mein Onkel seinen ältesten und besten Freunden gibt.«

»Und diese sind gerade die Leute, die Dich am strengsten kritisiren werden. Es ziemt sich, daß die Erbin dieser großen Besizung so angethan sei, wie es ihrer Stellung zukommt. Sie sind hier zu Hause, Du aber bist eine Fremde, deshalb muß Du im vortheilhaftesten Lichte erscheinen.«

»Gut, Tante, Sie müssen das am besten wissen. Ich bin zufrieden mit meinem Anzuge. Ich habe noch niemals so hübsch ausgesehen, als heute.«

»Ja, das ist wahr. Sei nur auch so natürlich und einnehmend als Isola ist, denn ich muß gestehen, daß sie wirklich viel Anziehendes an sich hat. Singe nicht eher, als bis Du dazu gedrängt wirst, denn es würde einen üblen Eindruck hervorbringen, wenn Du Deine Geschicklichkeit auf eine prahlerische Weise zur Schau stellen wolltest.« Hierin wenigstens kannst Du alle Nebenbuhlerinnen, die Du hier finden wirst, überstrahlen.«

»Ich werde es nicht vergessen. Darf ich jetzt hinunter gehen und mich meinem Onkel zeigen?«

»Ja, wenn er Dich empfangen will.«

Als Savella die Stiege hinabging begegnete ihe Isola in einem weißen Musselinkleid und mit einigen natürlichen Blumen im Haare. Sie betrachtete die glänzende Gestalt der Erbin und sagte lächelnd:

»Sie sind heute strahlend, Savella. Der reiche Anzug steht Ihnen sehr gut.«

»Das soll wahrscheinlich heißen, daß ich des Putzes bedarf, um mich vortheilhaft auszunehmen; Sie aber sehen in jeder Kleidung gut aus. Glauben Sie, daß mein Onkel mit meinem Aussehen zufrieden sein wird?«

»Er müßte wirklich sehr heikel sein, wenn er es nicht wäre. Wollen wir mit einander in sein Heiligthum gehen?«

»Sehr gerne, wenn er es gestattet.«

»O ja; dies ist keiner von seinen schwarzen Tagen und er wird erfreut sein, uns zu sehen.«

»Schwarze Tage!« wieder solle Savella. »Was meinen Sie damit? Ist mein Onkel Anfällen von Trübsinn unterworfen?«

»Ja, er hat in seiner Jugend viel gelitten. Zuweilen kann er es nicht vertragen, wenn er gestört wird; aber jetzt, wo Sie gekommen sind, hoffe ich, daß es uns zusammen gelingen wird, ihn so aufzuheitern, daß die Anfälle seltener werden.«

Als die beiden Mädchen in die Bibliothek traten, legte Fontaine seine Bücher weg. Er schien überrascht und erfreut, als seine Blicke auf seine Nichte fielen und er sagte zu ihr:

»Wahrhaftig, meine Liebe, Du bereitest mir alle Tage eine andere Ueberraschung. Vor kurzem entdeckte ich, daß Du eine wahre Nachtigall bist und heute kommst Du sogar als eine Schönheit zu mir. Ich bin stolz aus meine kleinen Mädchen und meine Rose und meine Perle brauchen wenige Nebenbuhlerinnen im Thale zu fürchten.«

In diesem Augenblicke fuhren im Hofe mehrere Wagen an und Fontaine beeilte sich, seine Gäste zu empfangen.

Isola begleitete ihn, Savella blieb dagegen in der Bibliothek, bis die Gesellschaft sich im Besuchzimmer befand und ihre Tante und Sommerton vorgestellt waren.

Wie sie erwartet hatte, holte sie ihr Onkel ab und führte sie am Arme zu seinen Gästen, denen er sie der Reihe nach vorstellte.

Als sie Fanny sah, konnte sie kaum einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken und sie dachte bei sich, »kann das dasselbe Mädchen sein, das ich gestern gesehen habe und das fahl und ordinär genug aussah? Sie muß heute Nacht zu einer Schönheit aufgeblüht sein. Wird mich Carrie nicht der Parteilichkeit beschuldigen?«

Savella war sogleich der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit. Sie erwiderte die freundlichen Worte, die man von allen Seiten an sie richtete, mit Ruhe und Anmuth und ihre etwas fremdartige Aussprache gab dem, was sie äußerte, etwas Piquantes. Signora Roselli und Sommerton unterstützten sie vortrefflich und die Ereignisse des Tages gestalteten sich zum Triumph für die listigen Intriguanten.

Als das Essen vorüber war, wurde Musik verlangt und Isola und Fanny spielten mit einander ein Duett. Die erstere wußte recht wohl, daß ihre Leistungen in Schatten gestellt werden würden, aber sie

hatte es sich zur Regel gemacht, sich nie zu weigern zu spielen oder zu singen, wenn sie dazu aufgefordert wurde.

Savella lehnte Anfangs eine Einladung sich ebenfalls hören zu lassen, mit einer gewissen Ziererei ab. Als aber Fontaine zu ihr trat und sie bei der Hand ergreifend, sagte: »Komm, meine Liebe und gewähre unsern Freunden den Genuß, dem ich längst mit Vergnügen entgegengesehen,« konnte sie sich nicht länger weigern.

Als die ersten Töne ihrer herrlichen Stimme sich erhoben, sammelte sich die ganze Gesellschaft um die Sängerin und lauschte mit athemloser Stille ihrem Liede.

»Beim Jupiter!« rief Mr. Berkeley, als das erste Stück zu Ende war, »das ist wundervoll. Das verdunkelt euch alle, ihr Damen. Carrie, Du und Deine Zöglinge müßt euch vor solcher Musik, wie diese da verkriechen.«

»Keineswegs,« antwortete sie scherzhaft, »wir werden nicht dergleichen thun. Der Sperling zwitschert noch immer sein kleines Lied, wenn die Nachtigall fort ist. Wir sind Ihnen wirklich dankbar, Miß Fontaine, für einen Genuß, wie er uns nur selten in diesem abgeschlossenen Thale zu Theil wird. Ihre Stimme ist ausgezeichnet und Ihre Ausführung bewunderungswerth.«

»Ich habe die besten Lehrmeister gehabt,« antwortete Savella ruhig, »und bei meiner Liebe zur Musik zog ich von ihrem Unterricht den größten Vortheil.«

»Das ist leicht ersichtlich. Aber, wenn ich Sie darum bitten darf, lassen Sie uns noch Mehreres hören. Sie dürfen das Piano noch nicht verlassen.«

So aufgefordert, spielte Savella eine große Phantasie, in deren Ausführung sie ihre ganze Kunstfertigkeit entwickelte, und nach deren Schluß wurde sie um ein weiteres Gesangstück gebeten.

Mit der besten Opernmusik vertraut, sang sie die schwersten Stücke dem Anschein nach ohne alle Anstrengung.

Es war heller Mondschein, und die Gäste traten erst in später Stunde den Heimweg an, entzückt von der jungen Fremden und angenehm berührt von ihren beiden Begleitern. Als die vier Damen im Wagen saßen, sagte die ältere Mrs. Berkeley:

»Meine liebe Fanny, wie konntest Du nur diese Fremden so parteiisch beurtheilen? Sie versprechen ein recht angenehmer Zuwachs für unsere Gesellschaft zu werden.«

»Da haben wir's. Ich wußte, daß es so kommen würde. Ich habe es den ganzen Tag über zu mir gesagt, daß man mich der Bosheit beschuldigen würde. Aber ich kann darauf nur antworten, daß ich ebenso sehr überrascht darüber war, wie ihr, daß die ordinären Leute von gestern heute elegant und gebildet ausgesehen haben. Sie waren zur Schaustellung hergerichtet, und der künstlerische Triumph hat die Blößen vor unsern Augen verdeckt.«

»Unsinn, Kind. Du hast durch eine gefärbte Brille gesehen, das ist Alles. Du bist eifersüchtig auf sie, weil sie Isolas Nebenbuhlerinnen sind; aber die Erbin scheint sie bereits zu lieben.«

»Gut, Großmutter, Du hast ein Recht aus Deine Meinung und ich auf die meinige. Die Oberfläche sieht allerdings recht gut aus, wenn wir aber tiefer eindringen, so finden wir, daß sanfte Worte nicht immer verrathen, was im Herzen vorgeht. Ich hoffe, daß ich mich täusche, aber mein Instinct sagt mir, daß diese Fremden unfreundlich gegen Isola sind, und wenn sie Mr. Fontaine weniger liebte, so würde ich sehr für ihre Zukunft fürchten.«

»Sie scheint die Veränderung in ihren Aussichten noch nicht recht zu fühlen, denn sie war heute trotz ihres neulichen Bruchs mit Philipp heiter und glücklich. Ich leer sehr erfreut darüber, daß es sie nicht mehr angegriffen hat.«

»Wäre dies der Fall, so würde man es niemals entdeckt haben, denn Isola ist stolz und zurückhaltend. Sie wurde lieber sterben, als ihre Leiden verrathen; ich glaube aber, daß sie Philipp nicht gefährlich verwundet hat. Verachtung kann die Liebe wirksamer tödten, als irgend Etwas Anderes, und diese gegen ihn zu hegen, ist sie vollkommen berechtigt.«

»Fanny Du bist zu bitter,« sagte ihre Mutter in tadelndem Tone. »Philipp war fast wie ein Kind in unserer Familie und Du darfst ihn nicht zu hart beurtheilen. Wir sollen Andere nicht richten, damit wir nicht gerichtet werden.«

»Aber, Mutter, dasselbe Buch sagt auch: »An ihren Früchten

werdet ihr sie erkennen, und Philipps Handlungen haben laut genug gesprochen; aber ich werde in Zukunft über seine Vergehen stumm sein. Wartet und seht selbst, denn bei der ersten Gelegenheit wird er sich, wie ich überzeugt bin, dem goldenen Kalbe zu Füßen werfen. Dies ist meine letzte Prophezeiung über ihn und wenn sie erfüllt ist, werde ich wieder von ihm sprechen dürfen.«

»Aber nichts Schlimmes, meine Liebe. Du weißt, daß es bei uns von jeher Sitte war, von den Abwesenden nur Gutes zu sagen.«

Fanny sagte kein Wort mehr. Sie lehnte sich im Wagen zurück und betrachtete den Mond, welcher die malerische Bergstraße, auf der sie fahren, mit seinem Silberlicht beleuchtete.

Siebzehntes Capitel.

Der Ruf von Savellas großem musikalischen Talent verbreitete sich bald in der ganzen Gegend und Tag für Tag fuhren Wagen mit elegant gekleideten Damen in Begleitung von Herren zu Pferde um Besuche in Fontains vor. Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien aller Art wurden in solcher Menge an der Erbin verschwendet, daß dadurch auch ein stärkerer Kopf hätte verdreht werden können.

Während dieser Besuche wurde der armen Isola die Veränderung in ihrer Stellung mehr als einmal fühlbar gemacht, entweder durch halbverhüllte Theilnahme von einer oder durch Vernachlässigung von anderer Seite. Aber es fehlte auch nicht an Solchen, die sie, zu ihrer Ehre sei es gesagt, um ihrer selbst willen der Achtung würdig hielten, obgleich ihre Abkunft unbekannt war und das Lächeln des Glücks sie verlassen hatte. Durch Philipp's Unbesonnenheit war es nämlich offenkundig geworden, daß die junge Waise keinen Theil von Fontaine's Vermögen ererben werde.

Alle bemitleideten sie und nur Wenige machten den Versuch, sie zu begünstigen; aber sie ertrug diesen Wechsel mit solcher Ruhe und Würde, daß sie vor jeder weiter gehenden Aufdringlichkeit verschont blieb. Nach und nach verloren indeß ihre Wangen die Farbe der Gesundheit und ein Gefühl von Ermüdung, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, drückte sie öfters nieder. Ein unauslöschlicher Durst verzehrte sie und mit schwerer Sorge sah Fontaine diese bedrohlichen Erscheinungen, die er dem Kummer um ihre getäuschte Liebe zuschrieb. Er konnte sich wenigstens keinen anderen Grund denken und im Herzen verwünschte er Philipp Vane als den Urheber aller ihrer Leiden.

Gastereien und Abendpartien wurden von jeder bessern Familie zu Ehren der Erbin gegeben und mit einem Gefühle unaussprechlicher Ermüdung schleppte sich Isola von Haus zu Haus. Sie wollte nicht fern bleiben um Savella's Freude nicht zu stören, denn diese schien eine große Anhänglichkeit für sie zu

hegen und sie hatte mit aller Entschiedenheit erklärt, daß sie nur das halbe Vergnügen habe, wenn Isola nicht an ihren Triumphen theilnehme.

In diesen Gesellschaften war immer auch Philipp Vane zugegen, der, als er das veränderte Aussehen Isolas sah, sich damit schmeichelte, daß es eine Folge einer Abtrünnigkeit sei. Gleich Fontaine konnte er die Abnahme ihrer Gesundheit keiner anderen Ursache zuschreiben und seine Eitelkeit wurde durch diesen unfreiwilligen Tribut seiner unwiderstehlichen Macht im hohen Grade befriedigt.

Anfangs scheute sich Philipp, sich der Erbin zu nähern; aber Savella selbst wendete von dem Augenblicke an, wo sie Philipps herrliche Person zuerst gesehen, alle Künste der Coquetterie an, um ihn an ihre Seite zu locken. Seine anscheinende Gleichgültigkeit piquirte, seine Schönheit blendete sie und als er endlich seine Zurückhaltung ablegte, war sie von dem Zauber seines Benehmens vollständig eingenommen.

Eine von jenen Leidenschaften, die eben so plötzlich entstehen als heftig sind, entsprang im Herzen der feurigen Italienerin und mit Schrecken sah Signora Roselli ihre Besorgnisse zur Wahrheit werden. Alle Warnungen ihres Onkels, die Gewißheit, daß er sich einer Verbindung mit einem Manne widersetzen werde, der nicht einmal in seinem Hause Zutritt hatte, all der heftige Widerstand der Beiden, welche wünschten, sie unter ihrer eigenen Botmäßigkeit zu erhalten, waren fruchtlos.

Wenn Philipp sie hinlänglich liebte, um ihre Hand zu begehren, so wollte sie Alles daran setzen, um sein Weib zu werden. Dies erklärte sie ganz unverhohlen ihrer Tante. Aber bis jetzt hatte Philipp noch einigen männlichen Sinn bewahrt und wenn er auf das blasse Gesicht des armen Mädchens blickte, das, wie er glaubte, dem Grabe entgegenwelkte, weil er es verlassen hatte, so fühlte er, daß es nichtswürdig wäre, ihre eine neue Wunde zu versetzen.

Er beschwichtigte sein Gewissen einfach dadurch, daß er sich enthielt, der Erbin eine entscheidende Erklärung zu geben, obschon er ihr bei jeder Gelegenheit, die sich darbot, eifrigst den Hof machte.

Er fühlte sich sicher, daß kein Nebenbuhler ihn ausstechen würde, denn er konnte in der leidenschaftlichen Seele dieses armen Mädchens wie in einem offenen Buche lesen und er wollte nur die günstige Zeit abwarten, um ihr seinen Antrag zu stellen.

Er sprach mit Savella von dem Wiederwillen seines Onkels gegen ihn und erklärte, daß er sich keiner Schuld bewußt sei, wodurch er sich den Verlust seiner Gunst verdient habe. Mr. Fontaine war nach seinem Vorgehen in ungewöhnlichem Grade stolz und eigenthümlich und unglücklicherweise sei zwischen ihnen ein Mißverständniß eingetreten. Er leugnete nicht, daß er Isola früher bewundert habe, aber nicht eher, als bis er Savella gesehen, sei sein Herz wirklich gerührt worden, jetzt wo er leider überzeugt sei, daß seine Bewerbung von demjenigen abgewiesen werden würde, der noch auf mehrere Jahre hinaus gesetzliche Gewalt über ihr Schicksal besitze.

Savella horchte entzückt auf diese gleißenden Reden und nur mit Mühe unterdrückte sie die Worte, die ihr auf den Lippen schwebten.

»Ich kümmer mich nicht darum. Ich will Allen Trotz bieten, um die Ihrige zu werden.« Aber er hatte dieses Opfer noch nicht verlangt und sie konnte sich doch nicht in seine Arme werfen, ehe er sie darum gebeten hatte. Philipp erfuhr, daß, seit die zunehmende Schwäche Isolas ihr längere Spaziergänge untersagte, Savella öfters allein in der Umgegend von Fontains umherstreifte. Schon am darauf folgenden Abend wußte er es so einzurichten, daß er ihr im Walde begegnete und von nun fanden dergleichen Zusammenkünfte fast täglich statt.

Mit jeder Stunde, die sie in seiner Gesellschaft zubrachte, wuchs die Bethörung Savellas, bis sie sich zuletzt selbst eingestand, daß ohne ihn Leben, Vermögen, oder irgend ein anderes irdisches Gut werthlos für sie sei. Mit der kalten Berechnung eines geschickten Diplomaten wußte Philipp dieses leidenschaftliche Geschöpf dahin zu bringen, daß er sich versichert halten konnte, sie werde ihm trotz aller Opposition ihre Hand reichen, wenn die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Er war ihr geneigt, weil ihre glühende Leidenschaft, die sie ganz

offen für ihn an den Tag legte, seiner Eitelkeit schmeichelte, doch wollte er sich nicht dazu entschließen, den letzten unwiderruflichen Schritt früher zu thun, als der Proreß seines Vaters gegen ihn entschieden sei.

Die Veränderung in Isolas Aussehen wurde von Miß Carleton mit Schmerzen bemerkt und sie entschloß sich endlich, ihre junge Freundin auf einige Wochen nach »dem Thale« zu bringen.

Fontaine stimmte dem Vorschlage eifrigst bei, denn in seiner Aengstlichkeit griff er mit Begierde nach jeder Gelegenheit, die neue Zerstreung für sie versprach. Er war fest überzeugt, daß das trostlose Gefühl, von dem sie zu ihm gesprochen, sie langsam verzehre und er hoffte viel für sie von der frohen Gesellschaft des Familienkreises »im Thale«.

So ungern sich Isola von ihrem Beschützer trennte, so fühlte sie doch, daß sie ihm jetzt nicht mehr so nothwendig sei als früher und sie nahm die Einladung in der schwachen Hoffnung an, daß der Besuch ihr gut thun werde.

Sommerton, der auf seine Versicherung hin, daß er in Deutschland Arzneikunde studirt habe, mit Fontaines Zustimmung ihre Behandlung übernommen hatte, billigte bereitwillig die vorgeschlagene Veränderung und bereitete für ihren Gebrauch ein Gläschen mit Tropfen, von denen sie täglich dreimal nehmen sollte, eine Weisung, die Isola pünktlich zu befolgen versprach.

Savella drückte laut ihr Bedauern über den Verlust ihrer Freundin aus und sie gab freiwillig das Versprechen daß sie täglich mit ihrem Onkel hinüberreiten und sich nach ihrem Befinden erkundigen wolle.

Fanny empfing ihre Freundin mit der lebhaftesten Freude und sagte in heiterem Tone:

»Jetzt da wir Dich bei uns haben, werde ich das Mittel der Großmutter an Dir versuchen, »den Bittern« mit dem sie uns, wie Du weißt, in unserer Jugend curirt hat. Wenn er uns damals gut gethan hat, so kann er Dir auch jetzt von Nutzen sein.«

Darauf erwiderte Isola lächelnd:

»Mr. Sommerton ist mein Arzt und ich habe einen Vorrath von Arznei mitgebracht, die er für mich zubereitet hat.«

»Sind Dir seine Verordnungen gut bekommen?«

»Nicht besonders. Die Tropfen heitern mich einige Stunden auf und dann tritt gewöhnlich ein Gefühl der Müdigkeit und Niedergeschlagenheit ein, das ich nicht beschreiben kann.«

»Dann sollst Du keine mehr davon nehmen, so lange Du Dich bei uns befindest. Versuche es mit Großmamas Elixier, wenn Du mich liebst.«

»Aber ich habe ein frisch gefülltes Glas und ich versprach, die Tropfen regelmäßig zu nehmen.«

»Laß es mich sehen, Liebe,« und Fanny nahm das kleine Glas in die Hand und hielt es gegen das Licht. Es war hell wie Wasser und beim Oeffnen erwies es sich als vollkommen geruchlos.

»Es sieht zwar unschuldig genug aus, aber ich habe kein Vertrauen dazu. Versuche den Bittern, Isola, wenn auch nur mir zu Gefallen.«

»Wie Du wünschest, Fanny. Ich glaube es macht keinen großen Unterschied, was ich nehme, denn nichts scheint mir gut zu thun.«

»Aber wir gedenken Dir gut zu thun und Dich wieder ganz gesund zu machen. Rede nicht so, als ob Du uns in der ersten Blüthe der Jugend verlassen wolltest. Es thut mir zu weh, zu sehen, wie lebenssatt Du geworden bist,« und das gefühlvolle Mädchen brach in Thränen aus.

»Meine liebe Fanny, ich würde nur zu glücklich sein, wenn ich die entsetzliche Furcht, die wie ein Alp auf meinem Herzen liegt, abschütteln könnte. Ich gestehe zu, daß es mir hart ankommt, mit siebzehn Jahren ins alte Grab hinabzusteigen. Wenn es aber der Wille meines himmlischen Vaters ist, so muß ich mich unterwerfen.«

»Du darfst nicht, Du sollst nicht sterben, Isola. O, was wird aus dem armen George werden, wenn er hört, daß Du —«

Das Weinen erstickte ihre Stimme. Isola sagte traurig:

»Ich weiß, daß er es fühlen wird; wenn ich ihm aber verhehle, daß ich ihn in Zukunft geliebt hätte, so wird er nicht trostlos sein.«

»Willst Du ihn also auf dem Gedanken lassen, daß die Liebe für diesen falschen Mann Dich auf den Tod verwundet hat?« sagte

Fanny vorwurfsvoll. »Meine liebe Isola, gewähre George den Trost, zu wissen, was Du so eben ausgedrückt hast, selbst wenn er den bitteren Schmerz haben muß, Dich zu verlieren. Der harte Schlag würde durch die Gewißheit gemildert werden, daß Dein Herz seine Freiheit wieder erlangt hat und daß Philipp Vane nicht mehr Dein Ideal männlicher Auszeichnung ist.«

»Ich glaube« daß er *dies* niemals war, Fanny, und jetzt hat er alle Macht über mich verloren. Dies ist die einfache Wahrheit, obschon mein Vater daran nicht glauben will.«

»Aber ich glaube daran und so sonderbar Deine Krankheit ist, so glaube ich doch daß in Geschicklichkeit der Großmutter mit der Deines Aesculaps sich messen kann. Weißt Du, Isola, daß ich, wenn ich an Deiner Stelle wäre, mich nicht getrauen würde, etwas zu nehmen, was von diesen Fremden kommt?«

»Unsinn, Fanny. Weshalb sollten sie mir ein Leid anthun wollen? Ich bitte Dich, keinen so schrecklichen Verdacht zu hegen. Mr. Sommerton hat einen Mann behandelt, der durch einen Fall von einem Baume sich schwer verletzt hatte und jetzt vollkommen wiederhergestellt ist. Er hat auch mehrere Leute aus der Umgegend, die mit chronischen Krankheiten behaftet waren, nahezu geheilt. Seine Geschicklichkeit ist groß und seine Güte gegen mich steht außer allem Zweifel. Es ist wahr, Anfangs flößten mir diese Fremden einen gewissen Widerwillen ein; sie haben sich aber bei längerer Bekanntschaft besser ausgenommen. Ich habe Savella wirklich lieb gewonnen und selbst ihre Tante war, seit ich krank bin, so aufmerksam gegen mich, daß ich mich der Abneigung, die ich früher gegen sie hegte, jetzt schämen muß.«

»Sie haben durch ihre Theilnahme Alles zu gewinnen und Nichts zu verlieren. Wäre die Liebe Deines Beschützers für Dich minder groß, hätte er nicht so bestimmt seinen Willen ausgesprochen, daß er Dich unter allen Verhältnissen wie sein eigenes Kind behandeln werde, so würden sie, wie ich glaube, ganz anders gehandelt haben. Savella hat ein besseres Herz, als die andern Beiden, aber es fehlt ihr an Verstand und die Huldigungen, an die sie nicht gewöhnt ist, haben ihr bereits den Kopf verdreht. Hast Du nicht bemerkt, wie sich

Philipp Vane gegen sie benimmt? Sie hat offenbar Alles aufgeboten um ihn an sich zu ziehen und ich glaube, daß er bereit ist, die Neigung, die er einst für Dich zu hegen vorgab, auf sie zu übertragen.«

»Das steht ihm vollkommen frei, aber er wird es kaum wagen, mit einem zweiten Antrage vor meinem Vater zu erscheinen.«

»Vielleicht wird er es auch für überflüssig halten. Er kann sie ja auch einführen, und wenn wahr ist, was man über die Angelegenheiten des Mr. Fontaine erzählt, so würde seine Zustimmung in Bezug auf das Vermögen, das seine Nichte anzusprechen berechtigt ist, keinen Unterschied machen.«

Dies schien Isola aus ihrer Abspannung aufzurütteln. Sie erhob sich in ihrem Lehnstuhl und sagte in ernstem Tone:

»Meine liebe Fanny, das hieße annehmen, daß Savella weder Grundsätze noch Dankbarkeit besitzt. Sprich nicht von einer Entführung, ich halte ein solches Vorkommniß für eine Unmöglichkeit. Philipp selbst würde vor einer solchen Treulosigkeit gegen einen Mann, der ihn von seiner Jugend an mit so vieler Güte behandelt hat, zurückschrecken.«

»Gut, wir wollen diesen Gegenstand verlassen, Isola, denn wir werden darin niemals übereinstimmen. Die Zeit wird lehren, wer von uns Recht hat.«

Hier trat Miß Carleton ein und brachte ein Glas Portwein und etwas leichten Zwieback. Sie bestand darauf, daß Isola etwas zu sich nehmen solle, obschon sie in der letzten Zeit gar keinen Appetit mehr hatte und nichts als Eiswasser beehrte, um die innere Hitze zu dämpfen, von der sie verzehrt wurde.

»Ich danke Ihnen, liebe Cousine Carrie, Sie sind sehr gütig, mich selbst zu bedienen,« sagte sie. Ich will es versuchen, ein wenig zu essen, vorher aber muß ich erst noch nach Mr. Sommertons Vorschrift meine Tropfen einnehmen.«

»Sie scheinen Dir aber nicht besonders gut zu bekommen und es wird vielleicht besser sein, wenn Du sie ganz wegläßt.«

Fanny nahm ihr das Fläschchen aus der Hand und trug es im Triumph davon.

»Nimm Deinen Imbiß, Isola,« sagte sie, »ich will mich ebenfalls nach etwas Eßbarem umsehen und wenn Du das wieder haben willst, so wirst Du lange darum bitten dürfen, das kann ich Dir sagen.«

Achtzehntes Capitel.

Fanny verließ lachend das Zimmer und Isola aß mit mehr Appetit, als sie in der jüngsten Zeit gehabt, etwas von dem Zwieback und trank ein wenig Wein. Miß Carleton beobachtete sie aufmerksam, während sie sich mit ihr unterhielt.

Sie sah mit Schmerz ihr zartes, wachsähnliches Gesicht, aus dem jeder Schatten von Farbe verschwunden war, den müden Blick in ihrem großen, dunkeln Auge und die äußerste Abspannung, die sich in ihrer ganzen Haltung bemerkbar machte.

»Darf ich so offen mit Dir sprechen, Isola, wie in den Tagen Deiner Kindheit?« fragte sie nach einer Pause.

»Gewiß, meine liebe Cousine. Ich habe Sie stets als meine treue Rathgeberin betrachtet, denn Sie haben sich überall als meine beste Freundin bewährt.«

»So gestatte mir, das Vorrecht der Freundschaft zu benutzen um Dein Herz einer Prüfung zu unterwerfen liebes Mädchen. Macht getäuschte Liebe die Verheißung eines so edlen Lebens, wie das Deinige, zu nichte? Sprich die Wahrheit, mein Kind, und wisse, daß Diejenige, die diese Frage stellt, selbst genug Kummer erduldet hat, um die Tiefe des Deinigen zu ermessen.«

»Sie, Kummer? Ich dachte« Sie hätten immer im Sonnenschein gelebt und niemals eine Sorge gekannt, Cousine Carrie,« sagte Isola erstaunt.

»So urtheilt die Welt; aber auch ich habe meinen Kampf mit dein Schicksal, meine bittere Enttäuschung gehabt, wenn ich mir auch dadurch den vernünftigen Genuß der Segnungen die mir noch übrig blieben, nicht rauben ließ. Doch Du weichst meiner Frage aus, Isola; willst Du nicht offen mit mir sprechen?«

»Ich hatte nicht die Absicht, ihr auszuweichen denn ich kann die Hand aufs Herz legen und Ihnen die aufrichtige Versicherung geben, daß mein Unwohlsein nichts mit meiner vorübergehenden Neigung zu Philipp Vane zu thun hat. Von dem Augenblicke an, wo ich von

seiner Werthlosigkeit überzeugt war, gab ich ihn auf. Anfangs habe ich allerdings gelitten, aber damals wurde meine Gesundheit dadurch nicht beeinträchtigt. Ein tiefer liegendes Leiden muß sich zur Zeit, wo ich zu reifern Jahren gelangte, in meinem Körper entwickelt haben. Mr. Sommerton sagte zu meinem Vater, daß dies häufig vorkomme.«

Miß Carleton ergriff ihre abgemagerte Hand und betrachtete sie gedankenvoll.

»Du warst immer ein sehr gesundes Kind, Isola. Du warst, seit Du nach Fontains kamst, kaum eine Stunde krank, bis Dich dieses geheimnißvolle Leiden ergriff, und noch vor zwei Monaten blühten Deine Wangen wie die Rosen. Es ist mir unerklärlich, wie Du so schnell hinsiechen konntest. Glaubst Mr. Sommerton, daß Deine Lunge angegriffen ist?«

»Nein, ich habe auch keinen Husten. Es muß ein innerliches Fieber sein, denn ich werde von unauslöschlichem Durste verzehrt. Auch mein Herz ist in Mitleidenschaft gezogen, denn zuweilen schlägt es einige Secunden mit der größten Heftigkeit und dann scheint es ganz still zu stehen, und es ist mir, als ob ich ersticken müßte. Nach solchen Anfällen bin ich Stunden lang matt und aufgeregelt.«

»Und hält Mr. Fontaine den Mr. Sommerton für einen bessern Arzt als den Doktor Sinclair? Ich wünschte, er ließe diesen zu Dir rufen.«

»Ich bin nicht krank genug, um zwei Aerzte zu bedürfen, und mein Vater hat oft schon gesagt, daß weniger Sicherheit darin liege, weil die Aerzte immer verschiedener Meinung seien. Er hat Ursache, Vertrauen in die Geschicklichkeit des Mr. Sommerton zu setzen, denn er hat dieselbe bei der Behandlung mehrerer chronischen Fälle erprobt.«

»Vielleicht hat Mr. Fontaine Recht; aber ich wünschte desohngeachtet, daß Dich Doctor Sinclair besuchen könnte. Bist Du auch dessen gewiß, Isola, daß das Gift der Eifersucht nicht in einem kleinen Winkel Deines Herzens verborgen ist? denn ich habe erfahren, daß Philipp sich unter die Zahl von Savellas Bewunderern eingereiht hat.«

»Ich habe von Anfang an erklärt, daß meine Krankheit nichts mit Philipp zu thun hat. Wenn er morgen Savella heirathete, so würde mich das nur in so fern anfechten, als mein Vater dadurch berührt würde. Aber auch er hat sich den Gedanken in den Kopf gesetzt, und wenn ich sterbe, werde ich noch überdieß die Kränkung haben, daß Diejenigen, die ich am meisten liebe, mich für schwach genug halten, das Leben und alle seine Pflichten aufzugeben, weil ein herzloser Mann mir untreu geworden ist. O Cousine Carrie, denken Sie besser von mir, denn ich verdiene es.«

Ihr Eifer rief eine leichte Röthe auf ihren Wangen hervor und Miß Carleton sagte in entschiedenem Tone:

»Ich bin jetzt überzeugt Isola, daß Du nicht an gebrochenem Herzen sterben wirst und ich hege nunmehr auch die Hoffnung, dich wieder gesund zu sehen. Wir wollen Alles, was in unsern Kräften liegt, anbieten, um Dich dem Leben zurückzugeben und ich selbst werde Dich unter meine besondere Obsorge nehmen, denn ich habe Einem, der weit von hier entfernt ist, versprochen, über Dich zu wachen.«

»Ja, George hat es mir geschrieben,« war die offene Antwort, »und ich bin Ihnen und ihm sehr dankbar für Ihre Güte. Machen Sie mich wieder gesund, Cousine Carrie, und ich will Ihnen durch Beantwortung von Georges Brief den Beweis liefern, daß ich nicht mehr an Philipp denke. Wird Ihnen das genügen?«

»Ja, denn Du bist unfähig, eine doppelte Rolle zu spielen. Ich kann auf deine Ehre vertrauen wie auf die meinige.«

In diesem Augenblicke wurde Isola so bleich, daß Miß Carleton in höchstem Grade bestürzt wurde.

»Du bist ermüdet und aufgereg,« sagte sie schnell. »Ich hätte achtsamer sein sollen. Laß Dir ins Bett helfen und versuche zu schlafen.«

»Ich bin fast so hilflos wie ein Kind. Ich fürchte, ich werde Ihnen viel Mühe verursachen.«

»Du darfst nicht daran denken, meine Liebe. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich dir auf irgend eine Weise helfen kann. Erschöpft selbst durch die kurze Fahrt nach »dem Thale« fiel Isola in

einen tiefen Schlaf, in welchem sie öfters auffuhr und stöhnte. Miß Carleton wachte an ihrer Seite. Während der Zeit kam auch Fanny leise herein und stellte das Fläschchen, das sie mitgenommen, auf den Toilettentisch.

Obschon voll himmlischer Freude über die That«,die sie vollbracht, hielt sie es doch nicht für gerathen etwas davon zu sagen. Sie hatte Sommertons Tropfen weggeschüttet, das Fläschchen ausgespült und es mit reinem Quellwasser gefüllt.

Fanny hielt Sommerton einfach für einen unwissenden Quacksalber, der durch seine Prahlerei Mr. Fontaine getäuscht habe und sie wunderte sich darüber, daß er das Leben seines Schützlings diesem Manne anvertrauen mochte. Die wenigen glücklichere Kuren, die er vollbracht hatte, hielt sie für Zufall, denn sie war nun einmal entschlossen, ihm nicht das geringste Vertrauen zu schenken.

Als Isola ihre Arznei wiederfand, nahm sie dieselbe mit der größten Pünktlichkeit und die raschen Fortschritte, die ihre Gesundheit während der zehn Tage ihres Aufenthalts »im Thale« machte, schrieb sie zum Theil deren Wirkung zu.

Alle Mitglieder der Familie legten die größte Sorgfalt für ihre Wiederherstellung an den Tag und am Schluß der zweiten Woche hatten sich wieder ihre Kräfte so weit erholt, daß sie wieder weit ausreiten und kurze Spaziergänge machen konnte.

Jeden Tag kam Fontaine in Begleitung Savella's herüber, um sich nach ihr zu erkundigen und er war voll Dank, als er wieder einen schwachen Schimmer von Roth auf ihren Wangen wahrnahm. Aber Isola bemerkte mit Trauer, daß ein Schatten, tiefer als bisher, seine Stirne verfinsterte. Er war schwermüthig und in sich gekehrt und Isola glaubte, daß er die Bewerbung Philipps um Savella erfahren habe und dadurch beistimmt worden sei.

Fontaine ging selten in Abendgesellschaften und wenn er zufällig einmal bei einer solchen anwesend war, so richtete Philipp sein Benehmen gegen Savella so ein, daß ihr Onkel keinen Verdacht schöpfen konnte.

Isola gab sich alle Mühe, seine Traurigkeit zu zerstreuen, aber sie

wurde nur zu bald gewahr, daß es ihr nicht gelingen wollte« obschon er den Versuch machte, in seiner gewöhnlichen Weise zu plaudern. Eines Morgens, als er Abschied nahm, drückte er ihr die Hand und sagte:

»Ich muß Dich jetzt bald wieder zurückfordern, Isola. Ich kann nicht länger ohne Dich leben und es ist mein fester Wille, Dich trotz aller Mächte des Himmels und der Hölle unter meinem eigenen Dache zu behalten.«

Der Ausdruck seines Gesichte war, als er dieses sprach, so sonderbar, sein Benehmen so verschieden gegen sonst, daß Isola ihn erstaunt ansah.

»Nichts steht meiner Rückkehr entgegen, Vater,« sagte sie, »und wenn Sie mich so sehr vermissen, so will ich sogleich mit Ihnen gehen. Mein Befinden hat sich so bedeutend gebessert, daß ich nicht mehr der liebevollen Pflege bedarf, die man mir in diesem Hause in so reichem Maße zu Theil werden ließ.«

»Nein, nein — nicht jetzt — nicht jetzt. Bleibe hier bis Du kräftiger bist, denn —«

Er hielt plötzlich inne, küßte ihre Stirne, bestieg sein Pferd und galoppierte davon.

Sein sonderbares Wesen war nicht bloß für Isola, sondern auch für Miß Carleton ein Räthsel und die letztere fürchtete, daß irgend eine schreckliche Bürde mit erneuerter Macht auf seiner Seele lastete. Ihre Vermuthung war leider nur zu wohl gegründet und die Begebenheiten, die wir jetzt erzählen wollen, enthalten den Aufschluß über seinen Gemüthszustand.

Am Abende nach Isolass Abreise war Fontaine in seiner Bibliothek eifrigst mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt, die sich auf den Zustand seines Vermögens bezogen. Er hatte nämlich die Absicht, ein Testament zu machen, wodurch er seine Pflgetochter gegen alle künftigen Zufälle vollkommen sicher stellen wollte.

Zehntausend Pfund gedachte er für Isola auszusetzen. Wenn er länger am Leben blieb, so konnte er mehr für sie thun; wenn er dagegen ohne Testament starb, oder den Verstand verlor, was er öfters fürchtete, so war Savella die einzige gesetzliche Erbin seines

ganzen Vermögens.

Er war gerade in einer langen Reihe von Zahlen vertieft, als er durch einen Schlag wie den einer stark geladenen elektrischen Batterie, der seine auf dem Tische ruhende Hand traf, erschreckt wurde. Dann ließen sich unter dem Tische drei laute Schläge Vernehmen, und die Stimme, die er so lange nicht gehört, ließ sich hart an seinem Ohre vernehmen.

»Claude, ich befinde mich neben Dir. Ich mußte kommen, um Dir zu sagen, wie glücklich ich bin, daß Du die Nebenbuhlerin meines Kindes von Dir entfernt hast. Laß sie von diesem Hause fern bleiben, denn ihre Anwesenheit ist ein Fluch für dasselbe.«

Einen Augenblick verlor Fontaine die Besinnung, aber Zorn und Verachtung über diese Behauptung brachte ihn wieder zu sich.

»Boshafter und nichtswürdiger Geist, denn daß Du ein solcher bist, weiß ich jetzt, hebe Dich hinweg von hier!« rief er. »Ich biete Deiner Macht Trotz. Ich weigere mich, Deinen Befehlen zu gehorchen. Packe Dich fort und beflecke mein Haus nicht länger mit Deiner verfluchten Gegenwart.«

»Claude!« — und der Ton wurde eindringlich und drohend — »hüte Dich, so zu sprechen, denn ich besitze Gewalt über Dein und ihr Leben. Haft Du nicht soeben die durchdringende Berührung meiner Finger gefühlt? Wenn ich gewollt, hätte ich Dich eben so gut leblos niederstrecken können. Nimm *mein* Kind an Dein Herz, mache es zum Erben von Allem, von *Allem*, was Du besitzt, und ich will Dich in Ruhe lassen. Handle anders und ich werde Dein Haus mit solchem dämonischen Lärm erfüllen, daß Du froh sein wirst, Dich zu unterwerfen.«

Es war Henry Fontaine's Stimme, die in seinen Ohren tönte; aber der unglückliche Hörer fühlte, daß das Wesen seines Bruders sich im Lande der Geister sehr verändert haben müsse, wenn er so sprechen könne.

»Ein böser Geist hat durch meine leidenschaftliche Handlung Gewalt über mich erhalten,« sagte er, »aber daß Du Henry Fontaine bist, werde ich nimmermehr glauben, wenn ich mich nicht mit meinen eigenen Augen davon überzeugen kann.«

»Gut," sagte der unsichtbare Sprecher, »Du sollst auch diesen Beweis erhalten. Aber ich kann mich nicht im Lichte dieser Lampe, sondern im Finstern sichtbar machen. Wenn Du meinen Anblick ertragen kannst, so verspreche ich Dir, mich Dir zu zeigen.«

»Laß mich Dich jetzt sehen, in diesem Augenblicke! Ich will die Lampe auslöschen,« rief Fontaine in der höchsten Aufregung aus.

Die Stimme antwortete, indem sie von ihm zurückzuweichen schien:

»Nicht jetzt Claude. Der Anblick würde Deine Augen blenden, Vielleicht Dein Gehirn verrücken, denn wenn ich komme so wird es in der Gestalt sein, wie Du mich zuletzt gesehen hast — blutend — sterbend. Kannst Du diesen Anblick ertragen, mein Bruder?«

Fontaine sank in seinen Stuhl zurück, an allen Gliedern zitternd, nach Athem ringend und blaß wie der Tod.

»Um Gottes willen entferne Dich!« rief er. »Deine Gegenwart in meiner Nähe hat mich schon einmal fast zum Selbstmord getrieben. Wenn Du öfters zu mir kommst, werde ich das Licht des Verstandes verlieren. Wenn Du wirklich mein Bruder bist und nicht irgend ein böser Geist, der meinen Bruder nur darstellt, um mich zu quälen, so wirst Du Dich entfernen und mich meine Bürde in Ruhe tragen lassen.«

Darauf sagte die Stimme in einiger Entfernung:

»Ich verlasse Dich setzt, Claude; wenn Du aber meinen Befehlen keine Folge leistest, so werde ich mich Dir bald wieder fühlbar machen.«

Wieder erfolgten drei heftige Schläge und gleich darauf erschien Giles mit erschrockenem aschfarbigem Gesichte unter der offenen Thüre.

»Haben Sie mir geklopft Mr. Claude?« fragte er. »Ich wollte gerade die Stiege hinuntergehen, als ich das Geräusch hörte. Ich dachte, Sie wären vielleicht unwohl und bedürften etwas.«

Fontaine erhob sein weißes Gesicht und mit finsterner Miene fragte er schnell:

»Wie lange warst Du schon in der Nähe der Thüre? Hast Du sonst

noch etwas gehört als das Klopfen?«

»Ich bin erst in diesem Augenblicke hereingekommen. Ich war gerade im Begriff, die Haustüre zu verriegeln. Ich hoffe, Sie werden mich nicht in Verdacht haben, daß ich Sie ausspionieren wollte, Mr. Claude?«

»Ich würde nicht daran gedacht haben, Giles, denn Du bist immer ein treuer Diener gewesen; aber es hat sich etwas sehr Sonderbares ereignet. Ich kann es selbst nicht begreifen. Ich wünsche, daß Du nichts von dem Geräusche sagst, was Du gehört hast. Es wird sich ohne Zweifel sehr bald auf eine zufriedenstellende Weise aufklären.«

»Vielleicht sind es Ratten, Sir. Es müssen aber sehr große Burschen sein, daß sie solchen Lärm machen können.«

In diesem Augenblicke ertönte ein neuer Schlag, unter dem die Lampe und die Kapiere auf dem Tische sichtbar erzitterten. Giles bedeckte die Augen mit den Händen und fiel, vor Schrecken fast gelähmt, auf die Kniee nieder.

Fontaine blieb einige Augenblicke in derselben Richtung stehen und horchte, ob noch weitere ähnliche Kundgebungen erfolgen würden, aber Alles blieb still und er erlangte bald wieder Geistesgegenwart genug, um dem zitternden alten Mann über das soeben Vorgefallene, wovon er Zeuge Gewesen, eine plausible Erklärung zu geben.

»Du hast gewiß schon vom Geisterklopfen gehört, Giles und hast auch die Versuche mitangesehen, die unsere jungen Leute gemacht haben. Sie sind immer fehlgeschlagen, aber es scheint, daß ich ein Medium bin, denn es ist einer unaufgefordert zu mir gekommen. Du brauchst deshalb nicht zu erschrecken, denn ich habe solche Dinge schon früher gesehen und es ist nichts Schlimmes daraus entstanden. Stehe auf und verschließe das Haus, denn es ist schon spät.«

Auf diesen Befehl erhob sich der alte Diener, er zitterte aber an allen Gliedern und sagte in kläglichem Tone:

»Ich bin an solche Dinge nicht gewöhnt, Mr. Claude, und, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich fürchte mich, allein hinauszugehen.

Wenn dieses Ding mir folgen und an die Thüre klopfen sollte, so würde ich sofort todt nieder sinken!«

»Ich will mit Dir gehen, Giles, obschon ich glaube, daß die Erscheinung jetzt vorüber ist. Ich verbiete Dir von dem, was Du hier gehört hast, zu sprechen. Nicht einmal Deiner Frau darfst Du etwas davon verlauten lassen, denn es würde unter den Dienstboten herumkommen und sie würden sich vor ihrem eigenen Schatten fürchten.«

»Ich werde nicht vergessen, was Sie sagen, Master Claude, und ich werde bestrebt sein, Ihnen zu gehorchen, obschon ich wünschte, daß ich selbst nichts davon gehört hätte.«

Diesem Wunsche herzlich beistimmend, ging Fontaine voraus und machte mit ihm den Umgang durch das Haus, um zu sehen, daß alle Thüren und Fenster geschlossen waren. Bei jedem Schritte sah sich Giles scheu um und bei jedem Knarren des Fußbodens bekam er einen neuen Schreckensanfall.

Was er selbst gelitten hatte, das fühlte sein Herr jetzt für ihn und er erwies ihm die größte Nachsicht und Freundlichkeit. Als der treue Diener im Begriffe war, ihn zu verlassen, ergriff er die Hand seines Herrn und bat ihn in flehendem Tone:

»Haben Sie nichts mit ihnen zu schaffen, Master Claude. Es sind verkleidete Teufel. Bitten Sie den gütigen Gott, sie dahin zu senden, woher sie gekommen und er wird den Fluch von Ihnen nehmen.«

»Ich habe die Geister nicht gerufen, Giles und Du kannst versichert sein, daß ich darum bitte, von ihren Verfolgungen befreit zu werden.«

»Das ist recht, Sir, aber ich wünschte nicht, daß Sie in das Gespensterzimmer zurückkehren.«

»Fürchte nichts für mich, sie können mir kein Leid anthun.«

Als Giles in seine Wohnung zurückkehrte, fiel seiner Frau sogleich sein verstörtes Wesen auf, aber alle ihre Fragen beantwortete er nur mit tiefen Seufzern und mit der orakelhaften Aeußerung, daß der Teufel in dein alten Hause los sei.

»Das habe ich mir sogleich gedacht als dieses fremde Volk hier

einzog,« erwiderte Aggy. »Doch was hat sich zugetragen?«

»Ich weiß von nichts, als daß der Teufel los ist.«

»Wenn er los ist, so hoffe ich, daß er Dich holen wird, Du alter Narr,« war die unwillige Antwort. »Ich wünsche, Du hieltest entweder Dein Maul oder sprächst etwas Vernünftiges damit.«

Giles gehorchte ihr buchstäblich, denn er weigerte sich, etwas Weiteres zu sagen und alle ihre Schimpf- und Schmeichelworte vermochten seine Zunge nicht zu lösen.

Neunzehntes Capitel.

Abend für Abend während Isolas Abwesenheit wiederholten sich dieselben übernatürlichen Verfolgungen, dieselben Versuche, Fontaine das Versprechen zu entwinden, sie nicht mehr unter sein Dach zurückkehren zu lassen, aber ohne Erfolg.

Die Reinschrift seines Testaments war fertig und er legte sie mit dem Original in seinen Schreibtisch mit der Absicht, sich demnächst zu einem Advokaten zu begeben, um es zu deponiren. Einige Tage darauf suchte er wieder danach und er fand beide Documente in Stücke zerrissen in dem verschlossenen Fache des Tisches, in das er sie gelegt hatte.

An diesem Abend sagte ihm sein Geist, daß er es gethan habe, daß er jedes Testament zerstören werde, das einen Theil des Vermögens von Savella entfremde, die ein volles Recht auf das Ganze habe.

Fontaine hatte die Gewohnheit angenommen, auf die Stimme zu antworten, als ob sie von einer anwesenden Person ausginge und er sagte in zornigem Tone:

»Ich werde mein Testament an einem Orte in Sicherheit bringen, wo auch Du nicht im Stande sein wirst, es zu erreichen.«

Als Antwort kam ein spöttisches Gelächter, gefolgt von den Worten:

»Versuche es, Claude, versuche es und sieh, ob Du einen Ort zu finden vermagst, wohin ich nicht dringen kann.«

Die Nachtseite der Natur hatte immer eine geheimnißvolle Anziehungskraft für Fontaine besessen und so schrecklich diese Heimsuchung war, so hatte er sich doch nach und nach daran gewöhnt und war gegen die Drohungen des Gespenstes gleichgültig geworden.

Er war fest entschlossen, daß keine Macht ihn dazu bringen sollte, das Kind aufzugeben, das er erzogen und wie sein eigenes liebte

und in seinem Herzen verlachte er den Gedanken, daß ein Gespenst ihn dahin bringen könne, eine solche Ungerechtigkeit zu begehen.

Das Testament wurde wieder geschrieben und in einer eisernen Casette, die er in einen Schrank in seinem Schlafzimmer stellte, eingesperrt. Den Schlüssel dazu trug er beständig bei sich, aber siehe da, nach drei Tagen fand er es gleich dem ersten vernichtet.

Eine Untersuchung des Schlosses überzeugte ihn, daß es keinerlei Spuren von Verletzung an sich trug; aber trotz dieses seltsamen Vorgangs beharrte Fontaine darauf seinen ursprünglichen Plan auszuführen.

Er entwarf eine Skizze des Testaments und schickte sie an seinen Sachwalter mit dem Auftrage sie auszufüllen und das Dokument bis Ende der nächsten Woche in Bereitschaft zu halten. Er wollte dann in die Stadt kommen, um die Angelegenheit in gesetzlicher Form zu bereinigen.

Der Herbst mit seiner eigenthümlichen Schönheit war eingetreten. Die Berge waren in purpurnen Duft gebadet, durch den das Laub mit seinen bunten Farben gleich glänzenden Juwelen schimmerte. Das Thal bot an heiteren Tagen einen wahrhaft reizenden Anblick dar.

Eines Abends war Fontaine durch ein Geschäft länger als gewöhnlich vom Hause fern gehalten worden und als er niedergedrückt und mißmuthig zurückkam, sehnte er sich nach seiner gewöhnlichen Trösterin, nach Musik; als er aber nach seiner Nichte fragte, wurde ihm berichtet, daß sie einen Spaziergang gemacht habe. Er beschloß deshalb sie aufzusuchen und in dieser Absicht schlug er einen Fußpfad ein, den Savella, wie er bemerkt hatte, jedesmal verfolgte, wenn sie Abends ausging. Er wand sich um einen Hügel herum und senkte sich auf der andern Seite in ein kleines romantisches Thal, das von einem plätschernden Bach durchströmt war.

Man hatte den Laubwald vom Untergebüsch gereinigt und von Zeit zu Zeit ländliche Sitze unter den Bäumen angebracht. Fontaine war beiläufig eine halbe Meile gegangen, ohne Jemand zu begegnen und er dachte bereits Savella müsse einen andern Weg eingeschlagen haben als der Ton von Stimmen an sein Ohr schlug.

Die Sprechenden waren hinter einem Gebüsche verborgen, aber wenige schnelle Schritte brachten Fontaine den Beiden, welche sich vor jeder Beobachtung sicher glaubten, gegenüber.

Savella saß auf einer Bank und zu ihren Füßen knieete Philipp Vane und hielt ihre Hände in den seinigen.

Er sprach eifrig und leidenschaftlich zu ihr und das Gesicht des Mädchens verrieth deutlich, was in ihr vorging. Fontaine las es mit einem einzigen schnellen Blicke und dann trat er vor, daß das gefallene Laub unter seinen Füßen rauschte.

Savella blickte empor und stieß einen schwachen Schrei aus, worauf Philipp aufsprang und beim Umdrehen dem zornigen Gesichte begegnete, das ihn mit der höchsten Verachtung ansah.

»So, Mr. Vane läßt sich herab, seine müßigen Stunden dazu anzuwenden, um ein anderes argloses Herz zu berücken. Ich frage Sie, ob es einem ehrenwerthen Manne ansteht, ohne mein Wissen mein Eigenthum zu betreten und heimliche Zusammenkünfte mit meiner Nichte zu halten?«

Philipp gewann schnell seine natürliche Keckheit wieder und er sagte kaltblütig:

»Mein erstes Zusammentreffen mit Miß Fontaine war ein zufälliges und da mein Besuch in Ihrem Hause nicht mehr willkommen ist, so habe ich solche Gelegenheiten benützt, wie sie sich darboten, um Ihre Nichte zu sehen. Morgen wollte ich bei Ihnen vorsprechen, um förmlich um sie anzuhalten, da Miß Fontaine mir so eben die Ehre erwiesen hat, mich zu ihrem künftigen Gatten zu wählen.«

Fontaine hörte diese Rede mit unwilligem Erstaunen an, dann wandte er sich an seine Nichte und fragte in strengem Tone:

»Savella ist dies wirklich wahr? Hast Du wirklich so unbesonnen dein Herz von einem Manne gewinnen lassen, von dem ich dir ausdrücklich sagte, daß er mir niemals genehm sein werde?«

Sie blickte ihn flehend an und stammelte:

»O Onkel, ich habe Philipp von dem ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, geliebt. Es ist mein Schicksal und ich konnte ihm nicht entgehen. Ich weiß es, daß ich unrecht gehandelt habe, aber er liebt

mich und ich werde niemals einen Andern heirathen als ihn.«

»Natürlich hat Mr. Vane dich zu dem Glauben verleitet, daß er dich anbetet,« sagte Fontaine verächtlich. »Aber es ist noch nicht lange her, so kam er zu mir und sprach dasselbe Gefühl für eine Andere aus. Ich kann die Leichtigkeit nicht recht begreifen, mit der er seine Liebe von ihr auf Dich überträgt. Doch was sage ich? Ich begreife sie nur zu wohl.

»Philipp hat Isola nie geliebt,« rief Savella leidenschaftlich aus, »er hat es mir gesagt und ich glaube ihm.«

Ein Blick der Verachtung aus Fontaines Augen fiel auf Philipp, der indeß Selbstbeherrschung genug behielt, um ruhig zu sprechen:

»Miß Fontaine spricht die Wahrheit, Sir. Es war blos eine Grille, die ich für eine Andere hatte, aber für Savella hege ich die einzige wahre Liebe, die ich jemals gekannt habe. Ich bedaure diese Entdeckung nicht, da sie mir die längst herbeigewünschte Gelegenheit darbietet, meine wahren Gesinnungen auszudrücken.«

»Philipp Vane, Ihre Keckheit überschreitet alle Grenzen,« sagte Fontaine hochfahrend. »Glauben Sie, daß ich nicht weiß, wieviel Ihre Erklärung werth ist? Glauben Sie, das ich Ihre eigennütziges Seele nicht nach ihrem wahren Gehalte beurtheilen kann? Savella als dieser Mann erfuhr, daß Isola mein Vermögen nicht erbe, verließ er sie und jetzt nach so kurzer Zeit erklärt er, daß er Dir mit einer Leidenschaft zugethan sei, die er für sie nicht gefühlt habe. Urtheile selbst, ob er nicht eben so treulos gegen Dich wäre, wenn Dir das Glück nicht mehr lächelte.«

»O Onkel Claude,« flehte Savella« »sprechen Sie nicht so, denn ich liebe ihn und würde sterben, wenn ich von ihm getrennt würde. Nein, nein, er hat Isola niemals geliebt, er liebt mich, nur allein mich.«

Es lag ein solcher Ausdruck leidenschaftlichen Gefühls in ihrer Stimme, daß Fontaine gerührt wurde.

»Armes Kind!« sagte er in milderem Tone, »auch Du mußt von der Treulosigkeit eines Mannes leiden, dessen große äußere Vorzüge seine einzige Empfehlung bilden. Aber ich muß Dich auf alle Gefahr hin von ihm retten.«

Dann sich an Philipp wendend, fuhr er fort:

»Mr. Vane, wenn irgend etwas im Stande war, den Widerwillen, den ich gegen Sie hege, zu erhöhen, so ist es die Entdeckung, daß Sie in dieser hinterlistigen Weise sich in meine Familie einzuschleichen suchten. Ich weise Ihre Bewerbung um meine Nichte zurück und mit der Zeit wird sie, wie ich glaube, dahin gebracht werden, Vernunft anzunehmen und einen Mann aufzugeben, der sie nur ihrer weltlichen Vortheile wegen sucht.«

»Sprechen Sie Savella,« sagte Philipp in unverschämtem Tone, »soll es so sein? Sie sind nicht abhängig von Ihrem Onkel. Ihre Erbschaft ist Ihr unbeschränktes Eigenthum und ich selbst bin vermögend genug, um mich über den Verdacht eigennütziger Absichten zu erheben. « Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie liebe. Die wahre Beschaffenheit des Hindernisses, das zwischen uns liegt, ist Ihnen bekannt. Nehmen Sie mich an, oder werfen Sie mich jetzt auf der Stelle, denn von Ihrer Entscheidung hängen unsere künftigen Beziehungen ab.«

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, trat sie auf ihn zu, legte ihre Hand in die seinige und sagte leidenschaftlich:

»Philipp, ich glaube an Ihre Aufrichtigkeit, an den Adel Ihrer Seele, und ich werde Sie ewig lieben. Widerstand wird mich nur in meinem Vorsatz, die Ihrige unter allen Umständen zu werden, bestärken.«

»Sie hören es, Sir,« sagte Philipp triumphirend. Aber Fontaine zog mit einer Miene stolzer Verachtung Savella von ihm weg und sagte:

»Philipp Vane, ich bin für die Wohlfahrt meiner Nichte verantwortlich, bis sie die Jahre der Unterscheidung erlangt hat. Ich bin ihr gesetzlicher Vormund und bis sie mündig ist, steht ihr Vermögen unter meiner ausschließlichen Verwaltung Ihnen werde ich vor Ablauf dieser Zeit keinen Pfennig davon herausgeben und ich verbiete Ihnen, sich ihr als Bewerber zu nähern. Wenn sie unterdessen nicht einsieht, wie falsch und werthlos Ihre Liebesbetheuerungen sind, so besitzt sie nur wenig von dem Scharfsinn des Geschlechts, dem sie entsprossen ist. Dort liegt Ihr Pfad, Sir, und hier der unsrige. Ich kann nur wünschen, daß sie sich nie mehr im Leben kreuzen möchten. Guten Abend. Komm Savella,

die Sonne geht bereits unter und wir befinden uns fern vom Hause.«

Er wollte sie mit sich fortziehen, aber sie machte sich los und eilte zu Philipp, legte ihren Kopf an seine Brust und rief mit leidenschaftlicher Gluth aus:

»O mein Philipp, mein geliebter, mein angebeteter Philipp, glaube ihm nicht. Mein Herz wird Dir treu sein und man soll mich niemals, niemals von Dir trennen! Ich will meine Ohren und mein Herz allen Einflüsterungen gegen Dich verschließen. Wir werden Mittel finden, uns zu treffen, wir werden noch glücklich mit einander sein.«

»Ich glaube es, meine liebe, theure Savella, meine angelobte Braut, meine zukünftige Frau,« antwortete er zärtlich.

Fontaine machte dieser Scene ein Ende, indem er sie fast mit Gewalt seiner Umarmung entzog.

»Verlassen Sie uns, Mr. Vane,« sagte er in gebieterischem Tone, »Ihre Versprechungen haben in meinen Augen gar keinen Werth, und wenn dieses unglückliche Mädchen sich weigert, auf seine besten Freunde zu hören, so wird es sich in ein Meer von Elend stürzen, aus dem es keine Bemühung von meiner Seite wieder herausziehen kann. Wenige Wochen glücklicher Täuschung, gefolgt von Jahren der Vernachlässigung und des Elends, das wird Savellas unvermeidliches Schicksal sein, wenn sie Ihr Weib wird.«

Er umfaßte sie darauf mit seinem starken Arme und zog sie mit sich fort. So lange sie konnte, blickte sie nach Philipp zurück und der Ausdruck ihrer Augen bestätigte, was ihre Lippen so eben geäußert hatten.

Philipp sah ihnen einen Augenblick nach, dann flog ein triumphirendes Lächeln über sein Gesicht.

»Ich habe Dir die beleidigende Verwerfung meiner Bewerbung um Isola heimgezahlt,« murmelte er« »und ich werde Dir auch Deine heutige Beleidigungen zurückzahlen. Dieses Mädchen wird blindlings thun, was ich von ihr verlange. Ich halte ihr Schicksal in der Höhlung meiner Hand und mag es glücklich oder elend sein, sie soll jedenfalls mein Weib werden.«

Zwanzigstes Capitel.

Mittlerweile schritt Fontaine mit seiner Nichte schweigend dem Hause zu. Als sie an der Thür desselben anlangten, eilte Savella, ohne Sommerton und ihre Tante, welche auf sie warteten, anzureden, die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Signora Roselli sah Fontaine fragend an und sagte:

»Wie ich hoffe, hat Savella nichts gethan, was Ihr Mißfallen erregte, Claude? Mir sind die Ausbrüche ihres heftigen Temperaments nichts Neues; aber ich hoffe, daß sie Ihnen gegenüber auf ihrer Hut sein würde.«

»Kommen Sie in meine Bibliothek,« antwortete Fontaine. »Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen und hoffe daß Sie mir behilflich sein werden, meiner Nichte die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, daß sie sich meiner Autorität unterwerfen muß.«

Signora Roselli machte Sommerton ein Zeichen und folgte Fontaine in das Zimmer. Als die Thüre hinter ihr geschlossen war, sagte er in strengem Tone:

»Madame, ich hoffe daß Sie das, was ich zu sagen habe, überraschen wird. Ich hege das Vertrauen« daß Sie meine Nichte nicht dazu ermuthigt haben, meinen Wünschen in Betreff des jungen Vane ungehorsam zu sein. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß er ihr in den Gesellschaften, wo sie sich trafen, die Aufmerksamkeiten eines Liebhabers bezeugte?«

»Nein, durchaus nicht. Sie waren nicht einmal so auffallend, als die von einem halben Dutzend anderer Herren und ich habe deshalb niemals den geringsten Verdacht gehegt. Ich will nicht hoffen, daß Savella ihn auf irgend eine Weise ermuthigt hat?«

»Im Gegentheil, sie sind erklärte Liebende. Ich ging diesen Abend aus, um meine Nichte aufzusuchen und traf sie bei Philipp Vane. Sie haben auf diese Weise seit Wochen Zusammenkünfte mit einander gehabt und sie hat offen erklärt, daß sie ihn heirathen wolle.«

Seine Augen waren auf ihr Gesicht gerichtet, aber, der Ausdruck

desselben überzeugte ihn, daß diese Entdeckung sie noch mehr erschreckt hatte als ihn selbst.

»Sie soll, sie darf ihre Zukunft nicht auf diese Weise verderben,« rief sie heftig aus. »Das falsche Mädchen! Wie vollständig hat sie mich hintergangen! Sie hat sich über diesen Vane so offen ausgesprochen, so nachdrücklich sein Benehmen verdammt, daß mir der Gedanke, sie könne ihm irgend eine Berücksichtigung schenken, gar nicht in den Sinn kam.«

»Berücksichtigung ist ein schwacher Ausdruck in diesem Falle. Savella hegt eine wahnsinnige Leidenschaft für ihn und wenn wir keine Mittel finden, sie zurückzuhalten, so wird sie sich uns Allen zum Trotz in seine Arme stürzen. Sie hat mir dies geradezu herausgesagt.«

In ihrem Aerger vergaß die Signora ihre gewöhnliche Vorsicht.«

»Ich will sie einsperren,« rief sie. »Ich will ihr nichts als Brod und Wasser geben, bis sie zur Vernunft kommt. Wie kann sie es wagen, mir auf solche Weise Trotz zu bieten?«

»Langsam, Madame, langsam! In meinem Hause kann ich die Anwendung solcher äußersten Maßregeln nicht gestatten. Sie würden auch schwerlich etwas nützen. Durch Freundlichkeit und Zureden läßt sich vielleicht dieses eigensinnige Mädchen noch auf den rechten Weg bringen, durch Zwang aber sicherlich nicht. Ich bin erfreut, daß Sie einer solchen Heirath ebenso sehr entgegen sind als ich und ich ersuche Sie, allen Einfluß aufzubieten, um sie wieder zur Vernunft zurückzubringen.«

»Ich mache mich dazu verbindlich. Ich will Ihnen auf alle mögliche Weise behilflich sein, denn Savella ist noch zu jung, um überhaupt zu heirathen. Ich war so erstaunt und erzürnt über ihre Zweideutigkeit, daß ich mich etwas zu stark ausgedrückt habe. Ich bitte Sie deshalb um Entschuldigung. Ich vergaß die Rücksicht, die der Stellung Ihrer Nichte gebührt.«

Er erhob sich darauf und sagte:

»Wir verstehen jetzt einander in dieser Beziehung. Seien Sie freundlich mit Savella, ich bitte Sie darum. Sie befindet sich jetzt in einem Zustande der Aufregung, der eine Steigerung nicht verträgt.

Wenn wir sie überhaupt zu etwas bringen können, so wird es nur durch Güte geschehen.«

»Ich werde es nicht vergessen. Ich will sogleich zu ihr gehen.«

Als die Signora hinausging, schlüpfte eine Gestalt von der Thüre weg und draußen im Vorplatz traf sie Sommerton, der auf sie wartete.

»Ich habe Alles gehört,« sagte er auf italienisch. »Das nichtswürdige Mädchen hat alle unsere Pläne zu Schanden gemacht. Ich sage Ihnen, daß es eben so hoffnungslos ist, Savella von dem Manne loszureißen, auf den sie ihr Herz gesetzt hat, als wenn Sie dem Sturmwinde gebieten wollten, daß er aufhöre zu blasen. Warum haben Sie nicht schärfer über sie gewacht?«

»Habe ich denn nicht mein Bestes gethan? Aber sie hat mich auf die niederträchtigste Weise hintergangen. Als ich sie einmal beschuldigte, daß sie diesen Vane an sich zu locken suche, betheuerte sie mir, daß sie nur Isola an ihm rächen wolle, indem sie ihn dahin zu bringen suche, daß er ihr einen Antrag stelle, den sie zurückweisen werde. Und doch hat sie heimliche Zusammenkünfte mit ihm gehabt und ihn zu heirathen versprochen. Und bei alledem redet ihr Onkel noch von Freundlichkeit, Zärtlichkeit und dergleichen Unsinn mehr. Er kennt Savella nicht, sonst würde er kräftigere Maßregeln in Anwendung bringen.«

»Ich meines Theils vermag nicht einzusehen, was sich da thun läßt. Wenn Sie ihn heirathen will, so wird sie es thun, das wissen Sie eben so gut als ich. Ich glaube daß wir daraus bedacht sein sollten, uns mit Vane zu verständigen, denn er wird ja doch den Lohn aller unserer Bemühungen ernten. Er mag unsere Einwilligung zu der Heirath durch ein hinlängliches Jahrgeld mit dem wir nach Italien zurückkehren und dort bequem leben können, erkaufen.«

»Wie mögen Sie nur so sprechen,« sagte sie zornig. »Mit meiner Einwilligung soll Savella weder ihn, noch einen andern Mann in diesem abgeschmackten Lande heirathen. Als bestes Mittel will ich —«

Sie hielt inne und sah ihn scharf an. Er verstand die Bedeutung dieses Blicks und sagte schnell:

»Sie werden nichts dergleichen thun. Sie würden Alles verderben, denn das würde verhängnisvoll für unsere Hoffnungen sein. Sollten Sie es a er doch thun, so würde ich das sinkende Schiff verlassen und Sie mögen dann ans Land schwimmen, wenn Sie können.«

Nach einigem Nachdenken wurde sie ruhiger und antwortete:

»Ich glaube, Sie haben Recht. Ein solches Vorgehen würde unklug sein; so will ich jetzt zu ihr hinauf gehen, aber nicht um sie zu besänftigen und das Geduldspiel mit ihr zu spielen, wie Mr. Fontaine räth. Ich denke mir, wenn er eine der Scenen zwischen uns mit ansehen könnte, so würde er erstaunt sein, nicht sowohl über meine, als über Savellas Heftigkeit, denn mich kennt er schon von früher her; er muß aber erst noch erfahren, daß sie schlimmer ist, als ich es jemals gewesen bin.«

»Lassen Sie diesmal Ihren Zorn nicht die Oberhand über die Klugheit gewinnen,« war die Mahnung, die er ihr mit auf den Weg gab, als sie ihn verließ, um ihre Nichte aufzusuchen.

Sie fand Savella ungeduldig im Zimmer aus und abgehend. Ruhig schritt sie auf sie zu und maß sie mit durchbohrenden Blicken.

»Gehen Sie mir aus dem Weg,« schrie Savella. »Kommen Sie mir nicht nahe, denn ich bin nicht aufgelegt, mir von irgend Jemand Vorwürfe machen zu lassen.«

»Und am wenigsten von mir,« war die kalte Antwort. »Aber ich bin hierher gekommen, um mit dir zu sprechen und ich werde es thun. Wenn du Claude Fontaines Erbin bist, so bist du auch das Kind, das ich von Armuth erlöst und als mein eigenes erzogen habe. Wenn du *ihm* nichts schuldig bist, so hast du gegen mich Verbindlichkeiten, die du mir niemals vergelten kannst, du machst aber keine Anstalt es zu thun. Du hintergehst mich bei jeder Gelegenheit und zerstörst meine theuersten Wünsche. Du weißt, daß ich dich lieber im Grabe sehen, als zugeben wollte, daß du in diesem dumpfen und langweiligen Lande heirathest und doch hast du den niedrigsten Betrug gegen mich gespielt und bist bereit, dich an diesen unbedeutenden Vane wegzuwerfen, weil er ein hübsches Gesicht hat und dir Unsinn vorschwätzt. Ich hätte etwas Besseres von dir erwartet, als diese Dummheit, Savella.«

Das Mädchen hörte diesen Wortschwall mit gerunzelter Stirne an.

»Ich weiß nicht,« sagte es, »warum Sie bessere Früchte von der Erziehung, die ich erhalten habe, erwarten. Sie haben mich nichts Gutes, nichts Wahres gelehrt. Ihren und meinen Interessen zu dienen, war der einzige Gedanke, der mir mit Aufschluß aller andern eingeprägt wurde. Ich habe Ihnen bis jetzt immer nachgegeben, aber darin lasse ich mir nichts befehlen. Ich bin reich, Philipp Vane liebt mich und der Mann, den ich gewählt habe, soll nicht von Ihnen beleidigt werden!«

»Diesen Trotz mir ins Gesicht? Wie kannst du dich unterstehen, so mit mir zu sprechen, du elendes Mädchen?«

Der Zorn erstickte ihre Stimme und Savella entgegnete:

»Ich bin nicht elend, ich bin ungemein glücklich in der Liebe, die ich von ganzem Herzen angenommen habe und ich biete Ihnen, dem Signor Sommerton, meinem Onkel und der ganzen Welt Trotz, wenn es gilt, meine beschworene Treue zu brechen. Da haben Sie jetzt die Wahrheit, Tante Bianca und es steht Ihnen frei, zu thun, was Sie wollen.«

Signora Roselli warf sich zitternd vor Wuth auf einen Stuhl und nach einem minutenlangen Kampfe mit sich selbst sprach sie von neuem:

»Das Sprichwort, welches sagt: Setzt einen Bettler aufs Pferd, und er wird zum Teufel reiten,« hat sich bei dir vollkommen bewahrheitet. Ohne mich würdest du in Armuth und Unwissenheit ausgewachsen sein. Ich habe selbst Noth gelitten, um dich zu unterhalten und für die Stellung zu erziehen, die du einst, wie ich hoffte, ausfüllen solltest und jetzt kehrst du dich gegen mich und bietest mir Trotz. Aber ich besitze eine Macht über dein Schicksal, wovon du nichts weißt und wenn du in diesem Wahnsinn verharrst, so wirst du mich dahin bringen, sie zu gebrauchen. In einem solchen äußersten Fall weiß ich wirklich nicht, zu was ich mich hinreißen lasse.«

Savella nahm die letzten Worte mit offenbarer Ungläubigkeit auf. Sie antwortete stolz:

»Ich bin Ihnen allerdings für die Opfer, die Sie, wie Sie sagen, für mich gebracht haben, etwas schuldig, aber Geld kann Sie dafür

schadlos halten. Ich bin keine Sklavin und Sie sollen das Zehnfache von dem, was Sie für mich aufgewandt, zurückerhalten. In meiner Kindheit haben Sie mich tyrannisiert und mich auf alle mögliche Weise unterdrückt; aber jetzt bin ich frei und kann thun, was ich will, und ich lasse mich nicht mehr von Ihnen commandiren. Gebrauchen Sie die Macht, von der Sie sprechen, und Sie werden sehen, wie schnell ich sie unschädlich mache.«

Die Signora begann einzusehen, daß Fontaine Recht hatte. Wenn bei Savella etwas auszurichten war, so mußte es durch Ueberredung geschehen und sie änderte deshalb mit Widerwillen ihre Taktik, indem sie in Weinen und Schluchzen ausbrach.

»Ich hegte bisher die Hoffnung,« sagte sie, »daß einige Liebe für mich. die Dir mehr als eine Mutter war, in Deinem Herzen zurückgeblieben sei, aber ich habe mich getäuscht. Du denkst bloß an Dich und ich bin Dir gar nichts. Wenn ich auch die Macht besitze, Dir zu schaden, so werde ich sie doch nie in Anwendung bringen. Das weißt Du recht wohl und deshalb behandelst Du mich so. Es wird mir das Herz brechen, wenn ich sehen muß, daß Du eine so verächtliche Heirath machst, wie diese, während eine so glänzende Laufbahn vor Dir liegt. Laß Dich nur noch wenige Monate von mir leiten und ich verspreche Dir, was Dein Herz begehrt.«

»Ich begehre nur Eines und dagegen lehnen Sie sich auf. Ich weiß, daß Sie mein Vermögen zu sichern wünschen, um damit nach Italien zurückzukehren; aber mein Onkel wird es nicht eher herausgeben, bis ich mündig bin und ich selbst wünsche dieses Land nicht mehr zu verlassen. Ihre Wünsche, mich mit einem Manne von hohem Range in Italien zu vermählen, haben für mich nichts Verlockendes. Ich würde die Hand eines Kaisers ausschlagen, wenn Philipp Vane seinen kleinen Finger ausstreckte und sagte: »Komm zu mir.«

Signora Roselli war in Verzweiflung. Sie erhob sich und sagte:

»Daß Du ein albernes und eigensinniges Geschöpf bist, wußte ich längst, aber diese Dummheit übersteigt allen Glauben. Der Mann wird das Geld, für das er sich zu verkaufen bereit ist, verschwenden und dann durch seine Gleichgültigkeit Dein Herz brechen. Alle meine

Bemühungen, Dich wieder in Deine Rechte einzusetzen, werden nur damit ausschlagen, daß sie Dein Elend vollenden. Aber ich will wenigstens meine Pflicht gegen Dich erfüllen. Es wird Dir nicht mehr gestattet werden, allein auszugehen und die wachsamste Duenna war noch nie so streng in ihrer Aufsicht, wie ich sie über Dich führen werde. Dein Onkel hat mir diese Aufgabe anvertraut und ich werde sie mit einer Pünktlichkeit ausführen, die Dir jede Gelegenheit abschneiden wird, Dich mit Deinem Geliebten in Verbindung zu setzen.«

Savella lächelte verächtlich.

„Spielen Sie Ihre Rolle in der Comödie, Tante Bianca,« sagte sie, »aber vergessen Sie nicht, daß die Liebe der Riegel und Schlösser spottet. Ich werde schon Mittel finden, mich mit Philipp in Verbindung zu setzen. Sie können mich doch nicht einsperren und ganz von der Gesellschaft fern halten. Wenn ich ihn nicht mehr in den Waldanlagen treffen kann, so kann ich ihn in den Häusern sehen, die ich wie bisher besuchen werde. Geben Sie diesen Kampf auf, Tante, und lassen Sie mich meinen eigenen Weg gehen, denn ich sage Ihnen, daß ich mein Leben daran setzen werde, um mein Vorhaben auszuführen.«

»Hartherziges, undankbares Mädchen,« schrie die Signora wüthend und stürzte fort, um ihrem Vertrauten das Ergebniß der Unterredung mitzutheilen.

Savella verschloß die Thüre und setzte sich ans Fenster, um ein Miniaturportrait von Philipp zu betrachten, das er ihr heute gegeben.

Sie weigerte sich beim Abendessen zu erscheinen und brachte den Abend damit zu, daß sie für Philipp einen Bericht über Alles, was seit ihrer Trennung vorgegangen war, niederschrieb in der Hoffnung, daß sie trotz der Ueberwachung, mit der sie bedroht war, Gelegenheit finden werde, ihm den Brief zu überliefern.

Einundzwanzigstes Capitel.

Als Sommerton von der Besserung in dem Gesundheitszustand Isolass hörte, drückte er laut seine Freude über den Erfolg seiner Verordnungen aus und ging selbst nach »dem Thale« um ihr einen neuen Vorrath seiner unvergleichlichen Arznei zu bringen.

Er war über die ausfallende Veränderung in ihrem Aussehen überrascht und wünschte ihr zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit Glück, indem er zugleich das Verdienst ihrer Wiederherstellung für sich in Anspruch nahm. Sie dankte ihm und sagte lächelnd:

»Ja, Ihre Tropfen haben eine zauberhafte Wirkung gehabt, aber es müssen andere gewesen sein als diejenigen, die Sie mir gaben, ehe ich von Hause wegging. Jene bekamen mir gar nicht gut, diese dagegen haben das Gefühl von Niedergeschlagenheit und Schwäche, das jene erzeugten, entfernt und Dank Ihrer Geschicklichkeit, bin ich fast gänzlich wieder hergestellt.«

Mit gewandtem Takt erwiderte er:

»Als ich fand, daß die erste Arznei nicht für Ihre Constitution paßte, so änderte ich sie. Aber Sie müssen von derselben Alles, was sie von Hause mitnahmen, verbraucht haben und habe schon deshalb einen neuen Vorrath mitgebracht.«

»Ich danke Ihnen; ich werde nicht verfehlen, sie regelmäßig zu nehmen, bis ich wieder ganz wohl bin.«

»Das wird das Beste sein, aber wie lange wird es noch dauern, bis Sie wieder nach Fontains zurückkehren? Savella ist nicht in guter Laune und ich glaube, daß sie ihre Freundin sehr vermißt.«

»Sie war seit mehreren Tagen nicht hier und der Vater hat mir gesagt, daß sie unwohl sei.«

»Es thut mir leid, dies zu vernehmen, aber ich habe versprochen bis Ende dieser Woche hier zu bleiben und wenn Savella nicht bedenklich krank ist, so möchte ich meinen Vorsatz nicht gern ändern.«

Während Isola mit Sommerton sprach, verhielt sich Fanny in der Nähe ihrer Freundin, denn sie hegte trotz seines würdevollen Benehmens und seiner zur Schau gestellten Frömmigkeit ein unwillkürliches Gefühl von Furcht und Mißtrauen gegen ihn.

»Ich will selbst hinüber gehen und nach Savella sehen,« sagte sie schnell. »Du darfst uns nicht verlassen, Isola, bis Du wieder vollkommen wohl bist.«

»Ich glaube, der Bittere der Großmama hat Dir eben so gut gethan als die Tropfen, so hoch sie auch Mr. Sommerton schätzt.«

Er dankte ihr für ihr Anerbieten, Savella zu besuchen und sich dann zu Isola wendend, sagte er mit leiser Stimme:

»Ich hoffe, Sie haben kein Geheimmittel genommen, das von Personen, die der Medicin unkundig sind, zusammengesetzt ist. Bei Ihrem Zustande wäre es sehr gefährlich, so etwas zu wagen.«

»Ich habe, um Fanny zufrieden zu stellen, jeden Morgen nur eine kleine Quantität von dem Bittern genommen, Ihre Arznei nehme ich dagegen nach Ihrer Verordnung regelmäßig dreimal des Tags.«

»Können Sie mir diesen Bittern sehen lassen?«

»Ja wohl. Ich will Ihnen die Flasche bringen.«

»Ich danke Ihnen. Hier sind die frischen Tropfen. Da Sie jetzt an ihren Gebrauch gewöhnt sind, so können Sie ein Drittel mehr davon nehmen, aber seien Sie sehr pünktlich damit, denn, in zu großer Gabe genommen, sind sie sehr gefährlich.«

»Ich werde sehr sorgfältig zu Werke gehen.« Sie war im Begriff, sich zu erheben, um die Flasche mit dem Bittern zu holen, als Fanny, welche das Gespräch zum großen Theil mit angehört hatte, sie zurückhielt.

»Bleibe sitzen, Isola,« sagte sie, »Du ist noch nicht kräftig genug um die Stiegen zu steigen. Ich will den Bittern selbst holen.«

Sie kehrte sogleich wieder zurück und brachte Sommerton die Flasche.

»Es ist nur ein Stärkungsmittel, welches Isola bedarf,« sagte sie. »Wenn Sie es nicht mit der Großmama verderben wollen, so werden Sie gut daran thun, nichts gegen ihre Lieblingsmedicin zu sagen.«

»Sie scheint wirklich unschuldig genug zu sein. Es ist bloß ein Aufguß von Branntwein aus bittern Kräutern. Bei innerlichen fieberhaften Zuständen kann sie aber doch nachtheilig für Isola werden. Ich würde ihr deshalb rathen, nur das Lebenselixier zu nehmen, das ich für sie bereitet habe.«

Ich werde Ihren Wunsch befolgen,« antwortete Isola und nahm das Fläschchen, das er ihr reichte. Fanny streckte die Hand danach aus und sagte:

»Ich will es mit hinaufnehmen und in Deine Toilette stellen wo es gegen Unfälle gesichert ist. Ich kann mir Mr. Sommertons Schrecken denken, wenn das kostbare Fläschchen zerbrochen und der Inhalt ausgeschüttet würde.«

»Das wäre wirklich ein beklagenswerther Unfall,« sagte er nachdrücklich, »denn das Elixier ist kostbarer als sein Gewicht in Gold.«

Fanny nahm das Fläschchen in die Hand und stellte sich als betrachte sie es mit ehrfurchtsvoller Bewunderung.

»Ist es von Gold destillirt?« fragte sie. »Ich habe von einem solchen Elixier gelesen und der Mann, der es bereitete, glaubte, daß es ihn unsterblich machen würde.«

»Ich mache keinen Anspruch auf solche Geschicklichkeit. Dies ist eine chemische Zusammensetzung deren Geheimnis nur mir und einem Andern, einem berühmten italienischen Chemiker bekannt ist, von dem ich die Bereitung lernte.«

»Das gemeinschaftliche Erzeugniß von zwei weisen Männern sollte wirklich sorgfältig in Obacht genommen werden. Seine Aufbewahrung sollte in einer Flasche von venetianischem Glase geschehen, denn dieses gilt, so viel mir bekannt, in dem Lande Ihres Lehrers für das kostbarste.«

Fanny sah ihm voll ins Gesicht, als sie diese Worte ganz unschuldig hinwarf, aber sie kannte recht wohl die Sage von den berühmten venetianischen Bechern, welche sogleich in Stücke zersprangen, wenn ein vergifteter Trank hineingegossen wurde.

Sommerton war aber ein zu guter Diplomat, um sich von einem jungen Mädchen in Verlegenheit setzen zu lassen. Er zuckte bloß

die Achseln und sagte in ruhigem Tone:

»In den Tagen der Borgias konnte man allerdings von solchen Dingen einen guten Gebrauch machen, aber wir leben in bessern Zeiten und selbst in Italien werden jetzt Vorsichtsmaßregeln gegen Gift für überflüssig gehalten. Es ist nichts Giftiges in meinem Elixier, wie die Besserung in dem Zustande ihrer Freundin bezeugt, Miß Berkeley.«

»Ich bitte um Entschuldigung Mr. Sommerton. Ich habe Sie keineswegs so tödtlichen Mißbrauchs Ihrer ärztlichen Kunst angeklagt,« sagte Fanny nachdrucksvoll.

Als sie im Begriffe war, sich mit den beiden Gläsern zu entfernen, wollte ihr eine Dienerin dieselben abnehmen, aber sie überließ ihr nur die große Flasche, während sie sich mit der kleinen auf ihr Zimmer begab. Dort angekommen, schloß sie die Thüre, goß das kostbare Elixier in ein leeres Fläschchen und füllte das andere mit Wasser. Dieses stellte sie auf Isolas Toilettentisch, während sie die echten Tropfen aufheben wollte, um sie dem Dr. Sinclair zu zeigen. Unglücklicher Weise aber entschlüpfte das Glas ihren nassen Fingern und zerschellte am Boden. Dies war freilich ein unangenehmer Zufall, wodurch ihr Vorsatz vereitelt wurde; für den schlimmsten Fall aber glaubte sie jetzt offener mit Isola sprechen zu können, als sie bisher gewagt hatte.

»O wie sehr wünschte ich, wir könnten sie ganz hier behalten,« sagte sie zu sich. »Hier würde sie sicher sein. Für den armen Georg würde es jetzt, nachdem sie seinen Brief beantwortet, ein tödtlicher Schlag sein, wenn ihr etwas zustieße.«

Als Sommerton nach Fontains zurückkam, suchte seine Verbündete eine Gelegenheit, um ihm allein zu sprechen.

»Ist es wirklich wahr,« fragte sie lebhaft, »daß Isola wieder gesund wird?«

»Sie scheint sich allerdings schnell zu bessern.«

»Sie haben mir aber doch versichert, daß die Arznei, die sie mit sich nahm, das hier begonnene Werk des langsamen Hinsiechens fortsetzen werde.«

»Ich kann es nicht begreifen,« erwiderte er. »Sie sagte mir, daß

sie die Tropfen regelmäßig genommen habe und dennoch erlangt sie ihre Gesundheit wieder. Es giebt Naturen, welche sich nach und nach an das Gift gewöhnen. Die ihrige muß eine solche sein, obschon es mir unbegreiflich ist, da die Lebenskraft bei ihrer zarten Organisation so stark sein kann. Es ist indeß noch nichts verloren. Ich habe die Tropfen viel stärker gemacht als die letzten und verordnet, daß sie eine größere Quantität davon nimmt. Wir müssen uns ihrer entledigen, denn das Testament, welches ihr zehntausend Pfund verschreibt, ist bereits gemacht und Fontaine hat es gestern unterzeichnet.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich sah einen Entwurf davon und einen angefangenen Brief an seinen Sachwalter auf seinem Schreibtisch. Sie wissen, daß ich ihn gestern in die Stadt begleitet habe. Dort hat er zwei Stunden in der Kanzlei des Mr. Winston zugebracht. Ich konnte mir leicht denken was er dort für Geschäfte hatte.«

»Wie zornig würde er sein, wenn er wüßte, daß Sie während seiner Abwesenheit in sein Heiligthum eindringen und Alles durchstöbern.«

»Er wird es nie erfahren,« sagte Sommerton gleichgültig. »Wenn wir nur Savella abhalten können, diesen Narrenstreich zu begehen, so werden wir in Bälde den Lohn unserer Mühen ernten können.«

»Ueberlassen Sie das mir. Ich lasse sie nie lange genug aus den Augen, um ihr eine Gelegenheit zu geben, mir einen Streich zu spielen. Sie hat mehrere Versuche gemacht, einen Brief an Philipp Vane zu senden, aber ich habe sie alle vereitelt. — Ich habe ein solches Actenstück in Händen und einen solchen süßlichen liebessiechen Unsinn an einen Mann gerichtet, den sie noch keine zwei Monate kennt, hätte ich nicht einmal Savella zugetraut.«

»Sie stammt von einer leidenschaftlichen Race ab, was können Sie da anders erwarten? Sie durfte bisher keinen Verkehr mit jungen Leuten des andern Geschlechts haben und so war es natürlich, daß sie sich in den ersten hübschen Mann, der ihr von Liebe vorschwatzte, verliebte.«

»Und für diese Maulanbetung will sie eine glänzende Zukunft in

die Schanze schlagen!« sagte sie mit Bitterkeit. »Wenn ich sie nur davon überzeugen könnte, daß Vane eben so falsch als hübsch ist, so würde sie vielleicht doch noch zur Vernunft kommen, aber sobald ich geringschätzig von ihm spreche, geräth sie in Wuth und dann hält sie sich die Ohren zu, damit sie meine Worte nicht hört. Aber ich will sie schon noch zahm machen und sollte es mir das Leben kosten.«

»Fecht es miteinander aus; wenn es Ihnen aber wirklich gelingt, sie zu unterwerfen, so will ich Sie für einen größeren Taktiker halten, als Napoleon selbst. Trotz des Widerstands ihres Onkels scheint Savella jetzt inniger an ihm zu hängen als früher.«

»Weil sie Fontaine freundlich und zärtlich behandelt. Er glaubt sie durch solche Mittel nachgiebig machen zu können. Wenn wir sie aber ihm überließe, so würde sie uns Alle hinter das Licht führen und mit ihrem Geliebten davonlaufen; denn in einem ihrer Briefe macht sie Anspielung auf eine Entführung.«

»Ha! das hab' ich gefürchtet und als letztes Hilfsmittel, weiß ich, was ich thun werde.«

»Sie wollen doch nicht ein Bündniß mit Vane schließen?« sagte sie zornig. »Wenn Sie das thun, so werde ich ausführen, womit ich gedroht habe.«

»Still! Sie sind eben so thöricht als Savella. Ich weiß, was ich thue. Kümmern Sie sich nur um sich und überlassen Sie mir die Sorge um unsere gemeinschaftlichen Interessen. Sie müssen wissen, daß dies mein letzter Wurf sein wird und daß ich nur dann meine Zuflucht dazu nehmen werde, wenn alle andern Mittel unsere Interessen sicher zu stellen, fehlschlagen. Sie werden sich dem unterwerfen, was ich für das Beste halte, denn wenn Sie sich dessen weigern, so werde ich die ganze Geschichte aufdecken und als Zeuge gegen Sie auftreten.«

»Das würden Sie nicht wagen.«

»Ich würde es nicht bloß wagen, sondern wirklich thun, wenn Sie sich der thörichtesten Handlung mit der Sie gedroht, schuldig machen sollten. Gehen Sie jetzt zu Savella, sie ist lange genug allein gelassen worden und hier kommt Fontaine, um meinen Bericht über

die Gesundheit seines Lieblings zu hören.«

Signora Roselli verließ in der größten Wuth eiligst das Wohnzimmer, um den forschenden Blicken Fontaines zu entgehen, der so eben vor der Hausthüre vom Pferde gestiegen war.

Mit seinem süßesten Lächeln ging ihm Sommerton entgegen und machte ihm die erfreuliche Mittheilung von Isolas Genesung.

»Dies ist eine frohe Nachricht für mich, Mr. Sommerton,« sagte Fontaine. »Ihrer Geschicklichkeit verdanke ich die Herstellung meines geliebten Kindes. Ich werde das nicht vergessen, Sie dürfen sich darauf verlassen. Im Stalle befindet sich ein schönes Pferd, das Sie zuweilen reiten, betrachten Sie es von nun an als Ihr Eigenthum. Es ist der Bruder von Lucifer und steht ihm an Egener nicht nach. Ich habe bemerkt, daß Sie für einen Mann Ihres Standes ein muthiges Pferd sehr gut zu lenken wissen.«

»Ich danke Ihnen, Mr. Fontaine, Sie sind wirklich zu freigebig; der kleine Dienst, den ich Ihrer Tochter geleistet, verdient keine solche Belohnung. Was meine Kenntniß von Pferden betrifft, so habe ich in meinem Wanderleben darin einige Erfahrung erlangt. Ich war unter den Arabern der Wüste und unter den wildesten Reitern der tartarischen Steppen.«

»Sie waren sonach ein Missionär? Ich selbst dachte einmal daran, diese Laufbahn zu betreten. Ich hegte nämlich den Glauben, daß die Verkündigung des Christenthums unter den Heiden als eine Buße für die Sünden der Jugend angenommen werde; aber gerade als ich meinen Vorsatz auszuführen im Begriffe war, führte der Zufall Isola unter meinen Schutz und ich beschloß, vielleicht allzu selbstsüchtig, ihr mein Leben zu weihen.«

Mr. Sommertonklärte ihn nicht darüber auf, ob er wirklich die Rolle eines Missionärs unter den nomadischen Stämmen gespielt, von denen er gesprochen, denn in diesem Augenblicke kündigte Giles das Abendessen an und die Beiden gingen hinein und leisteten der Signora Roselli und ihrer Nichte an der Tafel Gesellschaft.

Savellas Gesicht war traurig und umwölkt; als aber ihr Onkel eintrat, blickte sie empor und lächelte ihn an. Fontaine fragte, wie sie den Tag zugebracht habe und bemühte sich, sie in eine angenehme

Unterhaltung zu ziehen, wobei er von Sommerton mit jenem Takte, den er in so ausgezeichnete Weise besaß, unterstützt wurde.

Durch seine scheinbare Frömmigkeit und Demuth hatte der sogenannte Geistliche das volle Vertrauen seines Wirths gewonnen und Fontaine fand es angenehm, einen so intelligenten Gesellschafter um sich zu haben, der allezeit bereit war, je nach Umständen zu reden oder zu schweigen. Auch glaubte er, daß Sommerton seinen Einfluß aufbiete, um das schreckliche Weib, dessen Ankunft in seinem Hause ein so furchtbarer Schlag für ihn war, im Zaume zu halten.

In seiner Geradheit und hohen Ehrenhaftigkeit war Fontaine außer Stande, die verhängnißvolle Schlinge, die um jeder Stunde sich enger um ihn zusammenzog, wahrzunehmen oder auch nur zu ahnen.

Als sie vom Tische aufstanden, sagte Savella:

»Lieber Onkel, Sie haben mehrere Tage keine Musik gehabt. Soll ich Ihnen etwas vorspielen?«

»Wenn Du Lust dazu hast, so wird es mich sehr freuen, Dich wieder singen zu hören. Dein Vorschlag beweist mir, daß Du anfängst, Deine bisherige Traurigkeit abzulegen. Wenn wir thun, was recht ist, Savella, so kann kein gewöhnlicher Kummer uns lange in unserm Glücke stören.«

»O Onkel, ich muß fürchten, daß ich nie recht thun werde. Ich bin von Natur aus schlimm, aber trotzdem, was Sie entdeckt, bin ich doch für gewöhnlich nicht hinterlistig.«

»Ich glaube, daß Deine Natur offen und wahrheitsvoll ist, Savella und in diesen beiden Eigenschaften liegt Vieles, was dem menschlichen Charakter zur Ehre und Auszeichnung gereicht.«

Savella schien kaum auf das zu merken, was er sagte, denn plötzlich fiel sie ihm in die Rede:

»O lieber, theurer Onkel Claude, wenn Sie mich nur in meiner eigenen Weise glücklich machen wollten, so wäre ich das dankbarste Geschöpf das es geben kann.«

»Erinnere Dich meines Versprechens, Savella. Gib mir die

Zusicherung, daß Du bis zum einundzwanzigsten Jahre nicht heirathen willst, und ich werde dann, wenn Du Deinem Geliebten bis dahin treu bleibst und er Dir, meine Einwilligung zu eurer Verbindung geben.«

»So erlauben Sie mir, mich mit Philipp in Verbindung zu setzen, um zu erfahren, was er dazu sagt. Wenn er seine Zustimmung zu diesem Vorschlag gibt, so bin ich es zufrieden, denn Alles ist besser als beständig von einem solchen Cerberus, wie meine Tante einer ist, bewacht zu sein. Sie quält und scheltet mich, bis sie mich dazu treibt, Euch Allen davon zu laufen.«

»Ich habe sie gebeten, freundlich mit Dir zu sein. Savella spricht nicht von Davonlaufen, denn ich betrachte es für eine unauslöschliche Schande, wenn ein Weib sich zu einer geheimen Heirath herbeiläßt.«

»Oft bleibt ihr kein anderer Ausweg.«

»In einigen Fällen mag dies der Fall sein, aber sie sind im Ganzen sehr selten und ein Mädchen, das unüberlegt auf solche Weise sein Schicksal selbst in die Hand nimmt, hat meistens Ursache, seinen raschen Schritt bitter zu bereuen.«

»Ich meines Theils werde jedenfalls keine Gelegenheit haben, einen solchen Versuch zu machen, denn Tante Bianca verläßt mich weder bei Tage, noch bei Nacht. Sie hat ihre Wohnung in meinem Zimmer aufgeschlagen und ich glaube wirklich, daß sie mit einem offenen Auge schläft, denn ich darf mich nur bewegen, so fragt sie sogleich, ob mir etwas fehlt.«

»Ich bedaure, daß Du diesen Unannehmlichkeiten unterworfen wirst, aber es geschieht mit meiner Zustimmung, daß man Dich so bewacht. Ich hoffe, daß diese Vorsichtsmaßregeln nicht lange nothwendig sein werden, aber es hängt von Dir selbst ab, wann sie aufhören werden.«

Savella erwiderte nichts, sondern setzte sich an das Instrument, dem sie einen wahren Sturm von Tönen entlockte. Sie wußte, daß dies nicht die Art Musik war, die ihr Onkel liebte, aber sie paßte zu ihrer eigenen Stimmung und nachdem sie ihre Gereiztheit an den unschuldigen Tasten ausgelassen, ging sie auf eines ihrer

Lieblingslieder über.

Ein Stück nach dem andern wurde gespielt und gesungen und es war bereits zehn Uhr, als sich Fontaine von seinem Sitze erhob und sagte:

»Du mußt ermüdet sein Savella, ich will deine Güte nicht länger in Anspruch nehmen.«

Sie näherte sich ihm und bot ihm wieder den Gutenachtkuß, was sie seit dem Abenteuer mit Vane nicht mehr gethan hatte. Er geleitete sie bis an den Fuß der Treppe und blickte ihr mit einer Zärtlichkeit nach, die er früher nicht für sie gefühlt hatte. Gerne würde er ihr das Glück, um das sie bat, gewährt haben, wenn er nur das frühere Vertrauen zu Philipp noch gehabt hätte, aber weit entfernt davon, hegte er nach wie vor die feste Ueberzeugung, daß die leidenschaftliche Liebe dieses unerfahrenen Herzens von dem Gegenstande derselben nicht erwiedert wurde.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Fontaine ging in seine Bibliothek und kurz darauf war das Haus in tiefem Schweigen begraben. Er wachte und wartete auf seinen gewöhnlichen Besuchen aber nichts verrieth seine Gegenwart und, nachdem er eine Stunde gelesen, begab er sich mit der Hoffnung zu Bette, daß er eine ungestörte Nachtruhe genießen werde.

Ermüdung lullte seine Sinne bald in einen tiefen Schlaf, der bis nach Mitternacht dauerte; aber plötzlich wurde er durch ein heftiges Klopfen, das aus allen Ecken des Zimmers zu kommen schien, erweckt. Er setzte sich im Bette auf und die bekannte Stimme drang deutlicher als gewöhnlich zu seinem Ohre:

»Claude, es ist mir endlich gestattet, dir sichtbar zu werden. Sieh mich an, wie du mich zuletzt erblicktest.«

»In der dichten Finsterniß des Gemachs erschien plötzlich ein blasses Licht auf der weißen Wand dem Bette gegenüber. Die schweren Vorhänge, welche das Bett umgaben, waren am Fuße desselben zugezogen, an der Seite dagegen halb offen und durch diese Oeffnung sah Fontaine in einem Luftkreise eine dunkle Gestalt, die sich an die Brust einer knieenden Frau lehnte, deren Gesicht sich auf dieselbe niederbeugte.

Mit einem Gefühle unbeschreiblichen Entsetzens blickte er aus diese sterbende Gestalt, auf deren nackten Brust eine klaffende Wunde sichtbar war. Die Blässe des herannahenden Todes war in ihren Zügen ausgedrückt und er glaubte fast die aschfarbigen Lippen sich bewegen zu sehen, als die schrecklichen Worte: »Brudermörder sieh dein Werk!« sein Ohr trafen.

Fontaine versuchte es, aus dem Bette zu springen um sich von der Wirklichkeit dieser schrecklichen Erscheinung zu überzeugen, aber er fühlte sich plötzlich wie gelähmt und mit einem schwachen Ausruf sank er bewußtlos auf sein Kissen zurück.

Viele Stunden vergingen, ehe er sich von der todtähnlichen Erstarrung in die er verfallen, wieder erholte. Sobald das Bewußtsein

zurückkehrte, trat auch die ganze Scene wieder vor sein Gedächtniß. Er öffnete die Augen, um zu sehen, ob eine Spur davon zurückgeblieben war, denn so lange er sie geschlossen hielt, kam es ihm immer vor, als ob das blutende Bild, das er gesehen, so unauslöschlich seiner Netzhaut eingepägt sei, daß es nie mehr von ihm weichen würde.

Ein schwaches Dämmerlicht herrschte in dem Gemach und ein Blick überzeugte ihn, daß auf der weißen Wand keine Spur des Gespenstes zurückgeblieben war, das er in der vorigen Nacht dort gesehen, aber zu seinem weit größeren Schrecken schien sich die Erscheinung im Zimmer hin und her und gegen das Bett hin zu bewegen. Sie stand still, ehe sie im Bereiche seines Armes war und sie kam ihm sogar weniger schattenhaft vor als in der Nacht.

Fontaine preßte die Hände auf seine glühenden Augen, aber wenn er sie entfernte, war das Bild noch immer da und in seiner namenlosen Angst rief er mit zitternder Stimme aus:

»O barmherziger Vater, werde ich denn wirklich von einem Gespenst verfolgt? Wird es von nun an für immer mein Begleiter sein?«

Die Stimme ließ als Antwort vernehmen:

»Für immer!« und die Töne derselben schienen in einem feierlichen Echo zu ersterben.

In seiner tiefen Seelenpein betete Fontaine um den Tod. Sterben, Vernichtung, irgend etwas war besser als diese schreckliche Strafe für ein Verbrechen, das er so bitter bereut, so jammervoll durch jahrelanges Leiden abgeüßt hatte.

Mehr als einmal schloß er die Augen, in der Hoffnung, daß die Erscheinung mittlerweile verschwinde, aber als er sie wieder öffnete, war sie noch da und als das Sonnenlicht in das Zimmer strömte, schien sie mehr als zuvor eine Wirklichkeit zu sein.

Obschon er sich schwach und elend fühlte, erhob er sich doch und machte seine Toilette. Er suchte, als er aufstand, der furchtbaren Gestalt den Rücken zu wenden, aber zu seinem unaussprechlichen Schrecken folgte sie allen seinen Bewegungen. Immer und überall stand sie gerade außerhalb des Bereichs seines Armes vor ihm,

zurückweichend, wenn er näher trat, aber niemals verschwindend.

Fontaine hatte von solchen Illusionen gelesen und ohne das, was früher und in der letzten Nacht geschah, wäre er zu dem Schlusse gelangt, daß die Erscheinung auf einer optischen Täuschung, auf einer Ueberreizung seiner Nerven beruhe. So aber glaubte er in seiner nahe an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung, daß er verflucht sei, daß ein rächender Dämon, dem er nicht zu entgehen vermöge, ihn auf allen Wegen verfolge, und daß der gänzliche Verlust des Verstandes die schreckliche Tragödie in kürzerer Zeit beenden werde.

Beim Frühstück strengte er sich an, ruhig zu erscheinen, aber seine Blässe und die wilden Blicke, die er so oft er aufsaß, vor sich hinwarf, verursachten mehrfache Fragen nach seinem Befinden.

Er antwortete, daß er vollkommen wohl sei und daß seine Blässe von zu langem Schlafen herkommen müsse. Er hatte keinen Appetit und nachdem er sich zu einer Tasse Kaffee gezwungen, stand er auf und sagte, er wolle ins Freie gehen, da ihm die Luft im Hause zu drückend sei.

Als er sich entfernt hatte, sagte Sommerton in vorsichtigem Tone zur Signora:

»Mr. Fontaine scheint heute sehr unwohl zu sein und ich fürchte, daß er bald meine Geschicklichkeit als Arzt in Anspruch nehmen wird. Die Pupillen seiner Augen sind unnatürlich erweitert und Alles weist auf einen heftigen Fieberanfall hin.«

Savella, die dies mit angehört hatte, erwiderte daraus in heftigem Tone:

»Wenn mein Onkel krank ist, so hoffe ich, daß er Sie nicht als Arzt und Tante Bianca nicht als Wärterin annimmt.«

»Was meinst Du damit?« fragte Souimerton scharf. »Ich glaube, Deine neue Stellung macht Dich übermüthig.«

»Ich weiß recht gut, was ich meine,« sagte sie unerschrocken. »Eine Prophezeihung, die ich am Abende meiner Ankunft in diesem Hause hörte, wird sich vielleicht erfüllen, wenn er Eurer Gnade überlassen wird.«

Signora Roselli lachte auf eine eigenthümliche Weise.

»Du thörichtes Kind,« sagte sie, weil ich von der Wahrscheinlichkeit sprach, daß Mr. Fontaine eines Tages am Schlagflusse sterben werde, hast Du es Dir in Deinen albernen Kopf gesetzt, daß ich etwas Schlimmes gegen ihn im Sinne führe. Fürchte nichts von mir, wenn er krank ist« so werde ich ihm nicht nahe kommen. Aggy würde es als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachten, wenn ich seine Pflege übernehme.«

Sommerton haftete seine durchdringenden Augen auf Savella und sagte in leisem, aber eindringlichem Tone:

»Savella, Du hast es gewagt, einen solchen Verdacht auf mich und Deine Tante zu werfen; ich verzeihe Dir diesmal, weil ich es Deinem schwachen Verstande zuschreibe; laß Dir aber ein für allemal gesagt sein, daß *Dein* Wohlergehen, *Deine* Zukunft unauflöslich mit der unsrigen verknüpft sind. Deshalb hüte Dich, Beschuldigungen gegen uns zu richten, die, wenn sie auch niemals bewiesen wurden, uns Alle zu Grunde richten könnten.«

»Ich habe Sie nicht beschuldigt. Ihre Drohungen verstehe ich nicht und kümmere mich auch nicht darum. Ich habe, wie Sie mir geboten, meinen Onkel für mich zu gewinnen gesucht und da er jetzt mein Freund ist, so fürchte ich weder Sie, noch meine Tante, obschon ich eingestehen muß, daß sie mir das Leben zur Hölle macht.«

Sommerton sah sie drohend an, aber sein Zorn schien sie nicht im Geringsten zu berühren.

»Wir werden es Dich vielleicht noch fühlen lassen, daß unsere Gewalt über Dich nicht ganz vorüber ist, selbst wenn Du schon in Besitz von Vermögen gekommen bist. Gehe auf Dein Zimmer und bitte Gott, daß er Dir die Todsünde der Undankbarkeit vergiebt.«

»Ich gehe auf mein Zimmer, weil es mir so gefällt, aber nicht, um auf Ihr scheinheiliges Gebot zu beten.« Mit dieser trotzigen Antwort entfernte sich Savella.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, sagte Sommerton:

»Savella überschreitet alle Grenzen, aber wir werden sie bald eben so sehr in unserer Gewalt haben, als die Andern und wir wollen ihr dann ihre Abhängigkeit von uns zu fühlen geben. Claude

Fontaine wird nicht mehr lange im Stande sein, sie oder irgend eine andere Person zu beschützen, denn wenn Jemals der beginnende Wahnsinn sich in dem Auge eines Menschen wiederspiegelte, so war es diesen Morgen in dein seinigen.«

»Sind Sie dessen auch gewiß?« fragte sie lebhaft. »Das würde besser sein, als das Andere. Zwei Todesfälle in einem Hause könnten, trotz aller Vorsicht, Verdacht auf uns lenken.«

»Sie werden sehen. Wenn ich auch ein schlechter Priester bin, so bin ich doch ein guter Arzt. Aber Sie werden besser daran thun, sich nach Savella umzusehen. Sie ist schon zu lange allein gelassen worden und man kann nie wissen, was eine solche unbesonnene Dirne beginnt, wenn man sie nur einige Augenblicke aus dem Gesicht läßt.«

Auf diese Mahnung hin beeilte sich die Signora, ihre Nichte aufzusuchen, während Sommerton sich Fontaine in den Weg warf, um eine Unterredung mit ihm zu erlangen. Er fand ihn auf dem Rasenplatze auf und abgehend.

»Entschuldigen Sie mich, Mr. Fontaine, daß ich Sie störe,« sagte er, »aber ich bin unruhig um Sie. In Ihrem Aussehen sind alle Anzeichen einer herannahenden Krankheit wahrnehmbar und ich glaube, daß einige Vorsichtsmaßregeln Ihnen viele Leiden ersparen können.«

Fontaine sah ihn zerstreut an. Er schien endlich zu begreifen, was Sommerton gesagt hatte und fragte ihn:

»Sehe ich denn so übel aus, daß Sie beunruhigt darüber sind? Glauben Sie, daß mich der Tod bald von einem Leben erlösen wird, das mir eine elende Last geworden ist, wenn ich mich weigere, Arznei zu nehmen?«

»Ich kann das nicht sagen. Sie haben eine starke Natur und Sie können sich auch ohne Hilfe durchkämpfen, aber ich würde Ihnen nicht rathen, es zu versuchen.«

»Ich lege keinen Werth auf's Leben. Es ist mein ernstlichster Wunsch, demselben zu entfliehen, deshalb bin ich entschlossen, nichts zu gebrauchen, um es zu verlängern. Ich danke Ihnen aber für die Sorge, die Sie um mich an den Tag legen. Der Tod wird für mich

eine Erlösung sein. Ich habe keine Furcht vor dem glänzenden Engel, ja, er wäre mir der willkommenste Bote, den mir der barmherzige Schöpfer senden könnte.«

Es lag eine solche Inbrunst in seinen letzten Worten, daß selbst ein Heuchler wie Sommerton von dem Ernste seiner Rede überzeugt war.

»Aber Ihr Loos ist doch glücklicher, als das von gewöhnlichen Sterblichen,« sagte er nach einer Pause.

Fontaine sah ihn mit seinen blitzenden Augen an und sagte:

»Haben Sie nicht von jenen schönen Früchten gelesen, welche, wenn man sie brechen will, unter den Händen in Staub und Asche zerfallen? Sie sind ein Bild meines Lebens. Ich bin nur ein elendes Wrack, das auf einem Meere von Zweifeln umhergeworfen wird, die ich durch Selbstmord gelöst hätte, wenn nicht ein gewisses Etwas in mir meine verruchte Hand zurückgehalten hätte. Mr. Sommerton, Sie sind ein gelehrter Mann, Sie haben viele Erfahrung; ist Ihnen jemals ein Mensch vorgekommen, der von einem Gespenst heimgesucht wurde, das er nicht zu verbannen vermochte?«

»Ich habe von solchen Täuschungen gelesen, aber sie sind bloß vorübergehend. Sie kommen gewöhnlich von einer Störung im Nervensystem her.«

Fontaine stieß ein wildes Gelächter aus.

»Wenn es eine Täuschung ist,« sagte er, »so bin ich dazu verdammt, ihr Opfer zu sein. Da, da ist es jetzt wieder. Wie ich mich bewege, gleitet es vor mir her, das blutbefleckte Opfer, das ich in einem Augenblicke unbezähmbarer Leidenschaft hinschlachtete. Ah, das Geheimniß meines Lebens ist jetzt enthüllt! Doch nein, kein Geheimniß, denn dieses Weib kennt es. Sie ist hierher gekommen um in meinem Hause zu leben, um mich durch ihre Gegenwart zu quälen. Was ich erduldet habe, seit sie hierher kam, vermögen keine Worte auszudrücken. Aber selbst das ist weniger schrecklich, als die Stimme, die mich alle Nacht im Tone des längst begrabenen Todten anruft. Mann! Sie sind ein Priester, denken Sie, ich sei im Beichtstuhle. Enthüllen Sie, was ich Ihnen gesagt und ich will mein Verbrechen verdoppeln, indem ich ihr Leben nehme. Verstehen Sie

mich?«

Als er dies gesprochen, trat er Sommerton mit drohender Miene einen Schritt näher. Sein Gesicht war todtenbleich, seine großen schwarzen Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten, seine Lippen zitterten vor Leidenschaft. Der angebliche Priester schrak vor ihm zurück, doch wendete er seine Augen keinen Augenblick von denen Fontaines ab.

»Mr. Fontaine,« sagte er nach einer Pause in sanftem Tone, »ich hatte Recht, Sie reden bereits irre. Kommen Sie in Ihr Zimmer; ich will Ihren Hausarzt rufen lassen.«

»Nein, das ist nicht nothwendig. Ich bin nicht krank. Ich war nie in meinem Leben kräftiger als in diesem Augenblicke. «Der Schmerz ist da (seine Stirne berührend). «Die Krankheit liegt hier (mit seiner Hand über die Augen fahrend). Selbst wenn ich sie schließe, sehe ich diese schreckliche Gestalt, welche in unauslöschlichen Zügen meinem Gehirn eingebrannt ist. Können Sie diese durch ihre Geschicklichkeit der Vergessenheit überliefern? Wenn Sie das können, so will ich mich Ihrer Behandlung unterwerfen. Sind Sie aber machtlos dagegen, so bin ich verloren, verloren.«

Seine Stimme erstarb in schwachem Murmeln. Sommerton wagte es, seine fieberhafte Hand zu ergreifen.

»Sie befinden sich in einem seltsamen Zustand der Aufregung, Sir,« sagte er, »aber ich will mein Bestes thun, um Ihnen Erleichterung zu verschaffen. Ich habe früher schon von solchen Visionen gehört, sie sind aber, wie ich Ihnen bereits versichert habe, bloß vorübergehend. In den medicinischen Werken habe ich viele solche Fälle verzeichnet gefunden. Als klassisch gebildeter Mann müssen Sie von dem Hausgeist des Sokrates gelesen haben. Auch in späterer Zeit haben viele berühmte Männer den Glauben gehegt, daß sie von Geistern heimgesucht seien. Olivier Cromwell hatte trotz seines harten praktischen Charakters diesen Glauben. Ebenso Napoleon und Andere, die ich Ihnen namhaft machen könnte.«

»Ja, ja, ich habe das Alles selbst gelesen, denn diese Dinge hatten stets einen eigenthümlichen Zauber für mich; aber keiner von ihnen hatte einen Geist als Ankläger, der in greifbarer Gestalt zu

ihnen kam und in vernehmlichem Tone mit ihnen sprach, wie es der meinige thut. Ich bin nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich von allen Menschen verflucht bin. Dem Himmel sei Dank, daß kein Kind nach mir kommt, um die Bürde meiner Sünden auf sich zu nehmen, denn es steht geschrieben: »Die Sünden der Väter sollen an den Kindern heimgesucht werden.«

»Habe ich Sie richtig verstanden, Sir? Sagten Sie, daß diese geheimnißvolle Erscheinung wirklich mit Ihnen gesprochen habe?«

»Ja, schon seit vielen Wochen. Noch ehe Sie hierher kamen, hörte ich die Stimme. Nach Ihrer Ankunft hörten die Besuche des Gespenstes eine Zeitlang auf; aber seit mich Isola verlassen hat, ist es wieder zurückgekehrt.«

»Dies ist wirklich sonderbar. Haben seine Reden Bezug auf sie?«

»Fast immer. Er befiehlt mir, sie fortzuschicken; aber dazu sollen mich selbst die höllischen Mächte nicht bringen. Isola ist mir in der Stunde meiner tiefsten Trostlosigkeit gesendet worden. Sie war das einzige Wesen, das mir das Leben erträglich gemacht und ich werde sie niemals verstoßen, selbst nicht auf den Befehl eines Todten.«

»Sie haben Recht, Sir,« sagte Sommerton lebhaft. »Es wäre grausam, dieses junge Mädchen, das ganz von Ihnen abhängig ist, aufzugeben. Auch kann ich mir nicht denken, daß der Geist Ihres verstorbenen Bruders, selbst wenn er mit Ihnen in Verbindung treten könnte, ein solches Opfer von Ihnen verlangte. Es ist aber möglich, daß irgend ein übernatürlicher Einfluß, irgend ein böser Geist die Macht erlangt hat, Sie zu quälen. Soll ich meine priesterliche Gewalt anwenden, ihn zu bannen?«

»Ja, wenn Sie das könnten. Aber für unser Zeitalter passen solche Mummereien nicht mehr. Entschuldigen Sie mich, Mr. Sommerton, aber ich kann nicht daran glauben, daß die bloße Wiederholung einer Gebetsformel diese Erscheinung vertreiben kann. Ich hoffe, daß meine Augen nur zeitweilig angegriffen sind und ich halte es für das Beste, Ihrem Rathe zu folgen und Dr. Sinclair über meinen Zustand zu befragen. Aber ich will nicht nach ihm schicken, sondern noch an diesem Morgen zu ihm hinüberreiten.«

»Das wird das Beste sein. Ich würde Ihnen meine Dienste

anbieten, aber ich bin kein Augenarzt und ich scheue mich mit einer so kostbaren Sache wie das Augenlicht, Experimente zu machen. Ich glaube, Ihr Arzt wird Ihnen sagen, Sie sollten sich nach Hause und zu Bette begeben, denn Sie sind offenbar von einem Entzündungsfieber ergriffen.«

»Wenn er mir das verordnet, so werde ich ihm schwerlich gehorchen. In meinem gegenwärtigen Gemüthszustand würde mir die Ruhe unerträglich sein. Ich muß Thätigkeit haben, denn ich fühle, daß mir nur wenige Zeit übrig bleibt, um thätig zu sein.«

»Sie fürchten also einen baldigen Tod?«

»Einen lebenden Tod,« sagte er traurig, »einen Tod von Allem, was edel und groß in der menschlichen Seele ist, die Vernichtung jenes göttlichen Funkens, den Gott mit dem Hauche des Lebens den Menschen eingepflanzt hat. O, dieses Schicksal übersteigt alle andern Strafarten, aber ich habe es verdient und ich wage es nicht, mich gegen die ewige Gerechtigkeit des Himmels aufzulehnen.«

Er kehrte sich plötzlich um und ging eiligst nach dem Stalle. Wenige Minuten darauf sah ihn Sommerton seinen großen Schwarzen Hengst besteigen und in rasendem Galopp das Thal hinuntersprengen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ihrem Versprechen getreu, das sie Sommerton gegeben, kam Fanny Berkeley nach Fontains, um Savella zu besuchen. Sie war überrascht darüber, daß Signora Roselli mit ihrer Nichte herunter in das Besuchzimmer kam und sich nahe genug verhielt, um Alles, was gesprochen wurde, zu hören, bis Savella in ärgerlichem Tone sagte:

»Tante Bianca, Sie brauchen nicht da zu bleiben, um gegen Fanny und mich die Spionin zu spielen. Wir brüten keinen Verrath gegen Ihre Autorität aus, denn sie hat zu viel Respect vor meinem Onkel, um etwas zu thun, was er mißbilligen könnte.«

Die Signora entgegnete darauf in barschem Tone:

»Es wird für mich eine willkommene Ablösung sein, wenn ich Dich einige Augenblicke in sicherer Gesellschaft lassen kann. Wenn ich aber auch der Miß Berkeley vertrauen darf, so ist dasselbe nicht mit Dir der Fall. So lange sie sich in Deiner Gesellschaft befindet, wird es genügen, wenn ich in Deiner Nähe bleibe und ich will deshalb einstweilen hinaus auf den Rasenplatz gehen.«

Fanny sah verblüfft bald die eine, bald die andere Sprecherin an und als die ältere Dame das Zimmer verlassen hatte, fragte sie rasch:

»Was soll das heißen, Savella? Stehen Sie wirklich unter Aufsicht?«

»Ja Fanny, ich werde Tag und Nacht bewacht und rathen Sie weshalb.«

»Sie werden doch nicht die Absicht haben, sich entführen zu lassen? Sie können noch keinen Mann hinlänglich kennen, um ihm ein solches Vertrauen zu schenken.«

»Da sind Sie im Irrthum, meine Liebe. Ich denke, ich kenne meinen Geliebten so genau, als ob ich seit Jahren mit ihm bekannt wäre, denn seine schöne Seele ist in seinem schönen Aeußern ausgeprägt. Mein Onkel ist abgeschmackt genug, ihn zu verwerfen,

weil er einmal in dem Wahne stand, in Isola verliebt zu sein. Ich weiß auch, daß er mich deshalb nicht heirathen lassen will, weil er glaubt, daß es ihr das Herz brechen wird.«

Fanny hörte in athemlosem Erstaunen zu.

»Hat Philipp Vane wirklich um Ihre Hand angehalten, Savella?« fragte sie.

»Natürlich und ich habe sie ihm versprochen. Mein Onkel traf uns in den Waldanlagen beisammen und ein Leben, wie ich es seitdem geführt, kann Einem Alles verleiden. Zwar werde ich nicht wie eine wirkliche Gefangene behandelt, aber es ist gerade so gut, denn meine Tante bewacht mich ohne Unterlaß und in den letzten drei Tagen war ich von jedem Verkehr mit meinem geliebten Philipp abgeschlossen. Sie hat alle Briefe aufgefangen, die ich an ihn zu senden versuchte und sie macht sich den boshafteu Spaß, Stellen daraus in meiner Gegenwart zu wiederholen und ins Lächerliche zu ziehen. Ist es nicht unangenehm, seine zarten Herzensergießungen auf solche Weise mißhandelt zu sehen?«

Fanny konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, doch versuchte sie in theilnehmendem Tone zu sprechen:

»Es ist allerdings ärgerlich, so behandelt zu werden. Aber, meine liebe Savella, Ihre Tante wünscht Sie nur, vor einem Manne zu retten, der bei der Wahl seiner Frau schon einmal seine Beweggründe verrathen hat. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie wegen Isola nichts zu fürchten brauchen, denn ich weiß bestimmt, daß sie sich nicht mehr um Philipp bekümmert. Wenn Mr. Fontaine seiner Bewerbung abgeneigt ist, so hat er bessere Gründe dafür als das. Ohne Zweifel betrachtet er Mr. Vane als ein Wunder der Unbeständigkeit, da er in dem kurzen Zeiträume von zwei Monaten eine große Leidenschaft für zwei Mädchen an den Tag gelegt hat.«

»Sie sind eben so schlimm als die Uebrigen, Fanny. Ihr sagt alle dasselbe Lied,« erwiderte Savella ungeduldig. »Als ob es nicht schon oft genug vorgekommen wäre, daß ein Mann sich einbildete, bis zur Verzweiflung in ein Weib verliebt zu sein, bis eine Andere kam, die ihm besser gefiel. Philipp liebt mich, ich bin davon

überzeugt und ich verhehle es nicht, daß ich ihn an bete und daß ich ihn allen Widersachern zum Trotz heirathen werde.«

»Wollen Sie also wirklich gegen den Willen Ihres Onkels handeln? O Savella, das wäre sehr unrecht und es würde gewiß nichts Gutes daraus entspringen.«

»Mag daraus entstehen, was will, ich werde ihn heirathen und wenn ich mit ihm davon laufen müßte. Liebe Fanny, wenn Sie mir nur einen Brief an ihn überliefern wollten, so würde ich Sie für das beste Mädchen in der Welt halten.«

Fanny erschrak über den Vorschlag und antwortete schnell:

»Ich möchte so etwas nicht um die ganze Welt thun. Ich konnte Ihrem Onkel nicht mehr gerade ins Gesicht sehen und wenn Sie Hand Philipp nicht glücklich mit einander wären, so würde ich mir immer den Vorwurf machen, daß ich zu Ihrem Unglück beigetragen. Nein, Savella, Sie werden diesen tollen Plan aufgeben und Sie dürfen versichert sein, daß ich niemals meine Hand zur Ausführung desselben bieten werde.«

»Sie sind sehr unfreundlich, Fanny. Als ich hörte, daß Sie da seien, glaubte ich Sie überreden zu können, meine Partie zu nehmen. Ich bin hier fremd und von denjenigen umgeben, die meinem Glücke entgegen sind, denn ich wiederhole Ihnen, daß es nur in der Verbindung mit dem Manne gesichert werden kann, dem ich unwiderruflich mein Herz geschenkt habe. In Vergleich zu meiner Liebe war die Neigung welche Isola für ihn hegte, nur ein schwaches, alltägliches Gefühl. Sie hat Trost gefunden, aber mich würde nichts über Philipps Verlust trösten können.«

Savella »der-eitle das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus. Fanny suchte ihr auf alle mögliche Weise Trost einzusprechen, aber sie widerstand allen leidenschaftlichen Bitten Savellas, sich zum Werkzeuge von Mittheilungen zwischen ihr und ihrem Geliebten gebrauchen zu lassen. Selbst die Uebernahme einer mündlichen Botschaft lehnte sie entschieden ab.

Fannys Pferd hatte noch niemals den Weg zwischen Fontains und »dem Thale« in so kurzer Zeit zurückgelegt. Sie stieg rasch ab und eilte die Treppe hinauf voll Begierde, ihre Neuigkeiten mitzutheilen.

Isola saß in einem großen Lehnstuhl vor einem hellen Kaminfeuer, welches die kalte Bergluft bei ihrem zarten Gesundheitszustande nothwendig machte. Sie legte das Buch, in dem sie vor Fannys Eintritt gelesen hatte, bei Seite und betrachtete erstaunt das aufgeregte Gesicht ihrer Freundin.

»Es ist doch in Fontains nichts Schlimmes vorgefallen, weil Du so aufgereggt aussiehst, Fanny?« fragte sie schnell.

»Ich habe die überraschendsten Nachrichten, Isola. Aber Du kannst sie mit Gleichmuth ertragen, denn Du kümmerst Dich, dem Himmel sei Dank, nicht mehr um ihn. Hat Dir Mr. Fontaine keine Andeutung gegeben, was sich in der letzten Zeit mit Savella zugetragen?«

»Nein. Er hat traurig und verstimmt ausgesehen, aber meine Fragen ausweichend beantwortet. Was hat sich zugetragen? Hoffentlich nichts Ernstliches?«

»Wohlan, ich muß sogleich mit der Wahrheit heraus, denn ich kann nie etwas auf Umwegen erzählen. Savella ist in Verzweiflung, weil sich Mr. Fontaine ihrer Heirath mit Philipp widersetzt. Ihr Onkel hat sie in den Waldanlagen bei einander angetroffen, wo sie häufig Zusammenkünfte hielten. Seit dieser Zeit wird sie von ihrer Tante, welche ebenfalls gegen diese Verbindung ist, auf das Strengste überwacht. Aber Savella gesteht ganz offen ihre Absicht ein, ihn zu heirathen, selbst wenn sie sich von ihm entführen lassen muß.«

Isola wechselte ein wenig die Farbe, aber als Fanny geendet hatte, sagte sie ruhig:

»Wenn noch etwas gefehlt hätte, meine Enttäuschung vollständig zu machen, so würde dies hinreichen. Ich hoffe, daß mein Vater nicht aus Rücksicht für mich sich dieser Heirath widersetzt. Ich kann jetzt mit vollkommenem Gleichmuth Philipp einer andern seine Hand reichen sehen. Wenn Savella wirklich so Fest entschlossen ist, ihn zu heirathen, so wäre es doch besser die Verbindung zu Hause zu gestatten, als durch eine Entführung einen öffentlichen Skandal hervorzurufen.«

»Savella glaubt, daß der Widerstand ihres Onkels allerdings nur in der Rücksicht für Dich seinen Grund habe; aber ich versicherte ihr,

daß Mr. Vane nicht mehr die Macht habe, in irgend einer Weise auf Dein Glück einen Einfluß auszuüben. Sie ist eitel und albern genug, zu glauben, daß er Dich nur so lange bewundert habe, bis sie gekommen, daß sie seine wahre Liebe und seine vom Schicksal bestimmte Gattin sei.«

»Wenn ich nur im Geringsten die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß Philipp wirklich seine Neigung auf sie übertragen hat, so würde ich allen meinen Einfluß bei meinem Vater aufbieten, damit er seine Zustimmung zu der Heirath gebe. Da wir aber Alle überzeugt sind, daß er sie nur wegen ihres Vermögens sucht, so kann ich es nicht thun. Wenn Savella bei ihrem leidenschaftlichen Temperament früher oder später entdeckte, daß er sie lediglich aus eigennützigem Absichten geheirathet so mußte man fürchten, daß sie wahnsinnig würde oder Hand an sich selbst legte.«

»Sehr wahrscheinlich; denn sie ist ein so leidenschaftliches Geschöpf, daß ich sie im Augenblicke der Aufregung zu Allem für fähig halte. Aber ich weiß nicht, ob die Folgen nicht eben so verhängnisvoll sein werden, wenn sie sich unwiderruflich von Philipp getrennt sieht. Sie machte mich, während sie mit mir sprach, mehr als einmal schauern. Sie scheint keine Zurückhaltung, kein Zartgefühl, keinen Stolz zu besitzen. Es mag dies eine Folge ihres italienischen Wesens sein, aber es ist so verschieden von dem unsrigen, daß ich darüber erschrecke.«

Die weitere Unterredung zwischen den beiden Mädchen wurde durch Fontaines Ankunft, welcher auf dem Rückwege von Du Sinclair an der Hausthüre vom Pferde stieg, unterbrochen. Isola sah ihn durch das Fenster und ging hinunter, um ihn zu empfangen.

Seine ungewöhnliche Blässe trotz seines raschen Rittes in der kühlen Morgenluft und der sonderbare Ausdruck seiner Augen fiel ihr beim ersten Blicke auf und sie fragte besorgt, ob er nicht wohl sei. Mit verstellter Heiterkeit gab er zur Antwort:

»Ich bin nicht ganz so wohl wie gewöhnlich und ich war bei Dr. Sinclair, um ihn um Rath zu fragen. Er glaubt, daß ein Fieberanfall im Anzug sei, aber ich glaube es nicht. Ich habe in der letzten Zeit meine Augen zu sehr angestrengt, und sie sind jetzt sehr

angegriffen, das ist Alles. Blicke mich nicht so besorgt an, meine Liebe, denn die Sache ist von keiner Bedeutung. Ich bin diesen Morgen schon zehn Meilen weit geritten und verspüre nicht die geringste Ermüdung.«

Er verlangte die Familie zu sehen und als der Diener sich entfernt hatte, um seine Ankunft anzumelden, fragte er Isola:

»Liebes Kind, bist Du noch nicht wohl genug, um zu mir zurückkehren zu können? Ich vermisse Dich so sehr, daß ich nicht länger ohne Dich sein kann. Willst Du heute Abend kommen, wenn ich Dir den Wagen sende?«

»Ganz gewiß. Ich würde schon früher gekommen sein, aber Sie schienen damit einverstanden, daß ich noch da blieb und sie waren hier alle so gütig gegen mich, daß ich sie nicht verlassen wollte, bis Sie es wünschten. Ich muß nach Hause zurückkehren, um Sie zu pflegen, denn ich sehe recht gut, daß Sie wirklich unwohl sind.«

Er ging an ein Fenster des Besuchzimmers und sah zerstreut hinaus, dann wendete er sich plötzlich um und sagte:

»Ich weiß nicht was sich vielleicht in Bälde mit mir ereignen kann, Isola. Ich fühle, daß ich am Abgrund eines schrecklichen Unglücks schwebe; was sich aber auch zutragen mag, du kannst jedenfalls versichert sein, daß ich deine Interessen nicht vernachlässigt habe. Ich habe gethan, was ich für dich thun konnte und wenn meine Befürchtung zur Wahrheit werden sollte, so wirst du mein Testament in der Stadt bei Winston finden. Du wirst unabhängig sein, aber nicht reich. Das ist Alles, was ich zu sagen habe. Hier kommen Mrs. Berkeley und Miß Carleton. Lege deine betrübte Miene ab, sonst denken sie, ich habe dich gescholten, was du nie nöthig gehabt.«

In diesem Augenblicke traten die Damen herein, die er mit seiner gewöhnlichen Anmuth begrüßte. Obschon es ihm in Folge großer Anstrengung gelang, eine ziemlich lebhaftere Unterhaltung anzuknüpfen, so konnte es den Anwesenden doch nicht entgehen, daß eine schwere Last aus seinem Herzen liegen mußte. Besonders fiel ihnen sein sonderbarer Blick und das nervöse Zucken seiner Finger auf.

Er sprach von seiner Absicht, seine Pflegetochter diesen Abend

abholen zu lassen und Mrs. Berkeley gab nur ungern ihre Zustimmung dazu, weil Isolas Gesundheit noch nicht hinlänglich befestigt sei.

»Ich *muß* sie wieder zurück haben,« sagte Fontaine mit Nachdruck. »Ich fühle mich verloren ohne meinen Trost. Weder Savella noch sonst Jemand kann ihren Platz ausfüllen. Ja, eine Andere könnte es; aber das ist ein Traum, der mich stets geöffit hat,« und seine Augen fielen mit einem besonderen Ausdruck aus Miß Carleton. »Es giebt ein Weib in der Welt, das mich unendlich glücklich hätte machen können, wäre nicht ein Gespenst wischen uns getreten. Da ist es jetzt wieder, ich sehe es so deutlich, wie ich Sie sehe, Mrs. Berkeley. Es ist immer dort, es wird mich nie wieder verlassen.«

Die beiden Damen wechselten unruhige Blicke. Fontaine bemerkte sie und fragte mit einem nervösen Gelächter:

»Was habe ich gesagt, daß Sie mich so ansehen? Ich bin heute nicht ganz wohl, und ich war deshalb bei Doktor Sinclair. Er besteht darauf, daß ich mich einige Tage ganz ruhig verhalten soll. So ist das für einige Zeit mein Abschiedsbesuch. Wo ist Mr. Berkeley und George und seine Frau, wo meine schöne Fanny?«

»Alle mit Ausnahme von Fanny sind für einige Tage verreist und sie kommt so eben.«

Fanny näherte sich ihm und reichte ihm ihre Hand.

»Guten Morgen, Mr. Fontaine,« sagte sie in heiterem Tone. »Ich war heute drüben bei Ihnen, um Savella zu besuchen.«

»Und hast Du sie gesehen. Hat die grimmige alte Izabel, welche sie bewacht, Dich in den Thurm ihrer Gefangenen gelassen? Du weißt vielleicht, daß Savella für ihre Sünden Buße thut. Sie ist nicht so gehorsam, wie sie sein sollte, und ich stellte sie unter die Aufsicht dieses menschlichen Schandflecks, dieser furchtbaren Nemesis, die hierher gekommen ist, um das Bischen Sonnenschein, das mir Gott noch gelassen, vollends auszulöschen. Ich glaube nicht, daß sie Savella etwas zu Leid thun wird, aber ich weiß, daß sie sich meiner, wenn sie könnte, entledigen würde. Aber ich werde den Stiel doch noch umdrehen. Sie soll nicht immer in meinem Hause bleiben. Das

Gespenst ist genug, um einen Menschen zu quälen, ohne daß er auch noch einen Kobold in Fleisch und Blut an seinem Tische braucht.«

Ein Strahl der wiederkehrenden Vernunft setzte ihn in den Stand die erschrockenen Gesichter ringsum wahrzunehmen und er hielt plötzlich inne. Nach einer Pause sagte er in gewöhnlicher Weise:

»Isola, ich werde sobald ich nach Hause komme, Dir den Wagen senden. Guten Morgen, meine Damen.«

Er ging mit raschen Schritten aus die Thüre zu, aber plötzlich drehte er sich nach Miß Carleton um, ergriff ihre Hand, führte sie an die Lippen und sagte in leidenschaftlichem Tone:

»O Carrie Carleton, ich habe das Geheimniß lange in meinem Herzen verschlossen, aber jetzt drängt es sich auf meine Lippen. Ich liebe Sie, wie Wenige lieben können, aber der Fluch eines bösen Geschicks lastete auf mir und ich wagte es nicht, Sie zu bitten, mein gebrochenes Leben zu theilen. Bemitleiden Sie mich, beten Sie für mich, denn der Fluch Gottes ist in seiner schrecklichsten Gestalt auf mich gefallen. Ich will das furchtbare Geheimniß in Ihr Ohr flüstern, aber verrathen Sie es keinem sterblichen Wesen. Auf meiner Hand ist Blut und der Flecken ist langsam hinaus, hinauf gestiegen bis er das Gehirn erreichte und es toll machte.«

Die letzten Worte wurden in einem durchdringenden flüsternden Tone gesprochen. Dann ließ er die Hand, so schnell er sie ergriffen, wieder fahren und stürzte aus dem Gemach. Einen Augenblick daraus stürmte er mit Windeseile durch die zum Hause führende Allee und noch ehe sich die erschrockenen Frauen zu fassen vermochten, war er ihren Blicken entschwunden.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Nach der plötzlichen Entfernung Fontaine's sank Isola fast ohnmächtig in einen Stuhl. Große Thränen rollten über ihre Wangen, während sie in die klagenden Worte ausbrach:

»O mein Vater, mein theurer guter Vater, er muß wirklich wahnsinnig sein, daß er sich eines Verbrechens anklagt, das er nie begangen haben kann. Liebe Mrs. Berkeley, Cousine Carrie, was kann ich thun, um ihm zu helfen?«

Miß Carleton schien zu Marmor erstarrt zu sein. Sie stand bleich und bewegungslos auf dem Platze, wo sie Fontaine verlassen hatte, zum Denken und Handeln unfähig. Mrs. Berkeley zog die weinende Isola an ihr Herz und sagte sanft:

»Du mußt zu ihm gehen, mein Kind, und ihm zeigen, daß du für alle seine Güte dankbar bist. In diesem Unglücke sollten ihn nur diejenigen, die ihn lieben, bedienen und pflegen. Meine liebe Isola, das wird eine harte Prüfung für dich sein.«

»Ich fühle mich stark genug, sie zu bestehen,« antwortete sie mit Festigkeit. »Mein Leben gehört ihm und wenn es nöthig ist, soll es ganz seinem Dienste geweiht sein.«

»Das ist das richtige Gefühl, meine Liebe. Bete zu Gott und er wird dich unter dieser schweren Prüfung aufrecht erhalten. Fanny, gehe mit Isola und hilf ihr einpacken. Es wird besser sein, nicht auf den Wagen von Fontains zu warten, er kann vergessen worden sein. Ich will den meinigen beordern, damit sie sogleich nach Hause fahren kann.«

Isola dankte ihr und die beiden Mädchen entfernten sich. Als sie allein waren, fing Isola wieder zu weinen an, während Fanny Alles aufbot, sie zu trösten und zu beruhigen.

»So thut es sich nicht, Isola«, sagte sie. »Ich habe noch so Vieles mit dir zu sprechen, ehe du zu diesen Leuten zurückgehst, daß du dich beruhigen und auf mich hören mußt. Meine liebe Isola, ich bin im Begriff, eine sehr ernste Anklage wenigstens gegen einen dieser

Fremden, die sich in Fontains befinden, vorzubringen, eine Anklage, bei der es sich, wie ich fest überzeugt bin, um dein Leben handelt.«

»Fanny, werden wir denn Alle noch wahnsinnig? Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß die Arznei, die dieser abscheuliche Mensch, den ich für gar keinen Geistlichen hatte, für dich bereitet hat, einen ganz andern als heilsamen Zweck hatte, daß sie dich, anstatt hilfreich zu sein, krank gemacht hat.«

»Aber wie ist dies möglich? Ich habe regelmäßig die Tropfen genommen und meine Gesundheit hat sich mit jedem Tage gebessert.«

»Du hast sie nicht mehr genommen, seitdem du hierher gekommen bist. Mein erdacht wurde auf irgend eine Weise, ich weiß kaum warum, erregt und ich war entschlossen, daß du sie nicht mehr nehmen solltest. Ich schüttete sie weg und füllte das Glas mit Wasser. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß du jetzt, wenn du sie fortgenommen hättest, hoffnungslos verloren wärst.«

Isola hörte ihr erstaunt und nachdenklich zu und erst nach einer längeren Pause vermochte sie eine Antwort zu erteilen.

»Aber Fanny,« sagte sie, »ich war ja schon krank, ehe ich von Hause wegging und Sommerton hatte mir bis dahin nur wenig Arznei gegeben. Du thust ihm durch solche Beschuldigungen ein grausames Unrecht an.«

»Ich bin überzeugt, daß dies nicht der Fall ist. Er hat Mittel gefunden, Dir zu Hause Gift beizubringen und die Tropfen waren dazu bestimmt, das begonnene Werk zu vollenden. Ich lasse mir das nicht ausreden.«

»Es ist nicht möglich. Er konnte es nicht in mein Essen thun, das von unseren eigenen Leuten bereitet und aufgetragen wird. Ueberdies hatten ja die Andern ebenfalls davon genossen.«

»Konnte er nicht ein Mittel finden, in Dein Zimmer gelangen, wenn sich Niemand darin befand und es in Etwas mischen, dessen Du Dich bedienst? Denke einen Augenblick nach, ob dies nicht möglich ist.«

»Ich esse nie etwas außer den regelmäßigen Mahlzeiten. Ich habe kein Zuckerwerk oder irgend etwas Derartiges in meinem Zimmer. Ich nehme nur frisches Wasser, das alle Abend auf meinen Nachttisch gestellt wird. Davon trinke ich in der Regel vor dem Niederlegen, aber das Wasser ist ein so reines Element, daß ich jede fremde Beimischung sogleich entdeckt haben würde. Meine liebe Fanny, mache mich nicht noch unglücklicher als ich schon bin, indem Du mir Verdacht gegen diejenigen einflößest, mit denen ich unter einem Dache leben muß.«

»Isola, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß Dein Leben davon abhing, so würde ich nichts sagen, Vorsicht kann aber auf keinen Fall etwas schaden. Dieser Mann behauptet, daß er ein gelernter Chemiker sei. Konnte er nicht irgend einen geschmacklosen Stoff auffinden, der seinen Zweck erfüllt, ohne auf ihn einen Verdacht zu wälzen? Trinke nichts von dem Wasser, das auf Deinen Nachttisch gestellt wird. Laß Dir von Deinem Mädchen solches bringen und schließe es ein. Wenn Du dies nicht thust, so kann ich nicht für Deine Sicherheit stehen.«

»Aber was kann Mr. Sommerton dadurch, daß er mich aus dem Wege schafft, gewinnen? Daß mein Vater mich liebt, kann doch wohl kein Grund für eine solche Handlung abgeben.«

»Meine Liebe, diese Leute sind eigennützig und ich glaube, daß sie irgend ein gemeinsames Interesse verfolgen. Schon der Gedanke, daß Mr. Fontaine Dir einen Theil seines Vermögens geben will, ist ihnen verhaßt und um es zu verhüten, werden sie Dich opfern. Ich glaube nicht, daß Savella Antheil an diesen Plänen hat, oder daß sie auch nur etwas davon weiß.«

»Wenn Dein Verdacht wirklich gegründet ist, Fanny, so wird jede Vorsicht von meiner Seite nutzlos sein, denn wenn ein Versuch fehlschlägt, so werden sie Mittel finden, mir auf andere Weise ans Leben zu gehen,« sagte Isola mit bleichen Wangen und zitternden Lippen. »O, Fanny, das ist zu schrecklich. Ich muß unter allen Umständen zu meinem Vater zurückkehren. Ich muß täglich und stündlich mit diesen Leuten verkehren, während fortwährend solche Gedanken und Befürchtungen in meinem Innern gegen sie

aufsteigen.«

»Aber Du mußt Dich wohl hüten, Dein Mißtrauen zu verrathen, Isola, Du mußt nur auf der Hut sein, bis Du einen Beweis erhältst, wodurch mein Verdacht bestätigt wird, Du darfst dann überzeugt sein, daß die ganze Familie Berkeley Dir beistehen wird, wenn Mr. Fontaine außer Stande sein sollten es zu thun. Ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß die Künste dieser Leute in der einen oder andern Weise an seinem gegenwärtigen Zustande Schuld seien. Die Signora hat sich ihm aufgedrängt, obwohl sie ihm offenbar verhaßt ist.«

»O, Fanny, ich hielt mich für sehr unglücklich, als ich den Zustand sah, in dem sich mein Vater befindet; aber was Du soeben gesagt hast, hat die Last noch vermehrt. Wenn Geld ihr Ziel ist, weshalb haben sie sich nicht seiner entledigt, wie sie es nach Deiner Meinung mit mir versucht haben?«

»Sie haben Schlimmeres gethan, denn sein Verstand ist verwirrt und das ist ihr Werk.«

Ihr Gespräch wurde durch den Eintritt einer Dienerin unterbrochen, welche eben meldete, daß der Wagen für Miß Isola bereit sei.

»O, Himmel! und wir haben noch nichts gepackt. Suche die Sachen der Miß Isola zusammen, Jessy, und lege sie in ihren Koffer, während wir hinuntergehen und mit der Großmama sprechen. Ich werde Dich nach Fontains begleiten, Isola, um zu sehen, wie die Dinge dort stehen.«

Als die beiden jungen Damen hinunterkamen, fanden war Mrs. Berkeley allein und in Gedanken vertieft.

»Wo ist Cousine Carrie?« fragte Fanny.

»Sie hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen und wünscht nicht gestört zu werden. Es ist mir angenehm, daß Du mit Isola nach Hause gehst, Fanny. Ich hoffe, daß Du uns gute Nachrichten von unserm guten Claude mitbringen wirst. Hier ist eine Tasse Thee, Isola, Du mußt ihn trinken, Kind, er wird Dir gut thun.«

Isola nahm ihn mit Dank an und trank ihn, obschon es ihr Mühe kostete, ihn hinunter zu bringen. Beim Abschied küßte sie Mrs.

Berkeley und sagte:

»Ich werde morgen selbst hinüberkommen, um zu sehen, wie es euch Allen ergeht. Nimm Deine Gesundheit in Acht, Isola, denn Du bist noch nicht kräftig genug. Selbst für den Fall, daß unser theurer Claude länger krank sein sollte, brauchst Du Dich mit seiner Wartung nicht zu sehr anzustrengen, da ihr treue Diener habt, auf die ihr Euch verlassen könnt.«

Als die beiden Mädchen sich entfernt hatten, erhob sich Mrs. Berkeley mit einem tiefen Seufzer und ging langsam nach Miß Carletons Gemach.

Ihr leises Klopfen wurde nicht beantwortet und als sie es noch einmal mit demselben Ergebnis wiederholt hatte, öffnete sie sachte die Thüre und trat in das Zimmer.

Die Läden waren geschlossen, die Vorhänge herunter gelassen und das Gemach erhielt nur durch die erlöschenden Kohlen, die im Kamin glimmten, eine schwache Beleuchtung. Als ihre Augen sich an das malte Licht gewöhnt hatten, sah sie eine Gestalt mit geschlossenen Lidern und aufgelöstem Haare in einem großen Stuhle lehnen.

Ihre ganze Stellung und ihr Aussehen zeugten von einem tiefen, trostlosen Schmerz. Sie rührte sich nicht und sprach kein Wort, als Mrs. Berkeley sich ihr näherte und sie mit theilnehmenden Blicken betrachtete.

Nach einigen Augenblicken kehrte Mrs. Berkeley nach der Thür zurück und nachdem sie den Riegel vorgeschoben hatte, zog sie einen Stuhl an die Seite ihrer Cousine und nahm die kalte Hand derselben in die ihrige.

»Carrie, liebste Carrie,« sagte sie, »es schmerzt mich, Dich so niedergebeugt zu sehen. Hat dieser Schlag Dein Herz so tief verwundet? Wenn es so ist, so hast Du Deine Rolle so gut gespielt, daß selbst ich dadurch getäuscht wurde. Ich hatte geglaubt, Claude Fontaine sei für Dich nichts weiter als ein Freund. Sprich zu mir, Carrie, denn Dein Gesicht sieht aus, als ob Du den Tod im Herzen hättest.«

Miß Carleton öffnete langsam die Augen, aus denen jetzt große

Tropfen hervor quollen und nach einem kurzen Kampfe mit sich sagte sie:

»So ist es Cousine Betty, es ist der Tod der Hoffnung und der Achtung für ihn, den ich so hoch über alle andern Männer gestellt habe. Es ist mir, als ob ich eine tödtliche Wunde erhalten hätte. O Himmel, welches Verbrechen kann es sein, das die Spannkraft eines so edlen Gemüths gebrochen hat bis die Reue sich zum Wahnsinn steigerte? Sagen Sie es mir, meine theure Freundin, damit ich sehe, ob Ihr Gedanke mit dem meinigen, so schrecklich er auch ist, zusammentrifft.« »Kannst Du es aber auch ertragen, daß ich ihn ausspreche, Carrie? Ich habe lange gefürchtet und gezweifelt, aber was sich heute zugetragen, hat meine schwärzesten Befürchtungen bestätigt.«

»Sprechen Sie. O, was kann ich nicht ertragen, nachdem er mit seinen eigenen Lippen sich selbst angeklagt hat? Von einem Andern hätte ich die Beschuldigung mit Verachtung zurück gewiesen; aber von ihm selbst trägt sie den Stempel der Wahrheit, obschon sein Verstand theilweise verwirrt ist. Welches Verbrechens halten Sie ihn für schuldig?«

»*Des Brudermords*,« und das Wort kam leise und widerstrebend von ihren Lippen.

Miß Carleton stieß einen Schrei aus und hielt ihre Hände vor das Gesicht. Sie zitterte an allen Gliedern und nach einer minutenlangen Pause stöhnte sie mit schwacher Stimme:

»Sie haben meinen eigenen Gedanken ausgesprochen, obschon ich ihn selbst kaum für richtig zu halten wagte. O Claude, Claude, mein edler Claude, was kann Dich zu einer solchen That verleitet haben?«

Als sie sich wieder etwas gefaßt hatte, sagte Mrs. Berkeley in sanftem Tone:

»Du wirst schwer leiden, Carrie, denn Du mußt den Traum, den Du, wie ich jetzt sehe, so lange in Deinem Herzen gehegt hast, aufgeben. Unmittelbar nach Claudes Rückkehr von seiner Reise hoffte ich, er würde sich um Dich bewerben und Dich zu gewinnen suchen; als ich ihn aber wiederholt sah, als ich seine unerklärliche

Traurigkeit bemerkte und mich des seltsamen Geheimnisses erinnerte, in welches das Schicksal seines Bruders gehüllt war, da entstanden Zweifel in mir, welche ich schon damals meinem Manne mittheilte. Diese wurden noch vermehrt, als ich sah, daß Claude eine tiefe Neigung zu Dir hegte. So sorgfältig er sie auch zu verbergen suchte, verrieth er sie doch durch mancherlei stille Zeichen und als er Dich nicht zu seinem Weibe beehrte, hegte ich die Ueberzeugung daß er es nicht wage, die Last seiner Sünde auf diejenige, die er liebte, zu übertragen.

»Ich habe längst gewußt, daß er mich liebt,« sagte Miß Carleton, aber nie bis auf den heutigen Tag hat er ein Wort geäußert, wodurch er es verrieth. O Cousine Betty, es ist zu schrecklich, das liebste Geheimniß seines Lebens in einem Anfall von Wahnsinn ausgesprochen zu sehen. Das ist es, was mich so niedergebeugt hat. Es kommt mir vor, als ob ich alle Kraft und alle Hoffnung verloren habe, gegen das Schicksal anzukämpfen.«

»Du darfst Dich solchen Gefühlen nicht hingeben, Carrie, denn wir werden vielleicht noch Alle viel für diesen unglücklichen Mann zu thun haben. Ich fürchte sehr, daß er in gewissenlose Hände gefallen ist und daß das Weib, von dem er in so bitteren Ausdrücken sprach, die Gewalt erlangt hat, ihn und dieses hilflose Kind zu tyrannisieren. In einem Augenblicke der Leidenschaft mag Claude seine Hand mit dem Blute seines Bruders befleckt haben, aber wenn uns der ganze Thatbestand bekannt wäre, so würde sich, wie ich glaube, Vieles vorfinden, was selbst für ein solches Verbrechen als Milderungsgrund dienen würde. Er ist einer der edelsten Männer und ich halte ihn einer niedrigen Handlung für durchaus unfähig. Ich werde ihn niemals in der Stunde seiner Noth verlassen und Isola müssen wir von nun an als eine der Unsrigen betrachten. Ermanne Dich, meine liebe Carrie, übe Deine gewöhnliche Selbstbeherrschung, denn wir wissen nicht, welche Pflichten diese schreckliche Krisis in dem Schicksale des armen Claude uns auferlegen wird.«

Lassen Sie mich nur diesen einen Tag meinem Kummer nachhängen und Sie werden mich dann bereit finden, das Meinige

zu thun, wenn die Aufgabe auch noch so traurig sein sollte. Aber andern heutigen Tage muß mein Herz in seinem Elend schweigen. Ich weiß, daß ich schwach bin, aber Gott wird mir helfen, meine Last zu tragen.«

»Ich will jetzt gehen, Carrie. Ich überlasse Dich dem Troste, den Du selbst am besten zu suchen weißt. «

Mrs. Berkeley verließ das verdunkelte Gemach, in das an diesem Tage Niemand mehr zugelassen wurde.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Als Isola und Fanny in Fontains anlangten, trafen sie den Herrn desselben, wie er in ernstem Gespräche mit Sommerton vor dem Hause auf- und abging. Er war gelassener und schien die peinliche Scene, in der er die Hauptrolle gespielt, ganz vergessen zu haben. Als er ihnen aus dem Wagen half, sagte er zu Isola:

»Es war sehr freundlich von Mrs. Berkeley, daß sie Dich herüberfahren ließ und noch freundlicher von Fanny, daß sie Dich begleitet hat. Wenn ihr aber ein wenig gewartet hättet, so würde ich den Wagen geschickt haben. Jetzt, da Du da bist, meine kleine Fanny, mußt Du bei Isola über Nacht bleiben. In eurer Gesellschaft wird sich vielleicht Savella, die schrecklich übler Laune ist, etwas aufheitern.

»Ich danke Ihnen«, Mr. Fontaine,« erwiderte Fanny. »Ich denke, ich will Ihre Einladung annehmen, denn morgen kommt die Großmama selbst herüber und ich kann dann mit ihr zurückkehren.«

»Das ist recht, meine Liebe. Jetzt geht und sucht Savella auf, sie weigert sich auszugehen und die Signora ist ihretwegen fast eine Gefangene im Hause. Ich hege keine so große Besorgniß, daß Savella gegen meine Wünsche handeln wird; aber ihre Tante bewacht sie ohne Unterlaß. Kommt herein, meine Lieben, Ihr werdet Alles in seinem gewöhnlichen Zustande finden.«

Er sprach schnell und aufgeregt, aber in seinem Benehmen lag kein Zeichen jener Gemüthsverwirrung, die er einige Stunden vorher verrathen hatte.

Sommerton trat zu Isola heran und wünschte ihr zu ihrer Heimkehr und wieder erlangten Gesundheit Glück, aber sie schrak mit einem Gefühle des Widerwillens vor ihm zurück, das sie nicht zu bemeistern vermochte. Er las es in ihrem ausdrucksvollen Gesichte und ein verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen, während er ihr bei ihrer Entfernung nachsah.

»Einmal bist Du mir auf eine unerklärliche Weise entgangen,«

sagte er zu sich, »das zweite Mal sollst Du es nicht. Von diesem Augenblicke an habe ich Dich und Fontaine in der Hand.«

Mit lächelnder Miene nahm er seine Unterhaltung mit Fontaine wieder auf, während die beiden Mädchen sich auf Isola's Zimmer begaben.

Dort fanden sie ihre Zofe, welche ihre Freude über die Rückkehr ihrer jungen Gebieterin ausdrückte.

Isola dankte ihr und erkundigte sich nach Aggy.

»Sie will es, wie Sie wissen, Miß, niemals eingestehen, daß sie wohl ist,« sagte Celia, »aber ich glaube, sie hat sich Ihre lange Abwesenheit zu Herzen genommen und es wird jetzt wieder Alles gut sein.«

In diesem Augenblicke trat Aggy mit freudestrahlendem Gesichte selbst herein.

»O, die Freude meines Herzens ist zurückgekommen,« rief sie, »und sieht so frisch wie die Blumen im Sommer aus.«

Isola ergriff ihre beiden Hände und sah ihr lächelnd ins Gesicht.

»Ich bin wieder ganz wohl, Aggy,« sagte sie, »und ich gedenke es zu bleiben, wenn Klugheit meine Gesundheit zu erhalten vermag. Ich sprach mit Giles als wir an der Thüre vorfuhren; er scheint sich, wie gewöhnlich, ganz wohl zu befinden.«

»Sie würden das nicht sagen, Miß, wenn Sie wüßten, was ich weiß. Er fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten und will sich nicht mehr zu Bette legen, wenn er nicht ein helles Feuer im Zimmer hat. Es ist etwas mit ihm vorgegangen, aber er will es mir nicht sagen.«

In diesem Augenblicke stürzte Savella durch die Thüre, welche mit ihrem Zimmer in Verbindung stand, herein, und schloß dieselbe hinter sich ab.

»Da!« sagte sie. »Ich wollte ich könnte sie für immer eingesperrt halten. Wie geht es Euch, Mädchen?- Ich denke, Ihr hättet schon früher zu mir kommen können, denn Fanny weiß ja, daß ich unter der Aussicht eines Drachen stehe, der alle meine Bewegungen bewacht. Dies ist die Ursache, daß ich Sie in den letzten Tagen nicht

besucht habe, Isola. Jetzt nach Ihrer Rückkunft hoffe ich, daß Sie eine Veränderung zu meinen Gunsten bewirken werden, das heißt, wenn Sie nicht eifersüchtig sind. Fauna hat Ihnen wahrscheinlich Alles erzählt.«

»Ja,« erwiderte Isola ruhig, »und ich kann Ihnen versichern, daß ich nicht die geringste Ursache habe, eifersüchtig zu sein. Aber Sie sprechen sehr unvorsichtig, Savella.«

»O ich vergaß die Anwesenheit der Dienstboten, aber Sie wissen recht wohl, wie ich in diesem Hause eingesperrt gehalten werde. An ihrem Geschwätz ist ohnehin nichts gelegen. Sie können ihres Wegs gehen, während wir hier mit einander plaudern.«

Mit beleidigter Miene verließ Aggy, gefolgt von Celia, das Gemach. Unter der Thür aber blieb sie stehen und sagte:

»Ich wünsche Sie nicht länger zu stören, Miß Fontaine, deshalb wollen wir unseres Wegs gehen.«

»Das unverschämte alte Weib,« sagte Savella, »sie hat immer eine Antwort bereit, aber mein Onkel hat sie verdorben. Ich bin froh, daß sie fort sind, so können wir doch einige Minuten ohne Unterbrechung mit einander plaudern. O, Fanny, ich bin so glücklich, denn ich habe trotz meiner Tante meinen herrlichen Philipp gesehen.«

»Wie haben Sie das angestellt?« fragte Fanny. »Ihr Onkel sagte uns, daß Sie sich weigerten auszugehen.«

»Das ist richtig, aber diesen Morgen saß ich an dem Fenster, das die Aussicht nach Dunlorn hat, und Philipp kam zu Pferde bis an die Ecke der Anlage und winkte mir mit seinem weißen Tuche. Ich erwiderte sein Signal vor den Augen meiner Tante und da hättet Ihr sehen sollen, in welche Wuth sie gerieth. Ich glaubte, sie hatte mich geschlagen, wie sie es gethan hat, als ich noch ein Kind war, aber ich bin ihr jetzt mehr als gewachsen und sie fürchtet sich, Hand an mich zu legen.«

Die beiden Freundinnen sahen sich einander an und wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Die Dawischenkunft der Signora Roselli, welche durch die andere Thür eintrat, überhob sie indeß einer Antwort.

»Ich habe es mit angehört, Savella,« sagte sie in scharfem Tone, »wie Du so achtungswürdig über mich gesprochen hast, daß es für ein wohlgezogenes Mädchen eine Schande ist. Ich hoffe, daß die jungen Damen Dein unpassendes Benehmen nicht einer Vernachlässigung von meiner Seite zuschreiben. Ich habe Alles gethan, es aber ganz unmöglich gefunden, einem so eigensinnigen Geschöpf das rechte Verständniß für das, was sich schickt, beizubringen. Meine liebe Isola, ich freue mich, Sie so gesund und wohlbehalten wieder zu Hause zu sehen.«

»Ich danke Ihnen Madame, ich glaube, ich bin vollkommen wieder hergestellt,« erwiderte Isola kurz.

Die Signora betrachtete sie mit forschenden Blicken, aber keine Miene ihres theilnahmlösen Gesichtes verrieth, was in ihrem Innern vorging. Dann sagte sie, nach der Uhr sehend, zu Savella:

»Es ist bald Zeit zum Essen; komm, dein Haar ist nicht in Ordnung und du mußt noch ein anderes Kleid anziehen, ehe du hinuntergehst.«

»Es liegt mir nichts daran, wie ich aussehe,« sagte die Nichte. »Ich denke, Sie könnten mich noch einige Minuten mit den Mädchen plaudern lassen.«

»Du wirst dazu, wenn du deine Toilette gemacht hast, noch Zeit genug haben. Komm.«

Ihr letztes Wort wurde in befehlendem Tone gesprochen und Savella hielt es für gerathen, ihr, unter allerlei Grimassen in ihr eigenes Zimmer zu folgen.

Sechszwanzigstes Capitel.

Beim Mittagessen schien Fontaine seine gewöhnliche Selbstbeherrschung wieder erlangt zu haben. Nur war in seinen Reden zuweilen eine Hinneigung zur Abschweifung bemerkbar, aber er war sich derselben bewußt und hielt immer sogleich inne. Allem äußern Anschein nach war er nur der höfliche und aufmerksame Wirth; aber Isolde's Herz erzitterte, als sie von Zeit zu Zeit den früheren Blick in seinen Augen wahrnahm. Einmal wurde seine Lippen blaß und er ballte die Hände, als ob er sich mit Gewalt zurückhalte, nach irgend einem eingebildeten Gegenstand vor ihm zu greifen.

Sommerton und seine Verbündete beobachteten ihn heimlich und einmal tauchten sie ein bedeutungsvolles Lächeln miteinander aus, das Fanny bemerkte. Savella war mürrisch, nahm schweigend ihr Mahl ein und antwortete kaum auf die Bemerkungen die ihr Onkel an sie richtete.

Als man im Begriffe war, vom Tische aufzustehen, sagte er zu ihr:

»Es freut mich Savella, daß dein Appetit durch deinen Liebeskummer nicht gelitten hat. Ich habe diesen Morgen eine Neuigkeit gehört, die einiges Interesse für dich haben wird. Wenn du mit mir in meine Bibliothek kommen willst, so werde ich dir sagen, was es ist.«

Sie erhob sich und folgte ihm mit vergnügtem Gesichte. Als sie allein waren, fragte sie rasch:

»O Onkel Claude betrifft es ihn?«

»Du meinst wahrscheinlich Philipp. Ja, es erklärt seine übereilte Bewerbung. Sein Vater steht daran, einen wichtigen Prozeß zu verlieren der sein Vermögen bedeutend schmälern wird.«

»Wie kann Jemand wissen, daß er ihn verlieren wird, wenn er noch nicht entschieden ist?« fragte sie ungeduldig.

»Wenn ein Mann durch verdächtige Mittel sich ein Besitzthum

angeeignet und Klage gegen ihn erhoben wird, so weiß er recht gut, daß das Gesetz dem rechtmäßigen Eigenthümer Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Es thut mir leid, dir sagen zu müssen, daß Mr. Vane nicht der ehrenwerthe Mann ist, für den ich ihn früher hielt und Philipps jüngstes Benehmen zwingt mich zu der Annahme, daß er ebenso wenig Bedenklichkeiten hat, wie sein Vater.«

»So wird also Philipp arm sein?« sagte Savella mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte.

»Er wird eine Heimath zu Dunlorn haben und beim Tode seiner Mutter wird er wahrscheinlich das Gut erben, aber es wirft für Leute, die so großartig zu leben gewohnt sind, wie die Vanes, nur ein sehr unzureichendes Einkommen ab. Wenn Philipp nicht nach Geld heirathet, muß er seine Ausgaben sehr bedeutend beschränken.«

»Sagen Sie mir dies, um mich meiner treuen und aufrichtigen Liebe zu entfremden, Onkel?« fragte sie heftig. »Wenn dies der Fall ist, so will ich Ihnen meinerseits sagen, daß ich, wenn Philipp arm ist, doppelt Gründe habe, ihm zu zeigen, daß nichts im Stande ist, mein Herz von ihm abzuwenden. Im Unglück will ich zu ihm stehen, und mein Reichthum soll ihm in seiner Noth zu Hilfe kommen. Geben Sie mir sogleich die Hälfte des Vermögens, das gesetzlich mir gehört, Onkel und ich will mein Recht auf die bedeutenden Rückstände, die, wie meine Tante sagt, mir gebühren, gern aufgeben. Willigen Sie in meine Heirath mit Philipp und lassen Sie mich mit dem Meinigen thun, wie ich will und Sie können dasselbe mit dem Uebrigen thun. Geben Sie es Isola, wenn Sie wollen, ich werde es Ihnen nicht verdenken Sie glauben, daß sie sich um Philipp abhärmt, aber Sie sind im Irrthum. Wenn sie ihn jemals wirklich geliebt hat, so hat sie jetzt aufgehört, es zu thun.«

Fontaine hörte ihr mit gebeugtem Haupte ruhig zu und nach einer ziemlich langen Pause antwortete er ihr:

»Du bist sehr großmüthig, mein kleines Mädchen und ich werde mich dessen erinnern, was Du gesagt hast. Aber Du bist noch unmündig, Savella, und kannst deshalb in dieser Sache gar nichts thun und wenn Vane Dein Gatte wird, so wird er, das bin ich überzeugt, den letzten Pfennig eintreiben, den er gesetzlich zu

fordern hat. Wenn ich ihn Dir gäbe, so würde er sich als mein schlimmster Feind erweisen. Ist es nicht genug, daß ich Eine in meinem Hause habe, deren Anwesenheit mir tödtlich ist, mußt Du auch noch einen zweiten Vampyr bringen, um zu vollenden, was der erste begonnen hat?«

Savella sah ihn verblüfft an.

»Ich verstehe Sie nicht, Onkel,« sagte sie, »und es thut mir weh, so von Philipp sprechen zu hören. O Onkel Claude, er ist kein Vampyr.«

»Du hast Vertrauen zu ihm,« erwiderte Fontaine traurig, »weil Dich Deine Liebe zu ihm blind macht und weil Du noch zu jung bist, um die Menschen richtig beurtheilen zu können. Ich würde viel darum geben, wenn ich für Philipp die Achtung noch hegen könnte, die ich einst für ihn hatte. Er würde auch die Deinige verlieren, sobald Du ihn getreuer kennen gelernt und dann, mein armes Kind, würde jede Hoffnung auf Glück zu nichte werden.«

»Bei Leuten von Ihren Ansichten mag das der Fall sein, aber ich bin durchaus nicht romantisch. Ich verlange von Philipp nur, daß er mich liebt und in anderer Beziehung werde ich nicht zu streng über ihn zu Gericht sitzen. Wollen Sie sich nicht bestimmen lassen, Onkel, mir das zu geben, was ich mit oder ohne Ihre Einwilligung doch erlangen werde? Es ist mein unabänderlicher Entschluß, Philipp Vane zu heirathen.«

»Und ich bin nicht weniger entschlossen, daß Du es nicht thun sollst, so lange ich die Macht habe, es zu verhindern. Es wird eine Zeit kommen, wo Du mir für meine Festigkeit Dank wissen wirst.«

»Auch noch danken dafür, daß Sie mich elend gemacht haben!« rief sie leidenschaftlich aus. »O, wenn Sie nur wüßten was ich für ein Leben mit meiner Tante führe, wie sie mich verhöhnt, quält und bedroht, so würden Sie mich bedauern und mir die Freiheit lassen selbst mein Schicksal zu wählen.«

»Wenn dies so ist, so man ich mich zu Deinen Gunsten ins Mittel legen. Ich gab der Signora keine Vollmacht, Dich zu quälen im Gegentheil, ich bat sie, Dich mit Güte und Nachsicht zu behandeln, weil ich darin die sichersten Mittel erblickte, einen Charakter wie den

Deinigen zur Nachgiebigkeit zu bringen.«

»Empfehlen Sie Güte und Freundlichkeit einer Hyäne und Sie werden damit ebensoviel ausrichten als bei meiner Tante. Ich wünschte, daß sie und Signor Sommerton nach Italien zurückkehrten und mich allein bei Ihnen zurückließen. Ich bedarf ihrer nicht mehr und Sie können ihnen genug von meinem Vermögen geben, um sie für das, was sie für mich gethan haben zu entschädigen. Können wir sie nicht miteinander loswerden?«

»Wollte Gott, ich könnte es,« sagte er eifrig, »aber es ist unmöglich. Doch ich bin überrascht, Dich so von Denjenigen sprechen zu hören unter deren Obhut Du von Kindheit auf gestanden hast. Ich fürchte, daß es Dir an Dankbarkeit fehlt, mein Kind.«

»O, wenn Sie Alles wüßten, Onkel, so würden Sie kaum so denken. Meine Tante hat mich stets durch Gewaltthätigkeiten zur Unterwürfigkeit zu bringen gesucht, aber ich besitze ein hitziges Temperament und habe mich immer gegen ihre Härte aufgelehnt. Wenn Sie uns zuweilen sehen könnten, so würden Sie es für besser halten, wenn wir durch Land und Meere von einander getrennt wären. Signor Sommerton nimmt jedesmal ihre Partie, obschon er nachher alle seine Künste aufbietet, um meine Zuneigung wieder zu gewinnen aber ich glaube ihm nicht, nein Onkel, ich glaube ihm nicht.«

Fontaine hörte kaum ihre letzten Worte, denn seine Gedanken wanderten in der Ferne und erkannte sie nicht zurückbringen. Nachdem er einige Augenblicke geschwiegen hatte, sagte er in zerstreutem Tone:

»Ich — ich will sehen, was geschehen kann. Gehe nun, denn ich bin ermüdet, und es ist mir, als ob eine schwere Last auf meinem Gehirn liege.«

»So wollen Sie also nachgeben Onkel? Ich sehe es in Ihrem lieben Gesicht,« sagte Savella und verließ das Zimmer. Hätte sie aber den Ausdruck in diesem blassen und starren Gesichte richtig zu deuten gewußt, so würde sie keine Ursache gehabt haben zu frohlocken. Dort wenige Fuß von Fontaine entfernt stand das

Gespenst, das, wie es schien ein Theil seiner selbst geworden war, denn auch wenn er die Augen schloß, vermochte er es nicht mehr zu bannen.

Als Savella die Thüre hinter sich zugemacht hatte, stürzte er aus dasselbe zu, aber seine Hand griff nur in der leeren Luft, während das Gespenst zurückwich und sich stets außerhalb des Bereichs seines Armes hielt,

»Henry, Henry!« rief er, »warum verfolgst Du mich so? Laß mich in Frieden sterben denn der Kampf kann nicht mehr lange dauern.«

Er lauschte begierig auf eine Antwort; diesmal aber kam keine solche. Fontaine sank in seinen Stuhl zurück, schloß die Augen und versuchte vergebens, das gestörte Gleichgewicht seiner Vernunft wieder zu erringen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Fontaine wurde aus dem schmerzlichen Gedankenwirrwarr, in den er verfallen war, durch die Ankunft des Dr. Sinclair erweckt. Er war ein intelligent aussehender Mann von mittlerem Alter, gutmüthig, aber durch und durch praktisch. Er hatte noch keine Ahnung von dem wahren Gemüthszustand seines Patienten.

Als er erfuhr, daß Fontaine nicht mehr lesen konnte, daß die Buchstaben vor seinen Augen wie farbige Punkte auf dem Pariere herumtanzen, schüttelte er den Kopf und sagte:

»Dies deutet auf einen heftigen Reizzustand des Blutes. Du mußt eine ordentliche Kur durchmachen und ich bestehe darauf, daß Du Dich sogleich zu Bett legst.«

»Es wird nichts helfen Doktor. Es ist schon zu weit mit mir gekommen, als daß ich etwas von Deiner Kunst hoffen dürfte,« sagte Fontaine in traurigem Tone.

»Zu weit gekommen! Unsinn alter Junge. Du siehst ja so kräftig aus, wie ich selbst. Ich habe allerdings noch einen solchen Fall gehabt; aber ich will mich verbindlich machen Dich ganz gut durchzubringen.«

»Wenn Du Alles wüßtest, so würdest Du nicht so sprechen, war die düstere Antwort.

»Du sprichst wie der Held in einer Tragödie. Komm', mein lieber Fontaine, so thut es sich nicht. Du mußt Vertrauen in meine Kunst setzen oder ich kann verhältnißmäßig nur wenig thun. In keinem Falle aber ist für den Ausgang etwas zu besorgen.«

»Doctor, ich bin dem Verderben geweiht. Der Wahnsinn hat noch niemals Einen aus meiner Familie ergriffen, aber ich werde sein Opfer werden. Nein ich bin bereits wahnsinnig. Meine Gedanken äffen mich, mein Wille hat aufgehört, sie zu lenken und selbst jetzt, während ich mit Dir spreche, kann ich mich nur mit großer Anstrengung zurückhalten, daß ich nicht allerlei Unsinn ausstoße. Ich verliere meinen Verstand, davon bin ich überzeugt.«

Der Arzt betrachtete ihn mitleidsvoll.

»Mein lieber Fontaine, Du widersprichst Dir selbst. In einem Athem behauptest Du, Du habest keine Gewalt mehr über Deinen Willen und im andern sagst Du, daß Du die Phantasieen im Zaum hältst, die sich Deines Gemüths bemächtigt. Ein Mann der so über seinen Zustand zu urtheilen vermag, kann nicht sehr weit im Wahnsinn vorgeschritten sein. Wenn Du auf dieser sonderbaren Einbildung bestehst, so muß ich Deinen Kopf scheeren lassen ein Zugpflaster daraus legen und Dich in eine Zwangsjacke stecken. Wie würde Dir dies gefallen?«

»Doctor,« sagte Fontaine nachdrucksvoll, »wir sind alte Freunde und ich wünsche von Dir ein Versprechen zu erhalten, das Du als Mann von Ehre nicht unerfüllt lassen wirst. Für den Fall, daß weitere Befürchtungen gegründet sind, muß ich ich darauf aufmerksam machen, daß körperliche Ursachen nichts mit meinem Zustande zu schaffen haben. Meine Leiden sind nur geistiger Art und sie entspringen von Erinnerungen welche mein ganzes Glück zerstört haben. Da ich in Deine Hände fallen muß, so bitte und beschwöre ich Dich, keine gewaltsamen Mittel gegen mich in Anwendung zu bringen. Wenn ich unlenksam bin, so sperre mich in ein Zimmer meines eigenen Hauses, gib mir einen meiner eigenen Leute zum Wärter und gestatte nicht, daß man mich in eine Irrenanstalt bringt. Willst Du mir das versprechen?«

Sein verändertes Gesicht und der Eifer, womit er sprach, blieben nicht ohne Eindruck aus den Arzt und er antwortete gerührt:

»Wenn es dazu kommen sollte, so werde ich darauf bedacht sein, daß Deine Wünsche erfüllt werden, mein lieber Freund. Wenn Du mir aber gestatten willst, Dich sogleich so energisch zu behandeln wie ich es für nothwendig halte, so will ich das Gespenst, von dem Du mir heute Morgen gesprochen hast, sehr bald zur Ruhe bringen.«

»Aber nicht wenn es als Strafe für ein Verbrechen gesendet wurde, das bis jetzt durch die menschliche Gerechtigkeit nicht gesühnt worden ist,« sagte Fontaine schauernd. »Betrachte meine Hand, Doktor, sie ist in ihrem Aeußern weiß und fleckenlos und doch hat sie sich gegen ein menschliches Leben erhoben. Durch mich ist

eine Seele vor den ewigen Richterstuhl gesendet worden, eine Seele, der es jetzt gestattet ist, mich nach ihrem eigenen Willen zu besuchen und die Gestalt anzunehmen die sie auf der Erde trug, damit sie mich durch ihre schreckliche Gegenwart quälen kann. Da ist es jetzt wieder, es steht zwischen Dir und mir. Es ist etwas Fürchterliches für mich, es ansehen zu müssen und doch kann ich ihm nicht entgehen.«

Sein fahles Gesicht, sein mühsames Athmen und seine starren Blicke überzeugten den Arzt, daß die Gestalt, von der Fontaine gesprochen für ihn wirklich existierte. Das Bekenntniß, das er so eben abgelegt hatte, schlug eine schmerzliche Saite in der Seele seines Freundes an.

»Weißt Du Claude Fontaine,« sagte der Arzt mit zitternder Stimme, daß Du Dich soeben selbst als Mörder bekannt hast? Und von wem? Sage mir, ist es Henry, der zu Dir kommt, der vor Dir als Ankläger erscheint?«

»Es ist Henry.«

Bei diesen Worten sprang Doctor Sinclair mit bleichen Lippen und wilden Blicken von seinem Sitz empor. Henry Fontaine war der theuerste Freund seiner Jugend gewesen, über dessen frühen Tod sein Her so aufrichtig getrauert, wie es kaum der eigene Vater desselben thun konnte.

»O mein Gott, das ist ja schrecklich,« sagte er. »Claude, Claude, was hat Dich zu einer solchen That verleitet, die jetzt eine solche furchtbare Vergeltung über Dich bringt?«

»Die alte Geschichte — Eifersucht. Aber ich schwöre Dir, daß ich mir lieber selbst das Leben genommen als das meines Bruders angetastet hätte. Ich war das Opfer einer schrecklichen Täuschung, welche seinen Tod herbeigeführt und mir das Brandmal des Brudermords aufgedrückt hat. Ich glaubte, ich würde dieses Geheimniß ins Grab nehmen, aber eine Macht, der ich nicht widerstehen kann, zwingt mich, es Dir zu enthüllen. Bald wird es Jedermann kennen denn die Gestalt, die mir immer vor Augen schwebt, wird meine Zunge lösen und mich nöthigen das auszusprechen, was fortwährend meine Gedanken beschäftigt.«

Es trat hierauf ein langes peinliches Schweigen ein, welches von dem Arzte zuerst gebrochen wurde. Aber trotz seiner Anstrengung, in dem früheren herzlichen Tone zu sprechen, hatte seine Stimme etwas Gezwungenes, was Fontaine nicht entging.

»Ich will Alles für Dich thun, was meine Kunst vermag, aber bei einer so verhängnisvollen Ursache der Einbildung, deren Opfer Du bist, weiß ich nicht, welchen Erfolg meine Bemühungen haben werden. Ich kann Dir nichts versprechen, aber ich werde mein Bestes thun.«

Deine Bemühungen werden nutzlos sein,« sagte Fontaine. »Ich begehre nur den einzigen Dienst von Dir, daß Du auf die Ausführung meiner Wünsche siehst, wenn ich nicht mehr im Stande sein werde, in meinem eigenen Hause zu befehlen.«

»Dies verspreche ich Dir. Guten Abend. Da Du meine ärztlichen Dienste ablehnst, so wird es nicht nöthig sein, daß ich Dich täglich besuche.«

»Wie es Dir beliebt,« war die gleichgültige Antwort, »aber wenn Du hörst, daß ich wirklich wahnsinnig geworden bin, so komme sogleich hierher und Sorge, daß meine Wünsche ausgeführt werden.«

Verwirrt und bestürzt verließ Dr. Sinclair das Haus.

Fontaine ging bei zunehmender Dunkelheit in dem Gemache auf und ab, bis das Abendessen angemeldet wurde. Er ließ sich seinen Thee bringen und als er ihn getrunken hatte, warf er sich mit einem Gefühle ungewöhnlicher Erschöpfung in seinen Kleidern auf das Bett und verfiel in einen unruhigen Schlaf.

So vergingen die Stunden schwache Nachklänge der Musik tönnten aus dem Wohnzimmer, wo die drei Mädchen beisammen waren herüber, aber diese hörten nach und nach auf, keine Fußtritte ließen sich mehr in den weiten Gängen vernehmen und ehe Mitternacht eintrat, schien das Haus in tiefer Ruhe begraben.

Isola und Fanny nahmen dasselbe Zimmer ein und nachdem sie so lange geplaudert hatten bis sie müde waren verfielen sie in einen gesunden Schlaf.

Die Geisterstunde war da und als der zwölfte Schlag der großen

Thurmuhr verhallte, da ließ sich plötzlich ein Geräusch vernehmen, als ob ein Donnerschlag sich unmittelbar über dem Dache des Hauses entladen hätte. Darauf entstand in den unteren Zimmern ein solcher Höllenlärm, daß das ganze Haus davon aufgestört wurde.

Die beiden Mädchen sprangen in höchstem Schrecken aus den Betten, aber Isola hatte Geistesgegenwart genug, die Lampe anzuzünden Sie und Fanny zogen eiligst ihre Kleider an, um hinunterzugehen und zu sehen was die Störung veranlaßt habe. Aber als sie sich der Thüre näherten ertönte im oberen Stocke ganz in der Nähe eine Reihe von schnellen Schlägen, daß die Wände davon erbeben. Bloß und zitternd wichen sie zurück und Celia die in der Garderobe ihrer jungen Gebieterin schlief, stürzte herein und warf sich mit aufgehobenen Händen und rollenden Augen vor Isola nieder.

»Gehen Sie nicht, Miß,« rief sie, »der böse Feind hat vom Hause Besitz genommen. Lassen Sie uns beten.«

»Ich muß gehen. Halte mich nicht am Kleide. Celia, denn ich muß sehen was meinem Vater begegnet ist.«

Obschon sie sehr blaß war, so zeigte doch ihr entschlossenes Gesicht, daß sie Muth genug besaß einer Gefahr entgegenzugehen.

In diesem Augenblick hatte sich das Geräusch weiter entfernt. Aus Furcht, allein gelassen zu werden, nahm die weinende Dienerin die Lampe in die eine Hand, während sie sich mit der andern an ihrer Gebieterin festhielt. So traten die drei Mädchen behutsam auf den Gang hinaus. Gleichzeitig kamen auch Signora Roselli und Savella aus dem Zimmer der letzteren. Beide sahen im höchsten Grade erschrocken aus.

»Was um Himmelswillen kann dies bedeuten?« fragte die ältere Dame.

»Fürchten Sie sich nicht, Madame,« sagte Isola schnell. »Vor unseren Leuten brauchen Sie keine Besorgniß zu haben, sie würden uns eher beschützen als uns etwas zu Leid thun. Wo ist Mr. Sommerton? Der Lärm muß auch ihn erweckt haben, obschon er sich nicht sehen läßt.«

»Er ist wahrscheinlich hinübergegangen um sich nach Mr.

Fontaine umzusehen. Er muß durch dieses unheimliche Geräusch ebenso sehr erschreckt worden sein als wir.«

Sie gingen miteinander die Treppe hinunter und als sie in den Vorsaal traten, sahen sie, daß die Thür von Fontaines Zimmer offen stand und daß ein Licht in demselben war.

Isola stürzte hinein und fand ihn besinnungslos auf seinem Bette liegend, während Sommerton an seiner Seite stand, seine Schläfe badete und sich bemühte, ihn zum Leben zurückzurufen.

Als er sie gewahr wurde, sagte er rasch:

»Ich bin durch das Getöse aufgeweckt worden und ging hinunter, um mich nach dem Grund desselben umzusehen. Ich fand Mr. Fontaine in dem Zustande, wie Sie ihn jetzt sehen, im Vorsaale auf dem Boden liegen. Ich brachte ihn hierher und bot Alles auf, um ihn wieder zu sich zu bringen, aber er liegt noch immer in einer tiefen Ohnmacht. Bleiben Sie bei ihm ich will in mein Zimmer gehen und etwas holen, um ihn wiederherzustellen.«

»Hier ist ein Riechfläschchen mit Hirschhorngest,« sagte Fanny an den Toilettentisch springend. »Dies ist vollkommen ausreichend. Sie brauchen sich nicht zu bemühen Mr. Sommerton. Die Farbe kehrt bereits in sein Gesicht zurück und Mr. Fontaine wird bald wieder zum Bewußtsein zurückkehren.«

Fanny wollte nichts von Sommertons Mitteln wissen und freudig bemerkte sie an ihrem alten Freunde die Zeichen des wiederkehrenden Lebens. In der That öffnete er kurze Zeit darauf die schweren Augenlider, setzte sich auf und blickte verwirrt um sich. Seine Blicke fielen dann auf die dem Bette gegenüberliegende Wand und hafteten dort fest. Er streckte seine Hand nach dieser Richtung aus und sagte in schwankendem Tone:

»Er war wieder dort, umgeben von einem gelben Lichtschimmer. Dies ist wieder fort, aber er ist aus der Wand hervorgetreten und schwebt jetzt vor meinen Augen mit Blut — Blut, das aus der verhängnisvollen Wunde strömt. Seine Stimme kam zu mir mit den Worten: »Ich habe meine Drohung erfüllt, Du hast meine Befehle mißachtet und ich habe eine Hölle in Deinem Hause erstehen lassen. Die Teufel haben ihr Werk begonnen und ich bin verflucht.«

Nach diesen Worten sank er mit einem Schrei zurück, der den Anwesenden durch Mark und Bein drang, denn es war der Schrei eines Wahnsinnigen.

Weinend und zitternd beugte sich Isola über ihn und versuchte seine Hand in die ihrige zu nehmen, er aber stieß sie schaudernd zurück und sagte schnell:

»Geh fort, gehe fort von mir und überlasse mich meinem Schicksale. Er gebietet Deine Entfernung und ich wage nicht, Dich unter meinem Dache zu behalten. Du wirst Freunde finden, gehe zu ihnen und sei glücklich.«

»O Vater, sprechen Sie nicht so,« sagte Isola, »Ich will Sie nimmer verlassen und Ihr Slave sein, bis Sie wieder wohl sind.«

Fontaine schien ihre Worte nicht zu verstehen sondern sagte in erregtem Tone:

»Will sie denn Niemand wegnehmen? Ihre Anwesenheit ist es, die dieses Tollhaus hierher gebracht hat. So hat er mir gesagt. Gehe fort, Isola, und laß mich allein mit dem Gespenste kämpfen, das mir bereits den Verstand genommen hat, denn ich bin wahnsinnig.«

Hier trat Signora Roselli vor und stellte sich zwischen ihn und das zitternde Mädchen.

»Ich will sie entfernen Claude,« sagte sie in begütigendem Tone. »Sie soll Sie nicht mehr stören.«

Ein Blitz des Hasses schoß aus seinen großen schwarzen Augen und er sagte mit drohender Geberde:

»Du! Feind — Teufel, fort mit Dir! Du sollst sie nicht anrühren Sie ist rein, Du aber bist schmutzig und unfläthig. Mit meinem Willen sollen Deine aussätzigen Finger sie niemals anrühren. Gehe Isola, gehe weg von diesem Weib, denn sie haßt Dich noch ärger als ich sie hasse. O entfernt von mir diese nichtswürdigen Augen, denn sie brennen meiner Seele die Erinnerung an jene schreckliche Stunde ein.«

Der drohende Ausdruck, mit dem ihn die Signora betrachtete, ging in den des Mitleids über, als sie sich umwendete und sagte:

»Armer Claude! er hat die Wahrheit von sich gesprochen — er ist

wirklich wahnsinnig.«

Während dieser Scene stand Savella blaß und kraftlos da, nicht begreifend, was um sie herum vorging und von einer unbestimmten Furcht befangen.

Fontaines Auge fiel zufällig auf ihr erschrockenes Gesicht. Er winkte sie auf seine Seite und ergriff ihre Hand mit solcher Gewalt, daß sie einen schwachen Schrei ausstieß. Seine Lippen zu ihrem Ohr neigend, sagte er darauf in hörbarem Flüstern:

»Savella, Du wirst hier Gebieterin werden, denn ich werde bald da sein, wo die Müden Ruhe finden. Du mußt meinem Kinde eine treue Freundin sein, denn es bedarf Schutz gegen jenes Weib dort. Wenn es auch Deine Tante ist, so ist es doch ein nichtswürdiges boshafte Geschöpf und es wird das Beste sein, wenn Du Deinen Plan ausführst und sie nach Italien zurückschickst. Gieb ihr Geld und laß sie sogleich gehen Heirathe Philipp nicht, Kind, denn er wird Dein Herz brechen. Gieb ihn auf und laß Isola Deine Schwester sein.«

Er heftete seine brennenden Augen auf ihr Gesicht und wartete begierig auf ihre Antwort.

Als Savella im Begriff war zu sprechen ging ein Hauch, ein schwaches Flüstern zwischen ihnen hin, welches leise aber vernehmbar sagte:

»Willst du mein Kind dazu verleiten ein solches Versprechen zu geben? Zwischen ihr und derjenigen die sich ihre Rechte angemaßt, soll keine Gemeinschaft sein.«

Fontaine sank zurück, als ob er einen plötzlichen Schlag erhalten hätte, sein Haar sträubte sich empor und kalter Schweiß stand auf seiner Stirne.

»Schon wieder seine Stimme,« sagte er schwach. »Gehe, Savella ich habe dir nichts mehr zu sagen.«

Savella zu sehr erschrocken um zu antworten trat vom Bette zurück und setzte sich zitternd nieder.

Das Getöse hatte sämtliche Dienstboten aufgeweckt, welche sich jetzt bleich und erschrocken im Vorsaale sammelten begierig zu erfahren was sich zugetragen. Unter ihnen befand sich auch Aggy

welche ohne weiteres in das Schlafzimmer und an das Bett ihres Gebieters trat. Als Fontaine ihre Stimme hörte, erhob er das Haupt und sagte:

»Schicke sie Alle fort, Aggy und bleibe bei mir. Ich brauche sonst Niemand als dich.«

Thränen strömen über das runzliche Gesicht der alten Frau als sie sich umwendete und zu den Anwesenden sagte:

»Sie haben Alle gehört, was der Herr sagt. Ich werde ihn pflegen wie ich es gethan als er noch ein kleines Kind war und wenn ihm etwas fehlt, so werde ich ihn bald wieder herum bringen. Miß Isola und Sie Miß Fanny thun am besten daran wenn Sie zu Bette gehen. Lassen Sie mir Celia hier, denn mein alter Mann ist ein zu großer Hasenfuß, als daß er mir viel nützen könnte. Ihr kann ich eher Vernunft beibringen und mich soll der böse Feind selbst nicht verhindern meine Pflicht bei Mr. Claude zu thun.«

Isola wollte sich Fontaine nähern und mit ihm sprechen aber er winkte sie zurück und sagte:

»Nein, nein, er würde zwischen uns kommen und das könnte ich nicht ertragen. Ich muß dich aufgeben. Der Befehl ist gegeben und ich muß gehorchen.«

Fanny welche sah, daß er sich nicht in einem Zustande befand, in dem man vernünftig mit ihm sprechen konnte, zog Isola fort. Signora Roselli verließ mit einem Ausdruck der Wuth in ihrem Gesichte ebenfalls das Zimmer, und Savella welche vor Furcht fast gelähmt war, folgte ihr ohne Widerrede. Sommerton dagegen erklärte, daß er die Nacht in der Bibliothek zubringen wolle, um wenn etwas Besonderes vorkommen sollte, sogleich zur Hand zu sein.

Als Fanny und Isola in ihrem Zimmer angelangt waren fragte die erstere:

»Was kann dies zu bedeuten haben? Durch was ist dieses Getöse hervorgebracht worden?«

»Der Himmel weiß es,« sagte Isola. »Irgend ein schreckliches Unglück, in dem ich verwickelt bin muß diesem Hause drohen. In meiner Abwesenheit haben diese Leute so lange gegen mich gearbeitet, daß mein Vater jetzt vor mir zurückschreckt. Er befiehlt

mir, ihn zu verlassen, wenn er meiner am meisten bedarf; aber das werde ich niemals thun. Ich will bis aufs Aeufferste bei ihm ausharren. O Fanny ich bin sehr unglücklich.«

Fanny bot Alles auf, um sie zu trösten; darin stimmte sie aber mit Isola überein daß diese ihren Beschützer in dieser schweren Prüfung nicht verlassen dürfe.

In dieser Nacht wurde die Ruhe im Hause nicht mehr gestört

Achtundzwanzigstes Capitel.

Am folgenden Morgen hatte Fontaine eine heftige Gehirnentzündung und Doctor Sinclair wurde wieder zu ihm entboten. Da dieser fand, daß Sommerton wirklich viele medicinische Kenntnisse besaß, so nahm er keinen Anstand, sich mit ihm zu berathen und Beide thaten Alles, was für den Kranken geschehen konnte; aber der Wahnsinn, der sich seiner bemächtigt hatte, war bereits zu tief eingewurzelt, um so leicht wieder vertrieben zu werden.

Nach mehrwöchentlichem Krankenlager besserte sich sein körperlicher Gesundheitszustand, aber die schwarzen Wolken die sein Gemüth verdüsterten schienen sich noch mehr zu verdichten. Stundenlang saß er in dumpfer Betäubung da, die von Zeit zu Zeit durch einen Wuthausbruch unterbrochen wurde, der mitunter furchtbar war. Wenn er die Stimme der Signora hörte, oder wenn sie das Zimmer betrat, so war seine Wuth furchtbar. Selbst wenn Isola kam, gerieth er in heftige Aufregung, obschon sie anderer Art war und Doktor Sinclair sah sich deshalb veranlaßt, ihr den Besuch des Krankenzimmers ganz zu untersagen.

Schon nach den ersten Tagen schien er sie nicht mehr zu vermissen. Die schreckliche Bürde, die auf seiner Seele lastete, schloß alle andern Gedanken aus und Doktor Sinclair gab in seinen Berichten die er von Zeit zu Zeit »im Thale« erstattete, wenig Hoffnung für seine gänzliche Wiederherstellung.

Nachdem nunmehr Isola aus Fontaine' Nähe verbannt war, glaubte Mrs. Berkeley, daß es an der Zeit sei, dieselbe unter ihren eigenen Schutz zu nehmen und sie begab sich zur Ausführung dieses Vorsatzes eines Tages selbst nach Fontains.

Die Stellung Isolass war in der jüngsten Zeit fast unerträglich geworden. Seit Fontaine's Krankheit hatte Signora Roselli die ganze Leitung des Hauses an sich gerissen und die Italienerin behandelte sie sogar mit weniger Rücksicht als sie selbst den gewöhnlichen Dienstboten zeigte. Auch Sommerton gab auf die unzweideutigste

Weise zu erkennen, daß ihre Stellung in dem Hause seit dem Unglück, das ihren Beschützer getroffen sich vollständig geändert hätte und sie, die als die künftige Gebieterin von Fontains erzogen war, sah sich jetzt in schmachvoller Abhängigkeit von denjenigen die sie ebenso sehr fürchtete als verachtete.

Der von Fanny in ihr erweckte Verdacht hatte mittlerweile eine greifbare Gestalt angenommen, denn als sie eines Abends unüberlegter Weise von dem Glase mit Wasser trank, das auf ihrem Nachttische stand, befiel sie wieder jenes nicht zu verkennende Gefühl von Mattigkeit, das sie schon früher empfunden und sie schloß daraus, daß dem Wasser wirklich ein verderblicher Stoff beigemischt worden sei. Von nun an aber war sie vorsichtiger und jeden Morgen wenn sie hinunterkam, sah sie die forschenden feindseligen Blicke des schrecklichen Weibes auf sich gerichtet, deren Augen sie zu fürchten begann, als ob sie die Macht besäßen durch einen Blick einen unheilvollen Zauber auszuüben.

Savella selbst hielt sich von ihr fern und behandelte sie nicht selten mit Schroffheit, denn sie erblickte in Isola die Ursache der unheimlichen Töne, welche noch immer von Zeit zu Zeit das Haus erfüllten, obgleich sie nach und nach schwächer wurden und immer seltener wiederkehrten.

In der ganzen Umgegend redete man davon daß Fontains von bösen Geistern heimgesucht, und daß der Herr des Hauses durch ihre Erscheinung wahnsinnig geworden sei. Man sprach von einem lang verhehlten schwarzen Verbrechen für das Elende Fontaine jetzt durch den Verlust des Verstandes seine furchtbare Strafe erleide. Die fröhlichen Besucher, welche sonst die Räume von Fontains erfüllt hatten, hielten sich jetzt von einem Orte fern auf den ein doppelter Fluch gefallen war.

Mitten in dieser Vereinsamung ging Isola mit traurigem Herzen umher, da sie sich von der Seite desjenigen verbannt sah, für dessen Herstellung sie gerne ihr Leben geopfert hätte, während sie auf der andern Seite sehen mußte, daß sie, denen die sich alle seine Rechte angemäßt hatten, ein Dorn im Auge war.

Jeden Tag ließ man sie fühlen daß sie kein Recht habe,

dazubleiben und als Mrs. Berkeley kam und sie mit der Versicherung an ihr Herz zog, dass sie künftig die Stelle einer geliebten Tochter bei ihr einnehmen solle, weinte sie Thränen der Dankbarkeit an ihrer mütterlichen Brust.

»Ich kann Ihnen meine theure Madame, nicht so danken wie ich sollte,« sagte sie, »aber Sie können meine Gefühle besser begreifen, als ich sie auszudrücken vermag. Ich weiß, daß ich hier nicht am Platze bin, ich kann meinem Vater nicht mehr nützlich sein und ich überzeuge mich täglich, daß ich von denjenigen, die jetzt hier herrschen ungern gesehen werde. Selbst Savella benimmt sich zurückhaltend und zuweilen sogar unhöflich gegen mich. So kann ich nichts Besseres thun, als zu gehen, so schmerzlich es für mich sein muß, auch nur einen Tag von dem theuren Dulder getrennt zu sein, dem ich mich nicht mehr nähern darf. Es ist ein grausamer Schlag für mich, daß er mich nicht mehr liebt.«

»Denke das nicht, Isola, denn ich bin überzeugt, daß es nicht so ist. Man bemerkt oft bei Personen die an Irrsinn leiden, daß sie Diejenigen die ihnen in ihrem normalen Zustande am liebsten sind, in ihrer Krankheit am hartnäckigsten vermeiden. Daraus erklärt sich das Benehmen des armen Claude gegen Dich, aber ich bin überzeugt, daß er wieder hergestellt werden wird und dann wirst Du ihm eben so theuer sein als zuvor.

»Hat Dr. Sinclair eine solche Hoffnung ausgesprochen?« fragte sie eifrig. »Wenn er es gethan hat, so kann ich meinen Schmerz geduldig ertragen und abwarten bis es Gott gefällt, ihn mir zurückzugeben.«

Ich bin nicht vollständig von seiner Ansicht unterrichtet,« erwiderte sie ausweichend, »aber wir dürfen wenigstens hoffen mein Kind. Kannst Du nicht mit mir nach dem »Thale« zurückkehren? Alle Mitglieder meiner Familie sind begierig, Dich als Eine von uns zu bewillkommen Du kannst alle Tage herüberkommen oder senden um zu erfahren wie es dem armen Claude ergeht und wir werden alles aufbieten, um Dir den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen.«

»Sie sind zu gütig gegen mich. Ich vermag es nicht

auszusprechen wie tief ich Ihr Wohlwollen das mir zu einer Zeit zu Theil wird, wo ich dessen am meisten bedarf, empfinde. Aber ich kann heute Abend nicht mit Ihnen zurückkehren. Es ist schon spät und ich habe noch viel zu packen. Auch muß ich die Dienstleute von meiner Entfernung benachrichtigen und mich von ihnen verabschieden.«

»Das ist nicht mehr als recht, meine Liebe und doch wünschte ich, Du könntest mit mir zurückkehren denn in der letzten Zeit habe ich eine gewisse Unruhe um Dich empfunden. Es mag dies eine Folge von Fanny's Mittheilungen sein die in einer sehr auffallenden Weise von diesen Fremden spricht. Wenn Dr. Sinclair nicht die Behandlung Claude's besorgte, so würde ich wirklich Bedenken tragen ihn in ihrer Gewalt zu lassen.«

»Ich glaube nicht, daß sie ihm eilte Leid zufügen werden,« sagte Isola mit Thränen in den Augen. »Nachdem sie sich alles Dessen was er besitzt, bemächtigt haben fällt jeder Grund dazu hinweg. Obschon ich Sie nicht gerne in Ihrem Mißtrauen gegen diese Leute bestärken möchte, muß ich doch sagen daß ich froh bin sie verlassen zu können. Wenn mich Fanny morgen früh abholen will, so werde ich bereit sein mit nach dem »Thale« zurückzukehren.«

»Cousine Carrie wird selbst kommen, denn sie hegt den lebhaften Wunsch, Dich von Denjenigen zu entfernen welche, wie sie überzeugt ist, unfreundlich gegen Dich sind. Sie hat mir aufgetragen Dir zu sagen, daß Du sie in Allem, was Du bedarfst, von nun an wie eine ältere Schwester betrachten sollst. Ihr Vermögen ist bedeutend und das warme Freundschaftsgefühl, das sie längst für Claude gehegt, giebt ihr das Recht, seine Stelle bei Dir einzunehmen.«

Isola hatte längst geahnt, welches Interesse Miß Carleton für Fontaine hegte und sie begriff deshalb, daß es ihrem wunden Herzen einen süßen Trost gewähren müsse, wenn sie die Sorge für die Waise übernehme, die er wie sein eigenes Kind betrachtete.

Nach einer langen Unterredung waren sie endlich über ihre Pläne einig und die ältere Dame erhob sich, um zu gehen. Da Dr. Sinclair jeden Besuch seines Patienten streng verboten hatte, so sah sich Mrs. Berkeley genöthigt, das Haus zu verlassen ohne Fontaine

zusehen so sehr sie es gewünscht hatte.

Giles und Aggy wachten abwechselnd bei ihrem Gebieter, der sich gegen sie niemals heftig benahm. Isola hatte den Kummer, von ihnen zu erfahren daß er keinen Wunsch aussprach, sie zu sehen, ja daß nicht einmal ihr Name über seine Lippen kam.

Als der Wagen der ihre alte Freundin enthielt, davonfuhr, empfand sie bei dem Gedanken daß sie das Haus verlassen sollte, das sie von Jugend auf beherbergt hatte, ein Gefühl unbeschreiblicher Trostlosigkeit. Als sie, auf ihrem Zimmer angelangt, Celia den Befehl erteilte, ihre Effecten einzupacken sah sie das Mädchen mit verblüffter Miene an.

»Wohin gehen Sie, Miß?« fragte sie. »Dieses Haus ist ein sehr trauriger Platz; aber ich hoffe, Sie werden nicht fortgehen und uns mit dem Getöse und dem Weibe allein lassen die uns herumcommandirt, als ob wir ihre Sklaven wären.«

»Ja« ich gehe fort, Celia. Ich habe kein Recht mehr hier und mein Verbleiben wird mit scheelen Augen angesehen Mrs. Berkeley wünscht, daß ich bei ihr meinen Aufenthalt nehme und morgen werde ich nach »dem Thale« gehen um ganz dort zu bleiben.«

Celia brach in lautes Weinen aus.

»Das ist das Schlimmste, was noch vorgegangen ist,« sagte sie. Ich hoffe Miß, das Sie mich mit sich nehmen werden. Ich bin immer Ihre Dienerin gewesen und wenn der Herr sich darüber aussprechen könnte, so würde er sagen, ich solle mit Ihnen gehen.«

»Nein Celia, ich habe nicht das Recht, Dich von hier zu entfernen. Du mußt hier bleiben und Savella so treu sein wie Du es mir warst. Es thut mir leid, mich von Dir zu trennen von dem alten Hause, von seiner Umgebung, von Allem, bis auf den Rasen herab, wo ich als Kind so oft gespielt habe; aber es ist Gottes Wille und ich muß mich unterwerfen.«

Es kam Celia schwer an die Sache von diesem Gesichtspunkt aus anzusehen und sie weinte so bitterlich, daß sie Isola mehr bedauerte als sich selbst. Als das Einpacken beendet war, legte sie ihr Reitkleid an, und ging hinunter, um noch einmal ihr Pferd, wahrscheinlich zum letzten Mal, zu besteigen und als sie nach einer

halben Stunde in den Hof zurückritt, traf sie daselbst die Signora mit dem Ausdruck des Zorns im Gesichte.

»Sie haben sich eine ganz eigenthümliche Freiheit herausgenommen, indem Sie sich dieses Pferd satteln ließen Miß — Miß — ich weiß kaum, welchen Namen ich Ihnen geben soll, da Sie zu demjenigen, den Sie bisher geführt, kein Recht haben,« sagte sie, in dem ihr eigenthümlichen schneidenden Tone. »Selim gehört jetzt meiner Nichte und ich habe befohlen, daß er nur für ihren Gebrauch reservirt werde.«

Isola hatte sich seit einiger Zeit an solche unverschämte Reden die dieses rohe und herrschsüchtige Weib täglich an sie richtete, bereits gewöhnt und sie erwiderte darauf mit ruhiger Würde:

»Ich verlange hier gar nichts mehr, Madame, aber das bin ich überzeugt, daß Savella keine Einwendung dagegen erhoben hätte, daß ich das Pferd zum letzten Mal geritten, das so lange als mein Eigenthum gegolten hat. Unterlassen Sie Ihre Beleidigungen denn morgen verlasse ich dieses Haus, in dem ich so lange gelebt habe, durch Ihre unhöfliche Behandlung daraus vertrieben.«

»Sie verlassen Fontains? Wohin wollen Sie gehen? Was wollen Sie thun?«

»Ich habe der Mrs. Berkeley versprochen meinen Aufenthalt in »dem Thale« zu nehmen. Da ich aus der Gegenwart meines Vaters verbannt bin, und jetzt wo er mich nicht mehr zu beschützen vermag, in seinem Hause wie eine gemeine Magd behandelt werde, so begeben mich zu den Freunden deren Herz und Haus für mich offen sind.«

»Um ihnen« wie ich vermuthe, zur Last zu fallen, entgegnete sie mit einem höhnischen Lächeln. »Für eine solche zarte Dame, wie Sie sind, ist natürlich Alles besser, als für ihre Existenz zu arbeiten, obschon ich wetten möchte, daß Diejenigen denen Sie eigentlich angehören für die ihrige hart genug arbeiten müssen.«

Diese gemeine Rohheit würdigte Isola keiner Antwort. Sie ging vielmehr schweigend auf ihr Zimmer und machte dort ihren gepreßten Gefühlen durch eine Fluth von Thränen Luft.

Die Signora hatte Savella unter der Bewachung von Sommerton

zurückgelassen, während sie die Rückkehr Isolass erwartete, um ihr, wie sie sich ausdrückte, ihre Meinung über die Unverschämtheit zu sagen, daß sie ohne ihre Erlaubniß sich der Pferde bediente. Während dieser ganzen Zeit hatte sie die strenge Ueberwachung ihrer Nichte keinen Augenblick ausgesetzt, denn sie fürchtete Philipp Vane jetzt mehr als jemals.

Als sie wieder in Savellas Zimmer zurückkam, flüsterte sie Sommerton etwas ins Ohr, was diesen heftig zu erregen schien. Die Beiden gingen daraus mit einander hinaus, Savella allein lassend, aber die Vorsicht gebrauchend, die Thüre ihres Zimmers von außen zu versperren.

Als sie fort waren klatschte das junge Mädchen frohlockend in die Hände und sprang ans Fenster, wo sie ein weißes Tuch schwang und an einem Faden einen Brief hinabließ. Gleich darauf wurde das Signal von den Anlagen aus beantwortet als Zeichen daß Philipp, wie gewöhnlich um diese Abendstunde Wache stand. Savella hatte auf diese Weise trotz ihrer strengen Bewachung Mittel gefunden sich öfters mit ihm in Verbindung zu setzen. Nach dem Signale wartete Philipp bis die Nacht eingetreten war, ging dann zu dem Rosenbusch unter dem Fenster, machte den Brief los und befestigte einen eigenen an dem Faden.

Während dies vorging, zog die Signora Sommerton in ihr Zimmer, verschloß die Thüre und sagte:

»Ich habe Sie schon mehr als einmal darauf aufmerksam gemacht, daß Ihre Tropfen ihre Wirkung verfehlen. Ja sie scheinen ihr sogar gut ausschlagen und jetzt wird sie uns ganz und gar aus dem Garne gehen.«

Nach einer augenblicklichen Ueberlegung erwiderte Sommerton:

»Wäre es nicht wegen des Testaments so würde sie laufen lassen. Aber Fontaine wird höchstens noch wenige Monate leben und wir können ihr nicht zehntausend Pfund geben, die uns von Rechts wegen gehören. Wissen Sie auch gewiß, daß sie das Wasser getrunken hat? Ich habe die Tinktur stärker gemacht als früher und es ist unerklärlich, daß sie keine Wirkung auf sie macht.«

»Ich habe Mittel gefunden jeden Morgen in ihr Zimmer zu sehen

und das Glas war jedesmal theilweise geleert. Dies beweist, daß sie davon trinkt. Sie müssen einen Mißgriff gemacht und ihr etwas Unschädliches gegeben haben.«

»Als ob ich so etwas thun könnte,« erwiderte er verächtlich. »Ich glaube jetzt, daß sie Verdacht geschöpft hat und einen Theil des Wassers ausgießt, um Sie zu dem Glauben zu verleiten daß sie es trinkt. Wenn das der Fall ist, so müssen Sie eher Alles wagen, als ihr gestatten daß sie lebendig das Haus verläßt. Diese so bedeutende Summe, die uns gehört, darf unter keiner Bedingung in ihre Hände kommen.«

»In der jüngsten Zeit hat sie sich öfter ihren Thee in ihr Zimmer senden lassen,« sagte die Signora. »Heute Abend wird sie es jedenfalls thun, denn sie weint, weil sie von hier fort muß. Ich kann das Pulver sehr leicht hinein practiciren. Sie muß sterben ehe ein neuer Tag anbricht, denn das ist unsere einzige Sicherheit. Es fragt sich nur, ob Ihr Mittel keinen Verdacht erweckt!«

»Sie können darüber beruhigt sein. Da das Haus vor wenigen Tagen ausgemalt worden ist, so soll sie an Bleikolik sterben. Ich werde sagen, daß das Gift der Bleifarben ihre zarte Constitution zerstört habe. Niemand kann uns widersprechen denn meine Geheimmittel lassen keine Spuren zurück.«

Es lag etwas Teuflisches in der Ruhe, mit der dies geäußert wurde. Gewissensbisse waren dem Sprecher etwas Fremdes und die Zuhörerin war nicht weniger hart und herzlos.

»Ich hoffe« daß Sie Ihrer Sache vollkommen sicher sind. Jetzt bringen Sie mir das Mittel.«

Sommerton ging in sein Zimmer und kehrte gleich darauf mit einer ganz kleinen Portion glänzend weißen Pulvers zurück, das er seiner Angabe nach selbst bereitet hatte.

Als die Signora wieder in das Zimmer ihrer Nichte kam, fand sie dieselbe schlafend, aber es war nur Verstellung von Seite Savellas, um besser über die Mittel nachdenken zu können wie sie am besten aus dem Hause zu entkommen vermöchte, denn Philipp hatte ihr in seinem letzten Briefe gemeldet, daß Alles zur Flucht bereit sei, wenn es ihr nur gelänge, die Wachsamkeit ihrer Tante zu täuschen und mit

ihm in der Waldanlage zusammenzutreffen.

Das Abendessen wurde endlich angemeldet und da außer ihrem Verbündeten nur Savella, die ganz mit sich beschäftigt war, demselben beiwohnte, so fand die Signora hinlänglich Gelegenheit, das Pulver mit dem Zucker in die Mundtasse Isolas zu practiciren. Wie die Italienerin vermuthet hatte, kam Celia herunter, entschuldigte ihre Gebieterin mit einem heftigen Kopfweh und bat um eine Tasse Thee.

Mit fester Hand bereitete die Signora das Getränk und stellte es auf den Präsentirteller, den das Mädchen hielt. Sie bestand auch darauf, kaltes Huhn und Brod mitzusenden da Isola vielleicht davon genießen würde, wenn ihr Kopfweh vorüber sei.

»Rede Deiner jungen Dame zu, Celia, den Thee zu trinken so lange er heiß ist,« sagte die Signora. »Er ist das beste Mittel gegen Kopfweh.«

»Ja« Madame, sie trinkt ihn ohnedies immer heiß.«

Die beiden Verschworenen sprachen an diesem Abend mehr als gewöhnlich und auch Savella schien in besserem Humor zu sein als in den letzten Tagen. Durch Celia hatte sie von der beabsichtigten Abreise Isola's gehört und als das Essen vorüber war, stand sie auf und sagte:

»Ich will hinauf gehen und Isola besuchen. Es kommt mir hart vor, daß sie das Haus verlassen muß, das sie so lange als ihr eigenes betrachtet hat, aber die bösen Geister, die in das Haus eingezogen sind, scheinen entschlossen zu sein, es nicht eher zu verlassen bis sie fort ist, so werden wir sie denn wie ich glaube, gehen lassen müssen.«

»Du kannst ihr Lebewohl sagen,« erwiderte Sommerton, »aber die warnende Stimme, die so geheimnißvoll gesprochen hat, verbietet Dir, sie als Deine Freundin anzunehmen.«

Sie schauderte und wechselte die Farbe.

»Sie kann jetzt nicht mehr meine Freundin sein,« sagte sie, »denn ich schaudere vor ihr seit der schrecklichen Nacht in Onkel Claude's Zimmer jedesmal, so oft ich ihr nahe komme, zurück. Sie muß etwas Uebernatürliches an sich haben und wenn sie in der alten Zeit gelebt

hätte, so würde man sie eingezogen und als Hexe verbrannt haben. Ader ich will hinauf gehen und Abschied von ihr nehmen. Ich kann sie nicht ohne diesen fortgehen lassen. Sie brauchen mich nicht zu begleiten, Tante Bianca, denn ich werde geradeaus nach Isola's Zimmer gehen.«

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die Nacht war eingetreten. Die Signora wußte, daß Savella aus dem oberen Stocke nicht entfliehen konnte und sie gestattete ihr deshalb, allein hinaufzugehen. Anstatt aber geradeaus, wie sie versprochen hatte, zu Isola zu gehen, eilte sie in ihr eigenes Zimmer, öffnete das Fenster und zog den Brief von Philipp herauf.

Sie drückte ihn entzückt an die Lippen und las ihn beim Scheine des glimmenden Kaminfeuers. Eine Stelle zog besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich, so daß sie dieselbe wiederholt überlas. Sie lautete folgender Maßen:

»Die heutige Nacht wird sehr dunkel sein, meine Geliebte. Wenn Sie aus dem Hause entkommen können, so werden Sie mich bis Mitternacht an der untern Pforte finden, die nach dem Platze zu führt, wo wir uns so oft getroffen. Ich habe Alles zur augenblicklichen Flucht vorbereitet und wenn Sie sich einmal zu Pferde neben mir befinden kann Sie nichts mehr von meiner Seite reißen. Kommen Sie« Savella, denn ich kann nicht mehr ohne Sie leben.«

»Ich will kommen,« sagte sie eifrig. Dann zündete sie die Lampe an, schrieb hastig einige Zeilen und ließ sie hinunter. Als Signal schwang sie am Fenster die Lampe hin und her.

Als sie so ihre eigenen Angelegenheiten abgethan hatte, dachte sie auch wieder an Isola. Da die Signora die Verbindungsthüre verschlossen hielt, so konnte sie nur vom Gange aus in das Zimmer ihrer Nachbarin gelangen. Ihr lautes Klopfen blieb unbeantwortet. Sie öffnete deshalb die Thüre und trat ein. Isola saß in ihrem Nachtgewande und mit aufgelöstem Haare vor dem Feuer. Ihre Hände hingen bewegungslos an ihren Seiten herunter und ihr Kopf ruhte auf der hohen Rücklehne des Stuhls. Sie war vollkommen farblos und schien in schmerzlicher Weise nach Athem zu ringen.

Savella sprang mit dem Ausrufe aus sie zu:

»Gott im Himmel! Isola was ist Ihnen? Sie sehen ja aus als ob Sie sterben,« wollten.«

»Ich glaube, ich werde sterben,« sagte sie mit schwacher Stimme. Celia ist zum Essen gegangen und bald darauf wurde ich von einem so plötzlichen und heftigen Brustschmerz befallen daß ich weder rufen noch klingeln konnte. Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, denn ich muß sogleich zu Bett gehen. Seien Sie so gefällig, Celia zu rufen.«

Savella riß heftig an dem Glockenzuge und wenige Augenblicke daraus trat Celia erschrocken herein. Als sie den Zustand ihrer Gebieterin sah, stieß sie einen Angstruf aus.

»O Mist Savella, was kann über sie gekommen sein, seit ich hinuntergegangen bin? Als sie ihren Thee getrunken hatte, sagte sie, sie fühle sich besser. Wo fehlt es Ihnen Miß Isola? Wo thut es Ihnen weh?«

»Ich weiß es nicht. Ich fühle mich so unwohl und schwach, daß ich kaum ein Glied rühren kann. Hilf mir ins Bett Celia und sende Jemand zu Dr. Sinclair.«

Das Mädchen hob die zarte Gestalt in ihren kräftigen Armen empor und legte sie ins Bett. Savella aber eilte zu ihrer Tante, um ihr zu melden, daß Isola sehr krank sei. Sie hoffte dabei im Stillen daß dieser plötzliche Unfall eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihrer Flucht darbieten möchte.«

Mit einigem Anschein von Interesse ging die Signora hinauf, um sich selbst von Isola's Zustand zu überzeugen. Ohne eine Regung des Mitleids blickte sie auf das Gesicht, das sich seit einer Stunde so sehr verändert hatte. Die fahle Farbe des Todes hatte sich bereits darauf niedergelassen. Ihr Bewußtsein war entschwunden und sie wußte nicht, was in ihrer Nähe vorging.«

»O, was soll ich thun? Was soll ich thun?« rief Celia händeringend.

»Still mit dem Lärm!« gebot die Signora. »Es ist nutzlos zu Dr. Sinclair zu schicken, denn bis er kommt, wird sie über alle Hilfe hinaus sein. Mr. Sommerton ist ein eben so guter Arzt als er. Sage ihm, er möge heraufkommen und sehen was zu thun ist.«

Dem Befehle gehorchend, verließ Celia das Gemach, um Sommerton aufzusuchen, während die Signora sich über ihr Opfer

beugte und mit sichtbarer Befriedigung den Zustand desselben beobachtete.

Isolas Nachtkleid war nur unvollständig befestigt worden, so daß es sich, als sie in das Bett gehoben wurde, etwas auf die Seite schob, wodurch sich ein Theil der Schulter entblößte, auf dem sich ein eigenthümliches Mal befand. Auf dieses hefteten sich die Blicke der Signora und in lebhafter Erregung riß sie das Kleid vollends weg und legte die ganze Schulter bloß.

Ihr schneller Athem und die plötzliche Blässe, die ihr Gesicht überzog, verkündeten deutlich, daß sie sich in einem Zustande der größten Aufregung befand. Unfähig sich länger aufrecht zu halten, sank sie auf einen Stuhl, sich zitternd vor der Ueberzeugung beugend, die sich mit unwiderstehlicher Macht ihrem Bewußtsein aufdrängte.

Als Sommerton einige Minuten darauf ins Zimmer trat, fiel ihm sogleich das veränderte Gesicht seiner Mitschuldigen auf.

»Was ist vorgefallen,« fragte er bebend, »das Sie so außer Fassung gebracht hat? Nehmen Sie sich zusammen ehe das Mädchen kommt, wenn Sie sich nicht verrathen wollen.«

»Sehen Sie das an,« sagte sie leise, auf das Mal deutend.

»Was soll denn das bedeuten?« fragte er. »Es sieht aus, als ob sie mit rothem Wein gezeichnet wäre. Das ist aber nichts Ungewöhnliches. So fassen Sie sich doch, Sie sehen ja aus, als ob Sie ein Gespenst gesehen hätten.«

»So ist es auch,« war die zitternde Antwort, »das Gespenst der schrecklichen Vergangenheit. Das Mädchen darf nicht sterben. Retten Sie es, ich befehle es Ihnen.«

»Haben Sie auch Ihren Verstand eingebüßt?« fragte er verächtlich. »Weshalb soll ich sie retten nachdem Sie selbst über ihr Schicksal verfügt hatten?«

Sie legte ihre Lippen an sein Ohr und hauchte einige Worte in dasselbe. Sein Gesicht veränderte sich ein wenig, aber er antwortete in ruhigem kalten Tone:

»Selbst wenn dies wahr sein sollte, so müßte es Sie in Ihrem

Vorsatze nur bestärken.«

»Nein, nein, ich sage Ihnen nein! Ich rühme mich nicht, eine Heilige zu sein, aber dieses Verbrechen wage ich nicht zu begehen. Ich sage Ihnen sie darf nicht sterben. Wir können sie auf andere Weise unschädlich machen.«

»Aber wie?«

Das wird sich später finden. Handeln Sie jetzt, ich bestehe darauf. Sie besitzen ein Gegengift. Holen Sie es. Bieten Sie Ihre ganze Geschicklichkeit auf, um sie zu retten, oder ich weiß nicht, was ich thun werde.«

»Ich will Ihren Wunsch erfüllen; aber wenn Ihr Verdacht gegründet ist, so kann sie uns später noch viel zu schaffen machen.«

»Ich handle nicht nach Verdacht, sondern nach Gewißheit. Eilen Sie, um Ihr Gegenmittel zu holen. Sie befindet sich fast in sterbenden Zustande und wenn sie stirbt, so wird es schlimm für Sie sein.«

Dieses schnelle Zwiegespräch wurde leise in einer Fensternische geführt und Celia, die sich wieder an die Seite ihrer Gebieterin geschlichen verstand kein Wort davon. Ehe Sommerton das Zimmer verließ, ertheilte er ihr den Befehl, warmes Wasser zu bringen und schon nach einigen Minuten kehrte er selbst mit dem Gegenmittel wieder zurück.

Der festgeschlossene Mund Isolass wurde mit Gewalt geöffnet und die Flüssigkeit hineingegossen. Dann ließ Sommerton ihre kalten Glieder von Aggy die dazu gekommen mit Flanell, der in warmes Wasser getaucht war, abreiben mit unermüdlicher Anstrengung setzten die drei Wärterinnen diese Arbeit bis spät in die Nacht fort. Erst nach mehreren Stunden kam wieder einiges Leben in die erstarrten Glieder der Kranken.

Die Signora wurde nicht müde in ihren Bemühungen sie wieder herzustellen und Sommerton bot auf ihr Geheiß seine ganze Geschicklichkeit auf.

Endlich wich die bläuliche Farbe von den Händen und Lippen Isolass. Ihre Augen öffneten sich, schlossen sich aber mit einem Schauer sogleich wieder, als sie auf die Signora fielen.

»Was ist mir begegnet?« fragte sie mit schwacher Stimme. »Ich habe ein Gefühl, als wenn ich erst vom Tode erlöst worden wäre.«

»So ist es auch, meine liebe Miß Isola,« sagte Aggy. »Ohne den Beistand des Mr. Sommerton und der Signora würden Sie jetzt bei den Engeln sein. Aber Sie sind jetzt in der Besserung begriffen und werden bald wieder ganz wohl sein.« »War ich denn wirklich so krank und sie haben mir geholfen?« murmelte sie. »Es scheint unmöglich.«

»Warum, Mist Isola?« fragte Sommerton in seinem süßesten Tone, indem er ihren Puls fühlte. »Savella hat Sie hier fast bewußtlos gefunden und als ich Ihren Zustand untersucht, fand ich, daß Sie von den giftigen Ausdünstungen der frischen Farben, welche beim Anstreichen des Hauses gebraucht wurden, erkrankt sind. Glücklicher Weise wußte ich, welche Mittel anzuwenden waren, Sie haben in großer Gefahr geschwebt und neben der Vorsehung haben Sie Ihr Leben den Anstrengungen der Signora Roselli und mir zu verdanken.«

Isola blickte Aggy an, als ob sie aus ihrem Munde eine Bestätigung dieser Versicherung zu erhalten wünsche und die alte Haushälterin antwortete ohne Zögerung auf diese stumme Aufforderung:

»Ja, Mr. Sommerton hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Er und die Signora haben Alles, was in ihren Kräften lag, gethan um Sie wieder zu sich zu bringen. Sie haben Sie keinen Augenblick verlassen und ich glaube, daß ihre Bemühungen Sie gerettet haben.«

»Dann muß ich Ihnen danken,« sagte sie mit Anstrengung, »aber ich bin zu schwach, um viel zu sprechen.«

»Es ist auch nicht wünschenswerth, daß Sie es thun Sie müssen jetzt Ruhe haben,« sagte Sommerton und nachdem er Aggy, welche bis zum Morgen bei ihr bleiben sollte, einige Verhaltensregeln gegeben, verließen die beiden Verbündeten das Gemach.

Isola war zu sehr erschöpft, um über das Benehmen derselben das sie ganz verwirrt hatte, weiter nachzudenken. Als sie zuerst das Gefühl der Lähmung verspürte, das sich nach und nach über ihren ganzen Körper verbreitete, da kam ihr der Gedanke, daß diese

Fremden endlich ihre mörderische Absicht erreicht hätten und jetzt mußte sie hören daß sie denselben ihr Leben zu verdanken habe.

Aber sie verfiel bald in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie erst spät am folgenden Morgen durch eine Bewegung im Hause erweckt wurde. Zu schwach um aufzustehen schickte sie Aggy fort, um zu sehen, was vorgefallen war.

Savella blieb in Isolas Zimmer, bis sie von ihrer Tante die Versicherung erhielt, daß die Hauptgefahr vorüber sei. Sie hatte schon früher beschlossen die Gelegenheit, die sich durch die Beschäftigung ihrer Tante darbot, zur Flucht zu benutzen aber nicht gewagt, sich früher zu entfernen, um keinen Verdacht zu erregen. Jetzt sagte sie gähnend:

»Ich bin ermüdet und schläfrig und möchte mich niederlegen wenn Sie nichts dagegen haben Tante Bianca.«

»Du kannst Dich niederlegen,« sagte die Signora und da die äußere Thüre zu Deinem Zimmer verschlossen ist, so will ich Dir diese da öffnen damit Du durchgehen kannst.«

Savella lächelte triumphirend, denn sie hatte in der Verwirrung Gelegenheit gefunden einen Augenblick hinauszuschlüpfen und den Schlüssel umzudrehen den ihre Tante im Schlosse der äußeren Thüre gelassen.

Die Mittel zur Flucht standen ihr jetzt offen und obschon sie gewärtig sein mußte jeden Augenblick von ihrer Tante überrascht zu werden so beschloß sie doch das Wagestück auf alle Gefahr hin zu unternehmen.

Als sie in ihr Zimmer kam, war ihr erstes Geschäft, daß sie aus Kleidern eine Puppe anfertigte, die sie mit der Nachtjacke und Schlafhaube ausschmückte und so ins Bett zurechtlegte, daß ihre Tante dadurch getäuscht werden sollte. Mit boshafter Freude dachte sie dabei an die Bestürzung der Signora, wenn sie am andern Morgen den Streich, den sie ihr gespielt, entdecken würde.

Als sie damit fertig war, stellte sie die Lampe so tief, daß sie nur

ein schwaches Dämmerlicht im Zimmer verbreitete, zog ihr dunkles Reitkleid an, nahm Hut und Shawl und glitt leise zur Thüre hinaus.

Seit den nächtlichen Störungen ließ man die Lampen in den Gängen und auf den Stiegen die ganze Nacht über brennen und mit weniger Zögerung, als außerdem der Fall gewesen wäre, stahl sie sich leise die Treppe hinunter, bei jedem Schritte fürchtend, von dem unheimlichen Klopfen das sich noch immer von Zeit zu Zeit hören ließ, überrascht zu werden.

Aber Alles blieb still und sie erreichte in Sicherheit die untere Hausflur. Da sie sich nicht getraute, ihren Ausgang durch die vordere Thüre zu nehmen, weil sie fürchtete, daß der Wärter, der im Zimmer ihres Onkels wachte, sie hören und Lärm machen könnte, so suchte sie eine in den Hof führende Seitenpforte auf und nach einiger Anstrengung gelang es ihr, den schweren Riegel zurückzuziehen.

Die Thüre öffnete sich geräuschlos; aber hier erwartete sie eine Gefahr, auf die sie nicht vorbereitet war. Ein großer neufundländer Hund hielt außen an der Thüre Wache und als sie dieselbe öffnete, saß er aufrecht da und stieß ein dumpfes Knurren aus. Aber ihre Geistesgegenwart verließ sie nicht. Sie rief ihn leise beim Namen und klopfte ihm schmeichelnd auf den Kopf.

Nero erkannte sie und erwiderte ihre Liebkosungen indem er sich auf die Hinterfüße stellte und ihr seine großen Pfoten auf die Schultern legte. Nachdem sie sich von ihm losgemacht, schloß Savella die Thüre und stieg rasch in den Hof hinunter; aber Nero billigte es nicht, daß seine junge Gebieterin in dieser späten Stunde der Nacht allein ging und er folgte ihren Schritten bis sie an eine kleine Thüre gelangte, die in die Anlagen führte.

Die Nacht war ohne Mondschein, aber sternenhell und als Savella ihre Hand auf den Drücker der Thüre legte, sprang eine Gestalt unter einem in der Nähe stehenden Baum mit dem Ausrufe hervor:

»Bist Du es, mein Engel? Bist Du endlich der harten Gefangenschaft entronnen? O Savella, Geliebte, wie selig bin ich in dieser glücklichen Stunde!«

»Lieber Philipp, ich wußte, daß ich Sie hier finden würde. Bringen Sie mich so bald als möglich von hier weg, denn ich bin vor

Schrecken ganz von Sinnen. Ich bin ganz allein durch dieses gespenstige Haus gegangen jeden Augenblick erwartend, daß irgend eine geheimnißvolle Stimme mich anrufen und meiner Flucht Einhalt thun würde. Glücklicher Weise ist es nicht geschehen, sonst würde ich in Ohnmacht gefallen sein.«

Philipp zog sie an die Brust und sagte mit Feuer:

»Ihr Muth hat Sie mir doppelt theuer gemacht, Savella. Unsere Pferde stehen unter der Aufsicht meines Reitknechts nicht weit von hier. Wir können noch bequem den letzten Bahnzug erreichen und morgen werden wir verbunden werden.«

Der Hund winselte und sprang um Philipp herum, denn sie waren alte Bekannte. Er aber brachte ihn zurück und schloß die Thüre hinter ihm.

»Gehe zurück auf Deinen Posten alter Bursche. Wir können Dich nicht brauchen. Meine Braut ist errungen und ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt.«

Dreißigstes Capitel.

Wenige Schritte brachten sie an den Ort, wo die Pferde standen. Der Bediente erhielt den Befehl, nach Dunlorn zurückzukehren und seiner Gebieterin die gelungene Entführung der Erbin von Fontains durch ihren Sohn zu melden und wenige Augenblicke darauf flogen die Liebenden mit Windeseile auf dem Wege nach der Eisenbahnstation dahin.

Nach zwei Stunden trafen sie daselbst ein und gerade zur rechten Zeit, denn zehn Minuten darauf fuhr der Zug vor dem kleinen Stationshause an, wo er gerade solange hielt, als zum Ein- und Aussteigen der Passagiere nothwendig war und dann mit einer Schnelligkeit, die jeder Verfolgung spottete, weiter sauste.

Philipp ließ seine Pferde unter der Obhut des Stationsmeisters zurück, dann hob er Savella triumphirend in den Wagen und setzte sich neben sie auf den Sitz, in Gedanken darüber frohlockend, daß er sie Alle überlistet und daß Fontains nunmehr bald sein Eigenthum sein werde. Savella hielt ihr Gesicht unter ihrem dicken Schleier verborgen und die Liebenden brachten die Nacht damit hin daß sie sich von ihrem künftigen Glück unterhielten. Sie war unendlich glücklich und kein Zweifel über die Zukunft störte den köstlichen Traum, in welchem sie schwelgten.

Sie erreichten ohne Aufenthalt London und da er vorher schon für eine Heirathserlaubniß Sorge getragen, so fand er ohne Schwierigkeit einen Geistlichen der sie zusammengab. Zwei wonnevolle Tage wurden darauf verwendet, die Wunder der Hauptstadt zu besichtigen und dann trat das neuvermählte Paar den Rückweg an.

An der Station von der sie abgefahren waren erwartete sie der Wagen des Mr. Vane und eine Stunde darauf wurde die Braut von ihren neuen Eltern bewillkommt und beglückwünscht.

Sie haben eine regelmäßige Belagerung erfahren meine Liebe,« sagte Mrs. Vane in heiterem Tone zu Savella, und der arme Philipp

war in Verzweiflung darüber, daß man sie so eng eingeschlossen hielt. Ich hoffe aber, daß Sie nunmehr Ihre eigene Herrin sein, und Ihrer Tante zu verstehen geben werden daß ihre Herrschaft zu Fontains ein Ende erreicht hat. Sie müssen einige Tage bei mir bleiben bis der erste Sturm ihres Zornes sich gelegt hat, dann können Sie ruhig hingehen und Ihren Platz als Gebieterin des Hauses einnehmen.«

»Ich danke Ihnen Es ist mir lieb, daß ich bei Ihnen vor dem ersten Wuthausbruch meiner Tante gesichert bin. Ich will Philipp hinüberschicken, damit er den Hauptstoß aushält und wenn er ihren Aerger durch solche anmuthige Entschuldigungen, die er so gut anzubringen versteht, etwas besänftigt hat, so will ich mich auch zurückwagen. O, ich kann nicht an ihr Gesicht denken als sie die Puppe fand, die ich so sauber aufgeputzt, um meine kostbare Person vorzustellen.« Und Savella lachte mit der Heiterkeit eines Kindes.

Die Uebrigen lachten auf Kosten der Signora herzlich mit. Sie ließen sich nichts träumen von der Macht, die sie noch immer in ihren mitleidslosen Händen hielt.

Philipp spielte den aufmerksamen und zärtlichen Liebhaber gegen seine junge Frau und die Augen Savella's erglänzten von dem Glücke, das ihr Herz erfüllte. Das Weib ihres angebeteten Philipps zu werden, war seit Wochen der einzige Traum ihres Lebens gewesen und die Erfüllung desselben stellte sie vollkommen zufrieden.

Auch Philipp befand sich in der heitersten Stimmung. Die Aussicht auf eine glänzende Zukunft erfüllte sein selbstsüchtiges Herz mit Entzücken. Bei Fontaines Unfähigkeit, seine Angelegenheiten selbst zu verwalten rechnete er darauf, daß die sehr bedeutenden Einnahmen des großen Guts sehr bald zu seiner alleinigen Verfügung stehen würden und er machte sich bereits Pläne darüber, welche Veränderungen er in dem Leben zu Fontains einführen wollte. Philipp sowohl als seine übergelücklichen Eltern waren vollkommen davon überzeugt, daß er nur nach Fontains zu gehen brauche, um davon im Namen seiner Frau Besitz zu ergreifen.

Unterdessen hatte die Signora Roselli die List entdeckt, durch die sie sich mit solchem Erfolge hatte täuschen lassen. Ermüdet und niedergeschlagen, ihr Gemüth mit ungewohnten Gedanken erfüllt, hatte sie Isolass Zimmer verlassen und sich nach einem Blicke auf das Bett ihrer Nichte ruhig niedergelegt.

Sie glaubte, daß Savella neben ihr in sanftem Schlafe liege und hatte nicht die geringste Ahnung davon daß sich etwas Besonderes zugetragen.

Sie schlief bis spät am folgenden Morgen und als sie erwachte, war sie überrascht darüber, daß Savella das Bett noch nicht verlassen hatte. Sie klingelte und als Celia hereinkam, sagte sie zu ihr:

»Wecke meine Nichte auf. Es ist etwas ganz Ungewöhnliches, daß Savella so lange schläft. Freilich hat sie sich gestern später als gewöhnlich niedergelegt.«

Celia näherte sich dem Bette und rief mehrmals den Namen ihrer jungen Gebieterin. Als aber keine Antwort darauf erfolgte, sagte die Signora ärgerlich:

»Kannst Du nicht lauter rufen um sie aufzuwecken? Sie ist heute ein wahrer Siebenschläfer.«

Das Mädchen gehorchte, stieß aber plötzlich einen so lauten Schrei aus, daß Alle, die ihn hörten erschrakten. Die Signora ließ den Kamm fallen, den sie in der Hand hielt und fragte mit ängstlichem Tone:

»Ist sie todt? Ist diese Vergeltung über mich gekommen für —«

Sie unterbrach sich, denn Celia ließ so eben den Ruf vernehmen:

»Es ist nur eine Kleiderpuppe und die junge Miß ist auf und davon.«

Wüthend sprang die Signora empor und auf sie zu, erfaßte und schüttelte sie aus Leibeskräften, so daß ihr selbst der Athem dabei ausging.

»Du — Du — hast ihr geholfen,« schrie sie. »Leugne es nicht, Du miserables Geschöpf, aber ich werde Dich dafür zu bestrafen wissen.«

So angeklagt, vertheidigte sich Celia mit dem Bewußtsein der Unschuld.

»Ich weiß eben so wenig davon, was aus ihr geworden ist, als ein Todter. Bitte schütteln Sie mir den Athem nicht aus, denn ich habe nichts mit dieser Geschichte zu thun gehabt. Wenn Miß Savella fort ist, so weiß ich nicht, wohin sie gegangen ist, obschon ichs errathen kann.«

»Elende! Du hast ihr fortgeholfen, Du hast ihr die Thür aufgeschlossen, sonst hätte sie niemals entfliehen können.«

»Ich weiß nichts von der Thür. Sie war noch versperrt als ich herauf kam und ich schloß sie erst auf, um mich einzulassen. Fragen Sie Aggy, ob ich Lügen sage. Es ist hart, so verdächtigt zu werden, wenn man nichts gethan hat.«

Das Mädchen hatte eine so aufrichtige Miene, der Ausdruck seines Gesichts verrieth so viel Offenheit, daß die Signora an der Wahrheit seiner Aussage nicht mehr zweifeln konnte. Sie warf ihren Schlafrock um und eilte zu ihrem Verbündeten.

»Sie ist fort!« schrie sie Sommerton entgegen: »Das hinterlistige Geschöpf ist davon gelaufen und alle unsere Pläne werden zu Wasser. Was können wir thun? Können wir sie nicht noch verhindern Philipp Vane zu heirathen?«

Sommerton stand einen Augenblick wie betäubt und keines Wortes mächtig.

»Warum sprechen Sie nicht?« fragte sie leidenschaftlich. »Warum stehen Sie da, als ob Sie von Stein wären? Ermannen Sie sich und folgen Sie ihr, schnell, schnell! Es ist vielleicht noch nicht zu spät.«

»Wie lange ist es her, seit sie fort ist?«

»Ich kann es nicht sagen, aber es müssen viele Stunden verflossen sein. Indeß kann es noch nicht zu spät sein, sie zurückzubringen. Gehen Sie ihr nach und sagen Sie ihr, wieviel davon abhängt, daß sie uns treu bleibt. Gehen Sie, gehen Sie! und bringen Sie mir Savella zurück.«

»Es ist jetzt nutzlos,« sagte er düster. Jede Verfolgung würde zu keinem Ziele führen denn jedenfalls haben sie ihre Flucht mit der

Eisenbahn bewerkstelligt.«

»So telegraphiren Sie. Lassen Sie die Flüchtlinge verhaften und auf alle Gefahr hin zurückbringen.«

»Aber, wohin soll ich denn telegraphiren? Sie können im ersten Dorfe geblieben oder auch weiter gereist sein. Ich sage Ihnen daß wir uns so gut als möglich aus dieser Geschichte ziehen und den jungen Mann in unser Vertrauen einweisen müssen. Er wird wenige Bedenken haben und er ist eben so sehr als wir bei unserer Angelegenheit betheiltigt.«

Diese Anschauung des Falls steigerte ihren Zorn nur noch mehr und sie sagte in heftigem Tone:

»Mit Ihren klugen Vorschlägen können Sie mich wirklich außer alle Fassung bringen. Ihn in unsere Karten sehen lassen würde Alles verderben. War nicht die Entdeckung der vorigen Nacht schon schlimm genug, daß auch noch dieses Unglück sobald schon darauf folgen mußte? Und Sie, der es weiß, wie viel auf dem Spiele steht, sprechen auf solche abgeschmackte Weise. Ich werde noch ganz toll werden. O, ich weiß gar nicht, was ich thun soll.«

»Ich will Ihnen sagen, was Sie thun sollen,« erwiderte Sommerton mit ruhiger Fassung. »Der einzige richtige Weg, den Sie einzuschlagen haben ist folgender: s Beruhigen Sie sich und handeln Sie wie eine verständige Frau. Gehen Sie und machen Sie Ihre Toilette und gewöhnen Sie sich zugleich an den Gedanken daß die Heirath Savellas mit Vane trotz aller unserer Bemühungen sie zu verhindern stattfinden wird. Ein wenig Nachdenken wird Ihnen beweisen, daß ich die Wahrheit spreche. Ich werde ihm bald zeigen, daß er sich ganz in unserer Gewalt befindet und ich begreife ihn zu gut, als daß ich eine Bloßstellung von ihm fürchtete. Er wird lieber gemeinschaftliche Sache mit uns machen als den Verlust des Vermögens wagen, nach dem er lüstern ist. Ueberlassen Sie Alles mir. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich nur unser Bestes im Auge habe.«

Die Signora sah ihn einen Augenblick an, dann ging sie schweigend auf ihr Zimmer.

Einunddreißigstes Capitel.

Giles fragte bei der Signora an, ob er die Umgebung des Schlosses nach dem vermißten Mädchen durchsuchen lassen solle, sie lehnte es aber ab, denn sie wußte wohl, daß Savella sich für immer ihrer tyrannischen Gewalt entzogen habe und daß demnächst ein Mann ebenso eigennützig und gewissenlos als sie und Sommerton, seinen Einzug halten und den Reichthum in Besitz nehmen werde, den sie selbst schon in Händen zu haben glaubten. Es konnte ihr auch nicht entgehen daß ohne eine starke Macht über Philipp ihre Anwesenheit in Fontains von diesem nicht lange geduldet werde. Endlich, nach längerer Ueberlegung murmelte sie:

»Ich werde Mittel finden ihn gefügig zu machen, selbst wenn ich —«. Der Gedanke, der jetzt folgte, wurde nicht ausgesprochen, aber ihr Gesicht nahm seinen entschiedensten Ausdruck an und es dauerte mehrere Minuten bis sie hinlängliche Selbstbeherrschung gewann, um in Isolass Zimmer zu gehen und sie zu fragen, wie sie den letzten Theil der Nacht zugebracht habe,

Sie fand sie blaß und schwach, aber das war nach dem was geschehen, nicht anders zu erwarten. Mit einem Anschein von Interesse, das die Kranke überraschte, untersuchte die Signora ihren Zustand und drang darauf, daß sie im Bette verweilen und nicht daran denken solle, an diesem Tage das Haus zu verlassen.

»Sie würden durch einen solchen Schritt Ihr Leben in Gefahr setzen,« sagte sie, »und nachdem Signor Sommerton und ich uns so viele Mühe gegeben, Sie zu retten, habe ich wohl einiges Recht, Ihnen in dieser Sache etwas einzureden.«

»Ich danke Ihnen und Mr. Sommerton für Ihre Güte. Ich glaube, daß ich gar nicht im Stande wäre, eine Anstrengung zu machen denn es ist mir, als ob alle Lebenskraft aus meinem Körper gewichen wäre.«

»Das wird bald wieder vorübergehen. Bei Ihrer Jugend und guten Natur werden Sie bald Ihre gewöhnliche Gesundheit wieder

erlangen. Wenn Sie wiederhergestellt sind, so möchte ich fast wünschen, ich könnte Sie in die Stellung bringen, die meine undankbare Nichte einnimmt. Sie werden gehört haben, daß sie durchgegangen ist. Ohne Zweifel wird sie in wenigen Stunden das Weib von Philipp Vane sein.«

»Armes Mädchen!« sagte Isola, »Ich fürchte ihr Traum von Glück wird von keiner langen Dauer sein. Sie betet Philipp an und er —«

Sie hielt plötzlich inne, die Signora aber nahm ihr Wort auf und fuhr in aufgeregtem Tone fort:

»Und er hat sich für das Geld verkauft, das er dadurch zu gewinnen hofft. Ich weiß, daß dieser Mann Sie geliebt hat, Isola, ich weiß, daß er Sie zu gewinnen suchte, bis Savella kam und die Erbschaft in Anspruch nahm, von der er geglaubt hatte, daß sie Ihnen gehöre. Doch es nützt zu nichts, von etwas zu sprechen, was für mich so peinlich ist; aber Philipp Vane wird bald finden daß ich ihm mehr als gewachsen bin. Guten Morgen meine Liebe, ich muß jetzt zum Frühstück hinunter gehen. Sie sind auch noch zu schwach um viel zu sprechen.«

Isola war in einen leichten Schlummer gefallen, aus dem sie durch den Ton von Stimmen aufgeweckt wurde und als sie die Augen öffnete, sah sie Miß Carleton welche mit einem Ausdruck zärtlicher Besorgniß auf ihrem schönen Gesicht sich zu ihr niederbeugte.

»Mein liebes Kind, ich bin gekommen um Dich als die Meinige in Anspruch zu nehmen und jetzt finde ich Dich so,« sagte sie. »Was ist die Veranlassung zu diesem plötzlichen Anfall? Denn in der letzten Zeit schienst Du vollkommen wiederhergestellt.«

»Ich kann doch nicht so sehr stark gewesen sein, Cousine Carrie,« antwortete Isola, »denn der Geruch der frischen Farbe hat mich sehr krank gemacht. Ohne die ärztliche Geschicklichkeit des Dr. Sommerton hätte ich, wie ich glaube, sterben müssen.«

»So hat mir Aggy bereits gesagt. Ich bin ihm sehr dankbar für seine Güte. Ich hatte gehofft, Dich mit mir nach »dem Thale« zurückzubringen aber in Deinem gegenwärtigen Zustand ist es unmöglich. Ich werde deshalb den Wagen zurücksenden und hier bleiben bis Du im Staude bist, mit mir zurückzukehren.«

»Ich danke Ihnen theuerste Freundin. Sie sind zu gütig. Ich weiß, daß ich sehr dankbar gegen die Signora und Sommerton sein sollte; aber es thut mir leid, daß ich es nicht in dem Maße bin, wie sie es verdienen, denn ich muß unwillkürlich vor ihnen zurückschrecken, wenn sie in meine Nähe kommen. Ist dies nicht recht böse voll mir, nachdem sie mir das Leben gerettet?«

»Nach Allem was Du früher von ihnen erduldet hast, halte ich Deine Gefühle für sehr natürlich. Eine Wohlthat, so wichtig sie sein mag, kann die Erinnerung an eine Reihe von Unbilden und Beleidigungen wie man sie Dir in der letzten Zeit angethan nicht auslöschen. Aber sie haben jetzt ein Ende, Isola. Du sollst meine Tochter sein, bis George zurückkehrt und Dich als die Seinige in Anspruch nimmt. Wir haben heute Morgen Briefe von dem braven Jungen erhalten und hier ist einer für Dich.«

»Lassen Sie ihn sehen, legen Sie ihn auf das Bett, bis ich kräftig genug bin ihn selbst zu lesen einstweilen aber erzählen Sie mir, was er in Ihren Briefen geschrieben hat.«

»Hier ist Deine kostbare Botschaft, meine Liebe,« sagte Miß Carleton George ist entzückt voll St. Petersburg, wo er bereits viele Bekanntschaften gemacht und einen Freund erworben hat. Seine Geistesgegenwart setzte ihn in den Stand, einem Fremden das Leben zu retten, als seine Pferde scheu geworden waren und er und George sind feste Freunde geworden. Aber er wird Dir ohne Zweifel das Alles selbst erzählen denn er scheint ganz bezaubert von diesem Fontani.«

»Fontani?« sagte Isola, »der Name lautet fast wie der unsrige.«

»Ja, der Endung nach ist er italienisch. Der Baron steht als Militäringenieur im Dienste des Czar, der ihn durch sein besonderes Vertrauen auszeichnete.«

Obschon Isola ein tiefes Interesse für die Unterhaltung an den Tag legte, so konnte doch Miß Carleton wahrnehmen daß sie ermüdet war. Sie sagte deshalb, den Finger auf die Lippen der Kranken legend in sanftem Tone:

»Ruhe jetzt aus, Isola, denn Du bist zu schwach, um Aufregung zu ertragen. Ich will einstweilen hinuntergehen und mit der Signora

plaudern.«

»Vielleicht kann ich sie dazu bestimmen ihrer Nichte zu vergeben.«

Mit schwachem Lächeln schloß Isola die Augen und verfiel wie ein ermüdetes Kind bald darauf in tiefen Schlummer.

Miß Carleton ließ Celia bei ihr zurück und begab sich in das Wohnzimmer, wo sie Sommerton und die Signora in tiefer Berathung antraf. Sie wollte sich wieder zurückziehen, aber der erstere ging ihr mit ruhiger Haltung entgegen und sagte höflich:

»Bitte, kommen Sie herein, Miß Carleton, wir haben nur den unglücklichen und schimpflichen Vorfall der vorigen Nacht besprochen. Als Freundin der Familie fühlen Sie ohne Zweifel wie wir, wenn auch nicht so tief als Diejenigen, die dieses eigensinnige Mädchen von Jugend auf geliebt und beschirmt haben. Können Sie uns irgend etwas von Mr. Vane sagen, das geeignet ist, uns für den verhängnisvollen Schritt, den Savella gethan, einiger Maßen zu trösten?«

Miß Carleton blickte von ihm auf die Signora und sie las in den Gesichtern der beiden, daß das Benehmen Savellas ihnen in der That einen schweren Schlag versetzt habe. Sie glaubte ihren Herzen während es in der That nur ihre Interessen waren die davon berührt wurden.

»Ich habe,« sagte sie, »Philipp voll seiner Jugend an gekannt und bis zur jüngsten Zeit hatte ich eine sehr hohe Meinung von ihm. Er ist angenehm und gebildet und ich bin überzeugt, daß er Savella stets mit der Güte und der Achtung behandeln wird, die er seinem Weibe schuldig ist.«

»O meine liebe Miß Carleton wenn wir nur wenigstens annehmen könnten, daß Vane eine Zuneigung für sie hegt,« seufzte der Heuchler, »aber Sie wissen daß man Herzen nicht nach Willkür zurücknehmen und wieder verschenken kann. Ich fürchte sehr, daß Fontains der Gegenstand seiner Liebe war und nicht dieses unglückliche Mädchen welches die Eigenthümerin desselben ist.«

Miß Carleton entgegnete darauf mit besonderem Nachdruck, der nicht ohne Beimischung von Bitterkeit war:

»Dieser Platz gehört dem Mr. Fontaine und weder Philipp noch sonst Jemand kann einen Anspruch darauf erheben, so lange er lebt. Seine Freunde hoffen ihn wieder hergestellt zu sehen und deshalb konnte Philipp nicht daran denken in den Besitz seiner Güter zu kommen.«

»Es thut mir leid, Ihnen widersprechen zu müssen,« erwiderte Sommerton in seinem süßesten Tone, »aber ich hege keinen Zweifel darüber, daß Mr. Vane die Besitzungen des Mr. Fontaine als zur Erbschaft seiner Frau gehörig in Anspruch nehmen wird. Sie wissen vielleicht nicht, aber der junge Vane weiß es, daß Mr. Fontaine die mehr als zwanzigjährigen Zinsen von dem Erbtheil seines Bruders nachzuzahlen hat. Seit seiner Krankheit habe ich als der Vormund Savellas seine finanziellen Verhältnisse näher untersucht und gefunden, daß Fontains mit Allem was dazu gehört, kaum ausreichen wird, die Schuld abzutragen.«

Miß Carleton wurde sehr blaß und sie fragte lebhaft:

»So wollen Sie ihm also Alles nehmen, ihn aus dem Hause vertreiben in welchem er geboren und erzogen worden ist? Kann Savella dies thun? Wird sie es zu thun wagen?«

»Die Frage ist nicht, was Savella thun wird, sondern was ihr Gatte zu thun fähig ist. Wenn ich Mr. Vane richtig beurtheile, so wird er so nachsichtslos wie Shylock sein, als er sein Pfund Fleisch verlangte. Ich frage Sie, ob Sie glauben daß Philipp Vane zu den äußersten Maaßregeln schreiten wird, denn ich selbst kann mich in ihm täuschen. Wenn Sie mit mir darüber übereinstimmen so will ich Schritte thun um Mr. Fontaine einigermaßen vor seiner Habsucht sicher zu stellen.«

»Nur ungern möchte ich Philipp für fähig halten, ein so großes Unrecht zu begehen, aber ich kann nicht für ihn stehen. Er hat mich in andern Dingen getäuscht und er wird sich vielleicht in diesem Falle hart und habgierig zeigen. Ich bitte, entschuldigen Sie mich, Mr. Sommerton. Diese Unterhaltung ist mir drückend. Ich muß hinaus in die freie Luft, um meinen Gleichmuth wieder zu gewinnen.«

Sie erhob sich ohne weitere Umstände und ging hinaus,

überzeugt, daß diese Ränkemacher es darauf angelegt hätten ihren alten Freund zu berauben und nur von ihr zu erfahren wünschten, wie weit sie sich dabei auf Philipp verlassen könnten und ob er geneigt sein würde, das Gehässige der Ausführung auf sich zu nehmen.

Sie ging so lange auf dem Rasenplatz auf und ab, bis sie wieder ruhiger geworden war und dann empfand sie ein unwiderstehliches Verlangen Fontaine zu sehen und sich selbst davon zu überzeugen, ob sein Befinden wirklich keine Hoffnung zu seiner endlichen Wiederherstellung darbierte. Sie blickte durch das Fenster in das Bibliothekzimmer und sah den alten Giles an der Thür sitzen, die in das Schlafgemach seines Herrn führte. Während sie noch im Zweifel darüber war, ob sie schicklicher Weise hineingehen könne, ritt Dr. Sinclair heran und stieg vor dem Hause ab. »Ah, Miß Carrie, Sie hier? Ich vermuthe, daß Sie die Entführungsgeschichte hierher gebracht hat. Mein Patient wird hoffentlich nichts davon erfahren haben, denn man hat mir gesagt, daß er dieser Heirath sehr entgegen war; warum, ist mir nicht recht erklärlich, denn Philipp Vane ist ein hübscher und gescheidter Bursche und die Erbin hat am Ende keine schlechte Wahl getroffen. Der Verstand des armen Fontaine war wahrscheinlich in dieser Beziehung nicht heller als in andern Dingen sonst würde er sich ihren Wünschen nicht widersetzt haben.«

»Ich kann Ihnen darin nicht beistimmen Doctor. Ich glaube, daß die Einwendungen des Mr. Fontaine wohl begründet sind,« erwiderte sie kalt. »Ich bin nicht Savellas wegen hierhergekommen sondern um Isola nach »dem Thale« überzusiedeln. Sie ist leider von einer Krankheit befallen worden, deren Ursache wie es scheint, der Geruch der frischen Farbe ist, mit der das Haus angestrichen wurde. Mr. Sommerton hat ihr die Arzneien gereicht, die er für nöthig hielt und sie ist jetzt viel besser; aber Sie würden mich sehr verbinden wenn Sie ihr einen Besuch abstatten wollten, ehe Sie von hier weggehen.«

»Natürlich — natürlich. Solche Fälle sind nicht ganz ungewöhnlich und Isola hat eine sehr empfindliche Natur. Aber ich muß erst

hineingehen und sehen, wie sich Fontaine befindet. Es ist eine traurige Einbildung, unter der er leidet und ich habe wenig Hoffnung, sie zu vertreiben.«

»Ist es wirklich so?« fragte Miß Carleton mit einem leichten Schauer. »Ist wirklich keine Hoffnung für ihn?«

»Ich kann keine wahrnehmen, denn seinem Gespenstersehen liegt eine verhängnißvolle Ursache zu Grunde, welche niemals durch ärztliche Hilfe entfernt werden kann.«

Ueber diese schreckliche Ursache bedurfte es für sie keiner weiteren Erklärung.

»Kann ich ihn nicht sehen?« fragte sie dann. Ich wünsche nicht mit ihm zu sprechen, sondern nur einen Blick auf ihn zu werfen, um selbst über seinen Zustand zu urtheilen.«

»O ja, das läßt sich ganz leicht ausführen. Gehen Sie in die Bibliothek, während ich in seinem eigenen Zimmer bei ihm bin. Ich habe vor der Thüre einen Vorhang anbringen lassen, um die Person, die bei ihm wacht, dahinter zu verbergen, da es ihn aufregt, wenn er immer Jemand vor sich sieht. Sie können sich hinter denselben stellen und ihn ansehen, während er mit mir spricht.«

Indem er dies sagte, öffnete der Doctor das Fenster, welches den Eingang zur Bibliothek bildete. Giles ermunterte sich, als er sie eintreten hörte und machte mit verwundertem Gesichte der Miß Carleton eine tiefe Verbeugung. Sie gab ihm ein Zeichen daß er schweigen solle und ging mit dem Arzt auf den Damastvorhang zu, dessen schwere Falten bis aus den Boden niederhingen.

Dr. Sinclair hob ihn empor und ging in das größere Gemach, während Miß Carleton mit klopfendem Herzen sich so stellte, daß sie in Fontaine's Zimmer sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Er saß mit dem Gesicht ihr zugekehrt in einem großen Lehnstuhle und hielt ein Stück Papier in der Hand, das er gedankenlos hin- und herdrehte. Sein Gesicht war bleich wie Marmor und seine großen schwarzen Augen, welche rastlos im Zimmer umherwanderten hatten denselben wilden und unruhigen Ausdruck wie bei seinem letzten Besuche im Thale.

Als Dr. Sinclair vor ihm erschien, ließ Fontaine seinen Blick einen

Augenblick auf ihm weilen dann streckte er seine Hand aus und sagte in seiner natürlichen Stimme:

»Laß mich Deine Hand ergreifen Doctor, damit ich sehe, ob Du es wirklich bist. Ich werde so von Gespenstern heimgesucht, daß ich Fleisch und Blut nicht von ihnen unterscheiden kann, außer durch die Berührung.«

Sein Besucher ergriff seine Hand und sagte in heiterem Tone:

»Jedenfalls bin ich ein körperliches Wesen, Fontaine, und ich habe nicht die Absicht, meine Freunde jemals in gespenstiger Gestalt zu besuchen. Haben sich Deine nebelhaften Freunde vervielfältigt? Zuerst war es nur einer, der Dich besucht hat.«

»Ja,« antwortete er geheimnißvoll. »Er hat andere mitgebracht. Er war der Hauptdämon aber er hat andere herbeigerufen, um ihn in seinem Werke der Peinigung zu helfen. Er hat Bauguos Geist mitgebracht und diejenigen die zu Richard III. kamen in der Nacht vor der Schlacht von Bosworth. Er ist sogar in die alten Zeiten zurückgegangen und hat das grimme Gespenst heraufbeschworen das am Lager von Brutus stand und zu ihm sagte: »Bei Philippi sehen wir uns wieder! Ach es war der Tod, der ihn dort traf; aber mein Geist bringt mir keine solche willkommene Botschaft.«

»Weshalb solltest Du Dir den Tod wünschen Fontaine, da Dir das Leben noch so vieles zu bieten hat?«

»Ja Vieles, ich begreife das und doch wäre mir der Tod eine Wohlthat. Wenn ich diesen rothen Flecken von meiner Hand wegzuwischen vermöchte, so könnte ich eine Hand ergreifen die alles Uebel von mir treiben würde; aber es wirft mit jeder Stunde einen dunkleren Schatten um mich her und manchmal hüllt sein blutiges Licht alle Gegenstände rings um mich ein. O, Doctor, Mord ist ein schreckliches Verbrechen und der es begeht, verdient den Tod. Es würde besser, diese Strafe zu erleiden als das Leben zu führen zu dem ich verdammt bin.«

»So bist Du es also überdrüssig, hier eingeschlossen zu sein? Wenn Du es wünschest, so will ich Dir gestatten täglich auszugehen. Du kannst auf Deinem eigenen Grund und Boden bleiben und brauchst keine Freunde zu sehen.«

Fontaine schüttelte den Köpf.

»Nein Sinclair, ich will vor meinen eigenen Leuten kein Schauspiel aus mir machen. Ueberdies verbietet's das Gespenst. Es steht jetzt zwischen mir und Dir und runzelt bei dem Vorschlag schon die Stirne. Nein diese Räume sollen mein Grab im Leben werden, denn ich will mich nicht mehr aus ihnen entfernen.«

»Wir werden's sehen, wenn die milde Frühlingsluft erscheint. Jetzt ist es kalt und gut für Dich, wenn Du innerhalb der Thore bleibst.«

»Einst bot ich die Brust dem Sturm, jetzt bin ich wie ein Halm, den jeder leise Windhauch beugt. Wer ist dort hinter dem Vorhange, Sinclair? Ich fühle die Gegenwart eines Wesens, das mir Trost und Labsal zuweht. Was ist es?«

Er erhob sich halb, als ob er sich der verhängten Thür nähern wollte. Aber der Arzt legte die Hand auf seinen Arm und sagte freundlich:

»Eine Freundin von Dir ist dort, aber sie wünscht sich nicht Dir aufzudrängen. Würdest Du sie gern sehen? Du bist so ruhig heute, daß ich glaube, ihr Besuch wird ohne Nachtheil für Dich sein.«

Fontaine sank zurück und sagte flüsternd:

»Bring sie herein Ich weiß, ich weiß es, wer sie ist.«

Dr. Sinclair trat zu dem Vorhang, zog ihn zur Seite und führte die bleiche Frauengestalt ins Zimmer, die mit blutendem Herzen dem vorherigen Gespräche zugehört hatte. Fontaine ging ihr mit seiner stattlichen Eleganz entgegen und als sie ihm ihre kalte Hand reichte, drückte er sie an die Lippen und sagte:

»Sie würden mich, den Verlorenen gerettet haben, Carrie, aber ich habe es nicht gewagt, die Last meiner Sünden auf Ihr unschuldiges Herz zu legen. Nein ich konnte nicht, ich konnte nicht und jetzt bin ich von einem Gespenste verfolgt, während mein Engel von mir ist. Ah, da ist es wieder, zwischen uns mit seinem tödtlichen Hauche schwebend und mein Herz in Eis verwandelnd.«

Plötzlich ließ er die Arme sinken und taumelte, als ob er fallen wollte. — Dr. Sinclair beeilte sich, ihn zu, unterstützen und auf seinen Platz zurückzuführen. Nach wenigen Minuten wurde er

ruhiger und Miß Carleton fragte ihn sanft:

»Gibt es nicht noch eine Andere, die Sie gerne sehen möchten, Mr. Fontaine? Eine, die Sie zärtlich geliebt, würde glücklich sein, wenn sie wieder bei Ihnen Zutritt erhielte.«

Er sah sie gedankenlos an und schien die Bedeutung ihrer Worte zu überlegen. Dann preßte er die Hand an die Stirne und sagte verwirrt:

»Ja, ja, ich erinnere mich. Ich nannte sie mein Kind. Ich liebte sie als solches, aber der Dämon verbietet es mir. Er befiehlt mir, sie nicht mehr anzusehen und ich wage nicht, ihm ungehorsam zu sein. Aber Sie können meinen Platz einnehmen. Nehmen Sie Isola an Ihr Herz, Carrie Carleton und sie wird Ihnen ein Segen sein, wie sie es mir gewesen wäre ohne diese grausame Verfolgung. Ich kann sie nicht mehr sehen ihre Gegenwart ist mir unerträglich und selbst die Ihrige wird mir jetzt drückend. Dort steht das Gespenst, sein drohendes Gesicht gegen Sie gerichtet. Gehen Sie fort, ich bitte Sie, oder es möchte dieselbe teuflische Gewalt über Sie wie über mich bekommen.«

Er hob die Hände flehend empor und auf ein Zeichen des Arztes glitt Miß Carleton geräuschlos aus dem Gemach, die peinliche Ueberzeugung mit sich nehmend, daß kaum eine Hoffnung auf Claude Fontains Wiederherstellung vorhanden sei.

Miß Carleton schrieb an Mrs. Berkeley einen kurzen Bericht über den Zustand der Dinge in Fontains und bat sie, ihr solche Kleidungsstücke zu senden die sie während ihres Aufenthaltes bedurfte. Mit diesem Briefe wurde der Wagen zurückgesandt und Carrie Carleton unfähig, es mit der auf ihrer Seele lastenden Bürde im Zimmer länger auszuhalten, eilte ins Freie, wo sie durch angestrengte Bewegung Erleichterung suchte.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Als die Stunde des Mittagessens näher rückte, kehrte Mist Carleton nach dem Hause zurück und ging in Isolas Zimmer. Sie fand sie, von Kissen unterstützt, im Bette sitzend und George Berkeleys Brief lesend. Eine schwache Röthe zeigte sich auf ihrem noch vor Kurzem farblosen Gesichte und in ihren Augen glänzte etwas von ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit.

Mist Carleton die ihre äußere Ruhe wieder erlangt hatte, sagte mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit:

»Ich sehe, daß Du angenehm beschäftigt bist, meine Liebe, und es thut mir leid, daß ich Dich durch eine Frage stören muß. Dr. Sinclair hat mir versprochen Dich zu sehen. War er bei Dir?«

»Ja, er kam mit Mr. Sommerton, aber ich schlief so fest, daß sie mich nicht aufwecken wollten. Die Signora war eben erst hier und hat mir mitgetheilt, daß der Arzt gesagt habe, ich sei sehr krank gewesen, befinde mich aber jetzt wieder auf dem Wege der Besserung.«

»Dr. Sinclair hat also die Behandlung des Mr. Sommerton gebilligt?«

»Vollkommen.«

Diese Versicherung stellte ihre Freundin zufrieden und zerstreute die Zweifel, deren sie sich, trotz der augenscheinenden Besorgniß der Italienerin für Isolas Wiederherstellung nicht ganz entschlagen konnte. Sie verweilte darauf nur noch so lange, um ihren Anzug in Ordnung zu bringen, dann ging sie hinunter in das Speisezimmer, während das junge Mädchen zum zweiten Mal den Brief durchlas, welcher so Vieles enthielt, was werthvoll für sie war.

Während der Monate, die seit der Abreise von George Berkeley verflossen waren, hatte sich Isola allmählig daran gewöhnt, in ihm ihren künftigen Gefährten fürs Leben zu erblicken. Alle seine edlen Eigenschaften traten jetzt im Vergleiche zu Philipps Falschheit und Selbstsucht glänzend hervor, und die warme Freundschaft, die sie

immer für George gehegt, nahm nach und nach die zarte Färbung der Liebe an. Sie fühlte, daß sie diesem redlichen Character vollkommen vertrauen und diejenige Achtung gewähren konnte, ohne welche die Liebe keinen festen Boden hat. Sein Brief lautete folgendermaßen:

»St. Petersburg, 15. November 185 . . .

Meine geliebte Isola! Ihr kostbarer kleiner Brief, der in einem von Cousine Carrie eingeschlossen war, ist mir soeben zugekommen. Ich bin sehr glücklich, denn ich weiß jetzt, daß Sie auf mein letztes Schreiben nicht geantwortet hätten, wenn in Ihrem Herzen nicht eine Quelle der Zärtlichkeit für mich offen wäre. Ich werde mich Ihrer würdig zeigen, Isola, und ich hege die süße Ueberzeugung, daß ich Sie in einer Zukunft, die mir mit den rosigen Farben der Liebe entgegen lacht, werde glücklich machen können.

»Doch ich will meinen Brief nicht mit Bethuerungen füllen, da Sie solcher zum Beweise der Aufrichtigkeit und Tiefe meiner Liebe nicht bedürfen.

»Ich befinde mich jetzt seit mehreren Wochen in St. Petersburg und obschon wir ein Wetter haben, gegen das unsere schärfste Gebirgsluft verhältnismäßig sommerlich ist, so gefällt mir doch der hiesige Aufenthalt vortrefflich. Die Häuser sind in allen ihren Theilen geheizt und wenn man, bis an die Ohren in Pelze gehüllt, in der klaren Atmosphäre im Schlitten dahin fliegt, so ist dies eine Lust, die ich nicht beschreiben kann.

»Wir haben mit unserm Gesandten einem Hofballe beigewohnt und dort hatte ich die Ehre, dem Czar, dem stattlichsten Manne, den ich jemals gesehen, vorgestellt zu werden. Er war von einem glänzenden Kreise von Officieren umgeben, die sich in seinem Dienste ausgezeichnet hatten.

»Ueber ihnen befand sich ein großer schöner Mann, der von dem ersten Augenblicke an, wo ich ihn sah, meine Blicke auf sich zog. Ich kann nicht sagen, warum dies der Fall war, denn seine Erscheinung hatte nichts besonderes Auffallendes. Er war ein Mann von mittlerem Alter mit Haaren, die leichte Spuren von Grau zeigten und einem

Gesichtsausdruck, der von überstandenen Leiden und Enttäuschungen Zeugniß ablegte.

»Ich erkundigte mich, wer er sei, und erfuhr, daß er ein Italiener Namens Fontani ist, der sich seit vielen Jahren als Genieofficier im Dienste des Kaisers befindet. Er hat erst neuerlich als Anerkennung für seine Verdienste den Titel Baron und ein großes Gut in der Nähe von Moskau vom Czar zum Geschenke erhalten, während die glänzenden Orden, die er auf der Brust trägt, von seinen militairischen Auszeichnungen Kunde geben. Er verließ sehr bald den fröhlichen Ballsaal, wo er, wie es scheint, nur erschien, weil es seine Stellung und die Etiquette so verlangen.

»Der Raum meines Briefes würde nicht ausreichen, wenn ich Ihnen den Glanz und die Pracht der Scene bei dieser Gelegenheit beschreiben wollte. Denken Sie sich Aladin's Palast in ein Lichtmeer gehüllt und angefüllt von einer Versammlung schöner rauen und vornehmer Cavaliere in ihren glänzenden Hofcostümen.

»Es war schon sehr spät als wir uns verabschiedeten. In demselben Schlitten mit mir befand sich mein College Charles Brinsley. Die Nacht war bezaubernd. Der Mond schien mit einer Klarheit, die dem Tage kaum etwas nachgab und wir fuhren mit der Schnelligkeit des Windes über die glatte Schneebahn dahin. Plötzlich bei der Biegung um eine Ecke kam unser Schlitten mit einem andern, der von der entgegengesetzten Richtung daher fuhr, in eine sehr unsanfte Berührung. Der Zusammenstoß war so heftig, daß eines unserer Pferde am Fuße verletzt niederstürzte. Das feurige Gespann des andern Schlittens bäumte sich und der Kutscher, der, «wie es sich nachher zeigte, etwas zuviel getrunken hatte, war offenbar nicht mehr im Stande, es zu regieren.

»Ein Herr versuchte aus dem Schlitten zu springen, blieb aber mit dem Fuße in dem Pelze hängen, mit der Schlitten ausgeschlagen war und fiel in einer Weise, daß er in Gefahr stand, mit dem Kopfe geschleift zu werden. Ich eilte zu seinem Beistande herbei, ergriff die Zügel und nach einem heftigen Kampfe gelang es mir, die Pferde zu halten, bis Brinsley und der Kutscher mir zu Hilfe kommen konnten.

»Als der Herr aus seiner gefährlichen Lage befreit war, sprach er

zu den Pferden, die sich durch seine Stimme sehr bald beruhigen ließen. Dann dankte er uns und bestand darauf, daß wir in seinem Schlitten Sitze annehmen sollten, da wir in dem unsrigen nicht weiter fahren konnten.

»Ich bin der Baron Fontani,« sagte er, »und auf dem Wege nach dem Palast, um eine wichtige Depesche abzugeben, die soeben eingelaufen ist. Ich mache mich aber verbindlich, Sie nicht länger als einige Augenblicke aufzuhalten, worauf ich Sie an Ihr eigenes Hotel bringen werde.«

»Natürlich nahmen wir sein Anerbieten an, denn es war zu kalt, um auf der offenen Straße zu warten, bis unser Fuhrwerk wieder in den Stand gesetzt werden konnte. Wir stiegen deshalb in den Schlitten des Barons, der die Zügel selbst in die Hand nahm und seinem Kutscher befahl, dem unsrigen Hilfe zu leisten.

»Nach einer kurzen Abwesenheit kehrte er aus dem Palaste zurück und setzte uns bald darauf an der Thür unserer Wohnung ab. Beim Abschied gab er mir seine Karte und bat mich, ihn am folgenden Tage zu besuchen. Erfreut über die Gelegenheit, die mich aus so günstiger Weise in den Stand gesetzt hatte, seine Bekanntschaft zu machen, versäumte ich natürlich nicht, von seiner Einladung Gebrauch zu machen.

»Er empfing mich mit der größten Freundlichkeit, erhob den Dienst, den ich ihm geleistet, weit über Gebühr und legte ein so lebhaftes Interesse für meine Angelegenheiten an den Tag, als ob ich ein längst gekannter Freund von ihm sei.

»Der Baron sagte mir, daß er in feiner Jugend in England gereist sei. Für manche Theile des Landes hegte er ein lebhaftes Interesse, besonders für die wilde Gebirgsscenerie meiner Heimathsgegend, welche er sehr genau kannte. Auch entdeckte ich, daß er das Englische ganz gut versteht, obschon er Anfangs französisch mit mir gesprochen hat.

»Er zeigte mir mehrere Skizzen, welche er, wie er sagte, in einem Buchladen gekauft und unter diesen fand ich eine Abbildung von »dem Thale« und eine von Fontains. Er deutete auf die letztere und sagte:

»Ich war dazu veranlaßt, diese zu kaufen, weil der Name mit dem meinigen Aehnlichkeit hat. Kennen Sie einen solchen Platz in Ihrem Heimathsland?«

»Ich machte ihm eine ausführliche Beschreibung desselben und sagte ihm, welche Verbindung zwischen seinem Eigenthümer und unserer Familie besteht. Er hörte mir mit dem lebhaftesten Interesse zu. Dann fragte er mich über die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des Mr. Fontaine und als ich meinen Bericht beendigt hatte, sagte er nachdenklich:

»Nach Ihrer Erzählung sollte man denken, daß dieser Mann ein König unter seines Gleichen sei. Wie kommt es denn, daß er niemals geheirathet hat?«

»Ich konnte dies natürlich nicht erklären, sondern deutete darauf hin, daß die wahrscheinliche Ursache eine tief eingewurzelte Schwermuth sei. Er schien davon betroffen und fragte schnell:

»Ist dies die einzige Ursache seiner Traurigkeit? Es dünkt mir, daß der Eigenthümer dieses schönen in der erfrischenden Bergluft gelegenen Platzes doch wohl im Stande sein müßte, sich des krankhaften Stoffes in seinem Blute zu entledigen, besonders da er, wie Sie sagen, von wohlwollenden und treuen Freunden umgeben ist.«

»Er hat manche traurige Erfahrungen in seiner Jugend gemacht,« sagte ich; »aber er war nicht eher zufrieden gestellt, bis er mir die ganze traurige Geschichte von Henry Fontaine entlockt hatte. Als ich damit zu Ende war, sagte er:

»Wenn Ihr Freund schuldlos in dieser Sache war, wozu braucht er denn solche Gefühle zu hegen wie Sie dieselben beschrieben haben? Ich fürchte sehr, daß sich auf seinem Hermelinkleid ein dunkler Flecken befindet, wenn Sie mir auch den Glauben beibringen wollen, daß es ohne Makel sei.«

»Verzeihen Sie mir, Isola, daß ich Ihnen seine Worte wiederhole, denn wir wissen, wie rein, wie edel Mr. Fontaine ist, wie weit erhaben über die Versuchung zu einem Verbrechen, und noch dazu zu einem solchen Verbrechen!«

»Ich suchte meinen Freund sogleich von dieser Idee abzubringen,

aber er kommt immer wieder darauf zurück und das geheimnißvolle Schicksal von Henry Fontaine scheint eine besondere Anziehungskraft für ihn zu besitzen.«

»Ich habe ihm noch nichts von Ihnen gesagt. Ich weiß nicht, welches Gefühl mich zurückhält, aber ich bin ein eifersüchtiger Geizhals, der sein Glück in seinem eigenen Herzen aufspeichert und es für zu heilig hält, um es mit Andern zu theilen.

Ich besitze ein Miniaturbild von Ihnen, das ich aus Fannys Schreibtisch entwendet habe. Es ist in meinen einsamen Stunden mein ständiger Begleiter. Groß ist meine Sehnsucht, zu Ihnen zurückzukehren und Sie als die Meinige heimzuführen, aber meine Freunde billigen diesen Schritt nicht und so muß ich meine Ungeduld bezähmen und mich des Glücks, das meiner wartet, würdig machen.

»Leben Sie wohl, meine kostbare Liebe, lassen Sie Ihr Herz fest auf mich vertrauen, denn im Leben und Tod bin ich allein der Ihrige

George Berkeley.«

Isola faltete den Brief zusammen und legte ihn mit einem süßen Lächeln auf das Bett. Sie fühlte, daß ihr Hafen der Ruhe nahezu erreicht war, daß George sie an sein edles Herz nehmen und sie vor den Stürmen des Lebens schützen werde. Es war jetzt nur noch ein dunkler Schatten auf ihrem Pfade, der traurige Zustand ihres geliebten Beschützers; aber sie gab die Hoffnung seiner vollkommenen Wiederherstellung keinen Augenblick auf. Wieder verfiel sie in einen sanften Schlaf, welcher Heilung auf seinen Schwingen trägt. Sommerton hatte ihr ein Stärkungsmittel gegeben, welches eine sehr günstige Wirkung äußerte und mit jeder Stunde trat der stärkende und belebende Einfluß desselben entschiedener hervor.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Man hatte einen Boten mit Erkundigungen über die vermißte Erbin nach Dunlorn geschickt. Als Antwort darauf kam ein Brief des Mr. Vane an Sommerton, den dieser in dem Augenblicke erhielt, wo er im Begriffe war, vom Tische aufzustehen. Hastig öffnete er ihn und las die folgenden Zeilen:

Mr. Sommerton. — Sir! Ich habe die Ehre Ihnen mitzutheilen, daß Ihre Vermuthung in Betreff der Miß Fontaine vollkommen gegründet ist. Sie hat ihre Heimath unter dem Schutze meines Sohnes verlassen und in dem Augenblicke, wo Sie dieses erhalten, wird sie ohne Zweifel schon sein Weib sein. Bei ihrer Rückkehr werden sie zuerst nach Dunlorn kommen, da ich fürchte, daß Fontains für jetzt ein zu warmer Platz für sie sein möchte, als daß sie sich dort behaglich befinden könnten, obschon es Winterwetter ist. Ich hoffe aber, daß dieses Ereigniß Sie nicht lange dazu verleiten wird, mit dem unsterblichen Barden zu denken: »Dies ist der Winter meiner Unzufriedenheit,« denn ich kann Ihnen und der verehrten Tante meiner Schwiegertochter versichern, daß mein Sohn Ihnen Beiden ein eben so guter Freund sein wird, als sie jemals einen besessen haben.

»Sie selbst können unter den gegebenen Verhältnissen offenbar nichts Besseres thun, als sich gutwillig dem zu unterwerfen, was Sie nicht länger zu hintertreiben vermögen und dafür zu sorgen, daß Philipp als der künftige Herr von Fontaine bei seiner Ankunft alles freundlich und einträchtig findet.

Mit tiefster Achtung der Ihrige

John Vane.«

Dieser hochtrabende und beleidigende Erguß wurde von Sommerton stillschweigend gelesen und dann der Signora Roselli eingehändigt. Sie überblickte ihn rasch und dann begann sie ihn mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen der Miß Carleton mit

eingestreuten Bemerkungen laut vorzulesen. Als sie damit zu Ende war, sagte sie mit erzwungenem Lachen:

»Sie sehen selbst, welche Duldung Mr. Fontaine zu erwarten hat, denn dieser alte Narr spricht bereits von seinem Sohne, als dem künftigen Herrn von Fontains. Wahrscheinlich ist es seine Absicht, uns Alle zu commandiren und man erwartet von uns, daß wir uns unterthänigst vor dem jungen Sultan beugen, den Savella, thöricht genug, zum Lenker ihres Schicksals erwählt hat.«

»Dieser Brief ist allerdings nicht der eines gebildeten Mannes, obschon ich den Mr. Vane bisher als solchen betrachtete,« sagte Miß Carleton. »Aber Ihnen bleibt doch der Trost, Madame, daß Sie das Haus verlassen können, wenn sich Philipp als ein unangenehmer Genosse erweisen sollte. Er wird es wahrscheinlich als sein Eigenthum betrachten, bis Mr. Fontaine wieder im Stande sein wird, seine eigene Autorität geltend zu machen.«

»Das werde ich niemals thun!« rief sie fast unhöflich. »Dies ist mein Haus und ich habe ein eben so gutes Anrecht darauf, als dieser gezierte Windbeutel. Ich habe für Savella von ihrer Jugend an Sorge getragen und sie soll mich nicht auf die Seite schieben, selbst wenn man sie dazu bringt, mich als eine Last zu betrachten. Ich lasse mich nicht fortweisen, das kann ich Ihnen versichern.«

»Natürlich verstehen Sie Ihre eigenen Angelegenheiten am besten,« sagte Miß Carleton aufstehend. »Ich nehme mir nicht heraus, einer Frau, die so gut im Stande ist, für sich selbst zu sorgen wie Sie, einen Rath ertheilen zu wollen. Ich will jetzt zu Isola hinausgehen,« und sie verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, das Gemach.

Die Signora und Sommerton gingen dann mit einander in das Wohnzimmer, das sie jetzt ganz für sich hatten. Zum Lauschen für die Dienerschaft war ohnedies keine Gelegenheit, da sie, wenn sie allein waren, nie anders als italienisch sprachen. Es war dies auch eine der Ursachen, weshalb die Leute im Hause diese »Fremden« nicht leiden konnten.

»Haben Sie sich entschlossen, meinen Rath anzunehmen?« sagte Sommerton, als sie Platz genommen hatten. »Zeigt Ihnen dieser

abgeschmackte Brief nicht zur Genüge, was wir von diesen Leuten zu erwarten haben. Ich würde mich wundern, wenn der alte Vane und sein einfältiges Weib nicht ebenfalls mit dem Gedanken umgingen sich für immer hier niederzulassen.«

»Das ist nicht zu befürchten und ich werde Philipp Vane sehr bald begreiflich machen, daß wenn er hier dem Namen nach der Herr ist, ich die wirkliche Gebieterin bin. Wenn er sich dagegen auflehnt, so wird es Zeit genug sein ihn den Stachel fühlen zu lassen. Anfangs mag er einige Bedenken haben, unsere Pläne auszuführen; wenn er aber einmal eine kurze Zeit die Süßigkeit des Besitzers gekostet hat, so müßte ich mich sehr täuschen, wenn er sich nicht jeder Bedingung fügte, die ihn in den Stand setzen wird, den Reichthum zu behalten, für den er sich verkauft hat.«

»So haben Sie also die Absicht, sie mit Höflichkeit zu empfangen? Sie wollen nicht wie eine Tigerin auf Ihn losfahren?«

»Nein, das würde jetzt Thorheit sei.« Wir müssen den neuen Prinzen gewähren lassen, bis wir ihn in unserer Gewalt haben. Auch Savella mag einige Wochen, vielleicht auch länger, freien Spielraum haben; wenn sie aber ihre Freiheit mißbraucht, wenn sie sich begeben lassen wollte, sich mir feindlich gegenüber zu stellen, so werde ich sie auf eine sehr einfache Weise zum Schweigen bringen. Das werden Sie sehen.«

»Ja, ich werde einen regelmäßigen Krieg zwischen euch Beiden sehen,« sagte er achselzuckend, »denn Savella hat mehr von Ihrem Temperament als ihr gut ist. Aber ich werde Friede stiften und die Bedingungen dictiren, die, darauf dürfen Sie sich Verlassen, nur zu unserm Vortheile sein werden, denn jetzt liegen unsere und ihre Interessen miteinander im Krieg.«

»O, wenn wir sie nur so lange hätten frei erhalten können, bis Fontaine aus dem Wege gewesen,« sagte sie im Tone unterdrückten Aergers. »Dann hätten wir die Beszung in Geld verwandelt und wären nach Italien zurückgekehrt, um dort ein glänzendes Leben zu führen, aber dieses selbstsüchtige und undankbare Mädchen hat alle unsere Pläne über Haufen geworfen.«

»Wir werden desohngeachtet noch im Stande sein, dies

auszuführen. Ueberlassen Sie Vane mir. Ich werde ihn ohne Mühe zurecht bringen. Er kann ausführen, was wir selbst nicht zu thun wagten. Ich werde ihn dahin bringen, daß er wegen der Rückstände Klage stellt und das ganze Vermögen an sich zieht, von dem er uns dann herauszahlen soll was ich verlange und er kann sich dessen, wenn er das Uebrige behalten will, nicht weigern. Ich fange an, einzusehen, daß es im Grunde genommen doch so schlimm nicht war, daß Savella ihr eigenes Geschick in die Hand genommen. Derjenige ist ein armseliger Wicht, der nicht jede Gelegenheit zu seinem Vortheil zu wenden weiß.«

»Wenn Sie etwas aus dieser unglücklichen Entführung machen können, so werden Sie sich als einen modernen Macchiavelli erproben,« sagte sie ingrimmig. »Savella steht Ihnen nicht so nahe als mir, sonst würden Sie sich nicht so kalt über das Loos, das sie selbst gewählt hat, hinwegsetzen.«

»Das ist allerdings wahr,« sagte er gleichgültig, »obschon ein wenig Nachdenken Ihnen die Ueberzeugung beibringen wird, daß ich mehr für die Förderung der Interessen gethan habe, als Sie oder irgend Jemand. Da nun einmal diese Heirath stattgefunden hat, so müssen wir uns, so gut es geht, damit versöhnen. Es giebt noch andere Mittel, Einfluß über Jemand zu gewinnen als Furcht, und wenn wir unsern Zweck erreichen können ohne einen Familienzweist, so wird es in jeder Beziehung besser sein.«

Nur mit Mühe ließ sich die Signora durch diese verständige Anschauung der Sache endlich beschwichtigen und nach einigen weiteren Berathungen setzte sich Sommerton nieder und schrieb die nachfolgende Antwort an Mr. Vane, während die Signora auf ihr Zimmer ging, um an ihre entlaufene Nichte zu schreiben.

»Sir! Ihren Brief haben wir erhalten und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Rückkehr Savellas in das Haus, das ihr von Rechtswegen gehört, kein Hinderniß entgegensteht. Nur die Abneigung des Mr. Fontaine gegen die Verbindung seiner Nichte mit Ihrem Sohne hatte die Signora Roselli und mich bestimmt, Alles, was in unserer Macht stand, zu thun, um die Heirath zu verhindern, die jetzt in einer so schimpflichen Weise im Geheimen stattgefunden

hat.«

»Hätten wir gewußt, daß der Entschluß Savellas das Weib Philipp Vanes zu werden, so unwiderruflich war, so hätten wir zu ihrer Verbindung mit ihrem Geliebten unsere Einwilligung ertheilt und so den Scandal vermieden, den sie durch den eingeschlagenen Weg auf sich und die Ihrigen gebracht hat.«

»Ihre Tante sowohl als ich fühlen dies tief, denn wir haben nur versucht, unsere Pflicht zu erfüllen, indem wir Savella abhalten wollten, den ausdrücklichen Befehlen ihres Onkels entgegenzuhandeln. Mr. Fontaine ist nicht in der Lage, dem Empfang der jungen Leute einen Widerstand entgegenzusetzen und durch Ihre Vermittlung laden wir sie ein, so bald es ihnen beliebt, nach Fontains zu kommen.«

»Familienzwistigkeiten werden am besten sobald als möglich beigelegt und gegen die Person Ihres Sohnes können wir ohnedies keine Einwendung haben. Er ist ein sehr hübscher und anziehender junger Mann und ich hoffe, daß er und Savella in ihrer übereilten Heirath all das Glück finden mögen, das ich, ihr geistlicher Vormund und bester Freund täglich von dem Geber alles Guten auf sie herabflehe. Mit Achtung

Thomas Sommerton.«

Mir diesem heuchlerischen Schreiben schickte Signora eines ab, das folgendermaßen lautete:

»Komme zurück, Savella, denn mein Herz ist durch Deine Flucht halb gebrochen. Auf die Verwendung des Signor Sommerton vergebe ich Dir und Du kannst mit Deinem Gatten hierher zurückkehren, ohne daß Du Vorwürfe von mir zu besorgen hast. Es wäre jetzt auch zu spät für solche. Sage Deinem Gatten, daß ich ihm vergeben kann, wenn er Dich nur glücklich macht. Deine Dich liebende und tiefbetrübte Tante

Bianca Roselli.«

Diese Briefe sollten direct nach Dunlorn gesendet werden, aber in einem Anfall von Zerstreuung warf sie Sommerton in den Postbeutel,

mit dem sie in die nächste Stadt gebracht und von da an ihren Bestimmungsort gesendet wurden. So geschah es, daß sie erst nach mehreren Tagen in die Hände der Adressaten gelangten.

In ihrem neuen Glück dachte Savella nur sehr selten an Diejenigen, die sie verlassen hatte und wenn auch zuweilen das zornige Bild ihrer Tante vor ihr auftauchte, so machte ihr das nicht die geringste Sorge, denn da sie Philipp zu ihrem Beschützer und reiche Geldmittel zu ihrer Verfügung hatte, so konnte sie sich ohne Zweifel dieses Alles, der von ihrer Kindheit an die Qual ihres Lebens gewesen, in kürzester Zeit entledigen.

Philipp wartete mit einer gewissen Aengstlichkeit auf eine Einladung nach Fontains, denn ohne diese konnte er sich nicht wohl dahin begeben und sich dort, wie er beabsichtigte, als Gebieter festsetzen. Da er sich für Geld verkauft hatte, so war es sein fester Entschluß, den Kaufpreis bis aus den letzten Pfennig einzutreiben und begierig hörte er auf das, was ihm Savella über die Rückstände erzählte, die sie von ihrem Onkel nach Sommertons Versicherung einzufordern hat.

Philipp wußte dasselbe auch aus Fontaines eigenem Munde und er rechnete bereits bei sich aus, welche Summe nöthig sein würde, um den gegenwärtigen Gebieter von Fontains in einem Irrenhause zu unterhalten, denn da er die Absicht hatte, auf glänzendem Fuße zu leben und große Gesellschaften zu veranstalten, so muß er die Anwesenheit eines Wahnsinnigen eine Störung sein, deren er sich so bald als möglich zu entledigen gedachte.

Noch vor der Rückkehr des Brautpaares hatte man Karten zum Empfang desselben ausgesendet, aber weder von Fontains noch von »dem Thale« kam ein Zeichen, daß man die Einladungen empfangen habe. Dagegen strömten an dem bestimmten Tage alle übrigen benachbarten Familien nach Dunlorn und das neuvermählte Paar mußte sich für die Abwesenheit seiner besten Freunde mit ihren reichlich dargebrachten Glückwünschen und Schmeicheleien zu trösten suchen.

Am nächsten Morgen sagte Philipp zu seiner Frau:

»Ich glaube, die Leute in Fontains haben die Absicht, uns ganz zu

verstoßen. Dies würde ein keckes Wagstück den ihrer Seite sein, wenn man in Betracht zieht, daß sie von uns abhängig sind, nicht wahr Savella?«

Es ist gut, daß meine Tante dies nicht hört, *caro mio*,« sagte sie lachend. »Sie würde in Versuchung kommen, auf Dich loszustürzen, Dich zu schütteln und beim Haare zu raufen, wie sie es mir that, bis ich stark genug war, meine eigenen Schlachten zu kämpfen.

Philipp betrachtete die Sprecherin mit einem Ausdruck des Staunens und des Schreckens.

»Savella, das kann Dir unmöglich Ernst sein,« sagte er. »Du hast doch nicht wirklich mit Deiner Tante gekämpft?«

»Und warum nicht? Sollte ich mich gutwillig von ihr puffen lassen, wenn ich Finger und Nägel hatte mit der Kraft, sie zu gebrauchen? Du brauchst nicht so — ich weiß kaum wie, darein zu sehen, denn sie hat mich, seit ich eine erklärte Erbin bin, mit mehr Achtung behandelt. Sie hat mich in der letzten Zeit blos mit ihrer Zunge gepeitscht, aber in diese hat sie alles Gift eines Skorpions gelegt.«

»Mein armes Mädchen,« sagte er zärtlich, »ich muß Dich durch doppelte Liebe für die Behandlung, die Du so lange erfahren, zu entschädigen suchen. Aber wenn Deine Tante eine solche Furie ist, wie soll ich mit ihr auskommen? Ich werde niemals dulden, daß sie Dich, jetzt, wo Du mein Weib bist, schmähe, noch werde ich mich selbst von ihr schelten lassen.«

»Und doch mußt Du darauf gefaßt sein, denn auch Du wirst Deinen Theil erhalten. Ich kenne nur ein Mittel —«

»Und das ist, mein Engel?«

»Uns ihrer zu entledigen. Ja, sende beide, sie und Sommerton nach Italien zurück, denn ich werde mich in so lange nicht als meine eigene Herrin fühlen bis sie fort sind.«

»Meine liebe Savella,« sagte Philipp freudig, »Du giebst mir neues Leben. Ich habe selbst schon daran gedacht, aber ich glaubte, daß Du es nicht zugeben würdest. Die Signora hatte Dich so lange unter ihrer Obhut, daß ich fürchtete, Du würdest Dich nicht von ihr trennen wollen.«

»Ehe ich Dich kannte und liebte,, möchte es vielleicht der Fall gewesen sein, aber Du genügst mir jetzt vollkommen, Philipp. Meine Tante wünscht nach ihrem Heimathsland zurückzukehren. Gieb ihr und Sommerton genug, um in Italien leben zu können und sie werden gerne gehen.«

»Für Deine Tante will ich reichlich sorgen, aber es will mir bedünken, daß der Hofmeister mit Ausnahme des Gehaltes, den ihm Mr. Fontaine dafür versprach, daß er Dich etwas lehrte, was Du, wie ich glaube selten gelernt hast, keine Ansprüche zu erheben hat.«

»Sein Amt war in der letzten Zeit eine bloße Sincur. Daran aber trug ich selbst die Schuld, denn ich war des Lernens müde und wußte den Stunden unter allerlei Vorwänden auszuweichen. Ich weiß nicht, welches Band zwischen den Beiden besteht, aber ich muß Dir sagen, daß Du mit meiner Tante nichts durchsetzen kannst, wenn Du Sommerton in den Handel nicht einschließt.«

»Ich habe nicht gewußt, daß Deine Tante so fromm ist, um der Dienste eines Hauskaplans zu bedürfen,« sagte er mit spöttischem Lächeln. »Ich werde sehen, was zu thun ist und wenn es unerläßlich sein sollte, auch ihn zu pensioniren, so werde ich mich nicht weigern, nur um Dich, mein kostbares Weib, ganz allein für mich zu haben.«

Er kehrte darauf wieder zu dem Gegenstande zurück, von dem die Unterhaltung ausgegangen war.

»Ich kann die Taktik der Signora nicht verstehen,« sagte er. »Ich glaube ich würde besser daran thun, nach Fontains hinüber zu reiten und zu sehen, wie die Dinge stehen.«

»Ich wünsche nicht, daß Du das thust, denn wenn meine Tante nicht darauf vorbereitet ist, Dich als meinen Gatten zu empfangen, so wird sie Dir vielleicht ein Pröbchen ihres Temperaments geben, das Dich nicht zu ihren Gunsten einnehmen würde. Signor Sommerton hat großen Einfluß aus sie und er besitzt Verstand genug, um einzusehen, daß ihre Herrschaft über mich zu Ende ist. Sie wissen recht gut, daß sie ihre Stellung zu Fontains ohne Deine Zustimmung nicht aufrecht erhalten können und wenn Du ihnen Zeit gönnst, ihren ersten Zorn verrauchen zu lassen, so werden sie thun,

was recht ist. Ich bin sehr glücklich hier, glücklicher als ich jemals in meinem Leben war. Wenn Dunlorn auch kein so großartiger Platz ist, als der meines Onkels, so ist es doch weit angenehmer.«

Während sie dies sprach, brachte ein Diener einen offenen Brief von Mr. Vane und ein Billet an Savella mit der Adresse von der Hand ihrer Tante.

Hastig riß sie es aus und nachdem sie die wenigen Zeilen, die es enthielt überflogen hatte, rief sie frohlockend aus:

»Die Löwin ist gezähmt! Sieh nur, was meine Tante geschrieben hat. Wir können jetzt im Triumph nach Fontains zurückkehren.«

Der junge Mann las den Brief, den Sommerton an seinen Vater gerichtet, mit gekräuselten Lippen und blitzenden Augen. Dann reichte er ihn Savella und sagte verächtlich:

»Der alte Heuchler sagt, wir hätten uns durch unsere scandalöse Heirath entehrt; aber Du und ich denken anders darüber, Savella. Trotz seines geistlichen Standes sagt er mehr als eine Lüge in diesem Briefe und ein listigeres Stück von Zweideutigkeit habe ich noch nicht gelesen. Es ist eine beschlossene Sache, daß ich mich der Oberaufsicht dieses Sommerton entziehen werde.«

Savella nickte zustimmend und nach einigen Verhandlungen kamen die Beiden überein, die Einladung anzunehmen und am folgenden Morgen nach Fontains zu gehen, um dort ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen.

Philipp fühlte einige Verlegenheit bei dem Gedanken, daß er Isola dort treffen und sie ersuchen solle, sein Haus als ihre künftige Heimath zu betrachten, denn er fürchtete ihre klaren Augen sogar noch mehr als das herrschsüchtige Wesen der Signora Roselli.

Aber seine Besorgnisse wurden durch das Geplauder seiner Mutter beim Mittagstische vollständig verscheucht. Sie hatte den Morgen über in der Nachbarschaft Besuche gemacht und unter anderen Neuigkeiten auch vernommen, daß Miß Carleton öffentlich die Absicht ausgesprochen habe, Isola adoptiren und in ihrem eigenen Hause behalten zu wollen, bis George Berkeley nach seiner Rückkehr in den Stand gesetzt sei, sie als seine Braut heimzuführen.

»Bereits mit George versprochen!« Der Gedanke verletzte aufs

Tiefste Philipps Eitelkeit und er sagte mit ungläubiger Miene:

»Es ist sehr wahrscheinlich, daß Miß Carleton eine Heirath zwischen ihrem Schützling und George Berkeley zu Stande zu bringen sucht, daß aber die Sache bereits ausgemacht ist, kann ich nicht glauben. Ich weiß auch ganz bestimmt, daß Berkeley, als er von hier abreiste, in dieser Beziehung alle Hoffnung aufgegeben hatte.«

»Es scheint Dir ja gar nicht recht zu sein, wenn er in seiner Bewerbung glücklich ist,« sagte Savella in gereiztem Tone. »Ich hoffe, daß es Dir jetzt ganz gleichgültig ist, wen Isola heirathet.«

»Du mißverstehst mich, meine Liebe,« sagte er mit verlegener Miene. »Dieses junge Mädchen ist in meinen Augen ganz bedeutungslos. Ich dachte nur daran, was es für eine Mißheirath für meinen Freund George sein würde. Für sie würde dagegen die Verbindung mit dem Enkel des Mr. Berkeley allerdings eine schöne Sache sein. Komm, Savella, und laß mich etwas von Deiner göttlichen Musik hören, meine Seele dürstet darnach.«

Vierunddreißigstes Capitel.

Sobald Fanny von der Krankheit ihrer Freundin Nachricht erhielt, kam sie zu ihrem Besuche herüber und sprach ihre Ueberzeugung aus, daß die beiden italienischen Verbündeten das Unwohlsein Isolas, trotz ihrer Besorgniß für deren Wiederherstellung, herbeigeführt hatten.

Fanny war im Begriff, sich unter dem Schutze ihrer Tante, deren Mann Parlamentsglied war, nach der Hauptstadt zu begeben, um die Saison dort zuzubringen und sie freute sich darüber, daß Isola nach »dem Thale« kommen und dort ihre Stelle einnehmen würde.

Gegen Ende der Woche fühlte sich Isola wohl genug, um ausstehen zu können und es wurde ausgemacht, daß Miß Carleton ihren Schützling am folgenden Morgen mit einem herübergesendeten Wagen nach dem Thale bringen sollte.

Am Nachmittage legte sich Isola, um auszuruhen, aufs Bett und Miß Carleton entfernte sich, um ihren gewöhnlichen Spaziergang zu machen.

Die junge Kranke verfiel in einen leisen Schlummer, aus dem sie durch das Geräusch von Fußtritten erweckt wurde.

Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie die Signora Roselli, welche mit wichtiger Miene auf das Bett zuschritt. Celia saß mit einer Nadelarbeit beschäftigt am Kamin und zu ihr sagte die Signora in scharfem befehlenden Tone:

»Entferne Dich mit Deiner Näherei und laß mich einige Augenblicke mit Deiner jungen Dame allein. Ich habe etwas Wichtiges mit ihr zu sprechen.«

Das Mädchen sah Isola an, die ihm ein Zeichen gab, zu gehorchen. Celia verließ mit einem gewissen Widerwillen das Zimmer, während die Italienerin am Bette der Kranken Platz nahm.

»Ich denke, Sie sind jetzt wohl genug, um eine kleine Aufregung ertragen zu können,« sagte sie. »Ich muß es jedenfalls wagen, denn

was ich Ihnen zu sagen habe, kann nicht länger aufgeschoben werden.«

»Ich kann ertragen, was Sie mir zu sagen haben. Ich bin kräftiger als Sie glauben,« sagte Isola, verwundert darüber, was dieser Eingang zu bedeuten habe.

»Das freut mich, meine Liebe, denn Sie werden alle Ihre Stärke nothwendig haben, um die Enthüllung, die ich Ihnen zu machen habe, zu ertragen. Ich werde sogleich zur Sache selbst übergehen, denn alle Vorbereitungen wären hier nutzlos. *Isola, Ihre Familie, Ihr Vater ist mir bekannt!*«

Das junge Mädchen richtete sich empor und rief mit der Miene der höchsten Ueberraschung:

»Mein Vater! Lebt er denn noch? Wer ist er und wo haben Sie diese Entdeckung gemacht?

»Ich erkannte Sie durch einen sonderbaren Zufall. In der Nacht, wo Sie so krank waren, sah ich ein Mal auf Ihrer Schulter, durch das ich die Ueberzeugung gewann, daß Sie ein Kind seien, das ich von seiner Jugend an gekannt hatte. Isola, Sie sind die Tochter einer meiner frühesten Freundinnen und mehr als einmal habe ich Sie geliebkost, als ob Sie mein eigenes Kind wären.«

Isola sagte nichts, ihre Aufregung war zu groß, um sprechen zu können, aber ihre bittenden Blicke flehten die Signora an, fortzufahren.

»Ihr Vater war ein Vetter meines Gatten und trug denselben Namen. Leonardo Roselli war ein Künstler, d. h. ein Copist, der davon lebte, daß er die schönen Gemälde in den römischen Gallerien copirte. Seine Armuth verhinderte ihn aber nicht, frühzeitig ein junges Mädchen zu heirathen, das so arm war, wie er selbst. Nach Ihrer Geburt wurde es Ihrem Vater schwer, von seinem geringen Verdienst drei Personen zu unterhalten, und er nahm den Antrag eines baierischen Adelligen an, der ihn nach München zog, um für ihn in den dortigen Gemäldesammlungen Copien zu fertigen.

Seine Frau ließ er in Rom zurück aber nach Verlauf von einigen Monaten schrieb er ihr, sie solle nach München kommen, da er dort für seine Arbeiten bessere Preise erhalte als in seiner Vaterstadt.

Clara reiste mit der Post mit einem Courier des Grafen Borowski, der ein besonderer Gönner Ihres Vaters war.

Es vergingen viele Wochen, ehe man etwas von ihr hörte und dann traf die schreckliche Nachricht über das Schicksal, das sie ereilt hatte, ein. Als der Wagen auf einer Gebirgsstraße, die von einem reißenden Strom begrenzt wurde, dahinfuhr, verlor er das Gleichgewicht und stürzte über den Abgrund in die brausenden Gewässer hinunter. Als sie den Fall merkte, hatte die Mutter Geistesgegenwart genug, ihr Kind aus dem offenen Fenster zu werfen. Die Kleider desselben fingen sich in den Aesten eines Strauchs, der an der Kante des Abgrunds stand und es wurde dort so lange festgehalten, bis ein Fremder, der Augenzeuge von dem schrecklichen Unfall gewesen, zu seiner Rettung herbeikam. Das Uebrige ist Ihnen bekannt, der Wagen wurde zerschmettert und sammt den Leichen der Passagiere von dem wilden Strome fortgerissen. Claude Fontaine war der Fremde und Sie waren das Kind, das auf eine so wunderbare und tragische Weise unter seinen Schutz gelangte.«

»Haben Sie, seit Sie hier angekommen, nicht gewußt, auf welche Weise ich unter die Obhut des Mr. Fontaine kam?« fragte Isola schnell. »Warum haben Sie in mir nicht sogleich das Kind Ihres Freundes erkannt?«

»Man hatte mir blos gesagt, daß er Sie auf seinen Reisen heimath- und mutterlos gefunden habe,« antwortete sie. »Es ist mir niemals beigefallen, in Ihnen die Tochter von Leon Roselli zu erblicken, bis mir der Beweis in der Gestalt des merkwürdigen Mals, das Sie an sich tragen, vor Augen kam. Dann erst erkundigte ich mich über die Einzelheiten Ihrer Auffindung durch Mr. Fontaine und die Erzählung stimmte ganz mit den mir bereits bekannten Thatsachen überein.

»Und durch was wurde dieses Mal hervorgebracht?« Ich habe einen solchen unüberwindlichen Abscheu vor Blut, daß ich manchmal glaubte, irgend ein unheilvoller Zufall müsse an diesem Muttermale schuld sein.«

»So geben Sie nur alle derartigen Gedanken auf, denn es ist

durch eine Flasche Burgunder veranlaßt worden, welche von einem Brett herabfiel und an der Schulter Ihrer Mutter zerbrach, während sie in der Haushaltung beschäftigt war. Aber Sie fragen ja gar nicht nach Ihrem Vater. Hegen Sie keinen Wunsch, seinen Armen zurückgegeben zu werden? Ich kann Ihnen die Versicherung ertheilen, daß er Sie bereits seit mehreren Jahren Vergebens gesucht hat. Er hat sich nicht mehr verheirathet, sondern sein Leben damit hingebracht, von Land zu Land zu wandern, in der Hoffnung, sein verlorenes Kind wieder zu finden. Es mag Ihnen auffallend sein, wenn ich Ihnen sage, daß er sich gegenwärtig in England befindet. Ich habe erst vor vierzehn Tagen einen Brief von ihm erhalten, worin er mich benachrichtigt, daß er mit einer französischen Schauspielergesellschaft als Decorationsmaler nach London gekommen sei. Für Sie ist es allerdings keine Kleinigkeit, von der Erbin des Mr. Fontaine zu einer solchen Lebensstellung herabsteigen zu müssen. Aber Ihr Vater ist ein achtbarer Mann trotz des Mißgeschicks, das ihn mit jedem Jahre tiefer sinken ließ, bis er froh sein mußte, auf irgend eine redliche Weise seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.«

»Und ich werde ihn darum nicht weniger achten,« sagte Isola lebhaft. »Wenn mein Vater mich immer noch liebt, wenn er noch immer den Wunsch hegt, mich zu sich zu nehmen, so ist es meine erste Pflicht zu ihm zu gehen, mag nun sein Stand hoch oder niedrig sein. Wenn ich *ihm*, der mir so lange ein Vater war, noch von Nutzen sein könnte, so würde ich mich nicht für berechtigt halten, meinen Platz zu verlassen; aber leider ist ihm meine Anwesenheit jetzt nur ein Gegenstand der Aufregung und Beunruhigung. Wenn Miß Carleton ihre Ansprüche auf mich aufgeben will, so werde ich meine Vorbereitungen treffen, um mich meinem Vater, wenn er es wünscht, anzuschließen.«

»Darüber herrscht gar kein Zweifel, daß er es wünscht. Er wird ganz toll vor Freude sein, wenn er vernimmt, daß Sie aufgefunden sind.«

»Aber, Madame, bei seinen geringen Hilfsquellen werde ich ihm vielleicht nur eine Last sein. Eine solche möchte ich selbst für

meinen eigenen Vater nicht werden.«

»Er wird Sie niemals in diesem Lichte betrachten, denn seit Jahren war es der sehnsüchtigste Wunsch seines Herzens, seine Tochter wieder zu erlangen. Sobald ich die Entdeckung machte, die mich in den Stand setzte, Sie zu erkennen, schrieb ich an ihn und in wenigen Wochen wird er zweifelsohne hier sein. Sie können die Zwischenzeit bei Ihren Freunden zubringen aber er wird jedenfalls darauf bestehen, daß Sie ihn begleiten.«

Isola war über das, was sie gehört hatte, ganz verwirrt und sie machte sich selbst Vorwürfe, daß sie über die Auffindung ihres unbekanntem Vaters keine rechte Freude empfand. Sie dachte an George Berkeley und es kam ihr unwillkürlich der Gedanke, daß diese Entdeckung für seine Liebe eine weit härtere Probe sein werde als der Verlust von Vermögen für Philipp. Nach einer schmerzlichen Pause sagte sie:

»Haben Sie die Güte, mir meinen Vater zu beschreiben, Signora. Ich möchte gerne über sein Aeußeres und seine Gewohnheiten etwas Näheres vernehmen.«

»Er ist ein großer schwarzer Mann von bedeutender Körperfülle, denn sein Unglück hat den armen Leon verleitet, sich mehr als gut für ihn ist, dem Wein zu ergeben. Aber diesen Fehler abgerechnet, ist er ein sehr braver Mann.«

Isola schauderte und ihr Herz schreckte wider ihren Willen vor diesem unbekanntem Vater zurück. Ein Trunkenbold, der Genosse einer wandernden Comödiantenbande! Was konnte sie in den Gesellschaften in die er sie bringen würde, anderes erwarten, als Ekel und Erniedrigung, sie, die eine so feine und sorgfältige Erziehung erhalten hatte? Und trotz ihrer Bemühung, sie zurückzuhalten, traten Thränen in ihre Augen.

Nachdem die Signora ihre Aufgabe erfüllt hatte, erhob sie sich und sagte mit angenommenem Mitgefühl:

»Da ich sehe, daß Ihnen diese Entdeckung eine lebhaftere Aufregung verursacht hat, so will ich Sie jetzt verlassen, damit Sie sich wieder beruhigen können beiläufig gesagt, war in Ihrer Kindheit Ihr Name Clara, aber ich vermüthe, daß Sie denjenigen beibehalten

werden, den Ihnen Mr. Fontaine gegeben hat.«

»Natürlich, Madame, ich habe keinen andern gekannt und der ausdrucksvolle Name, den er mir gegeben, paßt am besten für meine Lage.«

»Wie mögen Sie so sprechen, wenn ich Ihnen sage, daß ein zärtlicher Vater bereit ist, Sie an sein Herz zu nehmen? Sie werden nicht länger vereinsamt sein.«

»Ich hoffe, daß es sich so erweisen wird, Madame. Ich fürchte aber, daß zwischen den Gewohnheiten meines Vaters und meinen eigenen, wenig Uebereinstimmung herrschen wird, d. h. wenn Ihre Beschreibung von ihm richtig ist.«

Die Signora erwiderte darauf in höhnischem Tone:

»Ich sehe klar, wie die Dinge liegen Sie sind nicht geneigt, die Bequemlichkeiten aufzugeben, in denen Sie so lange gelebt haben. Sie fürchten, daß die Tochter des Decorationsmalers von den aristokratischen Berkeleys nicht mehr als ihres Gleichen betrachtet werden möchte und da Sie Philipp nicht mehr haben können, so hatten Sie sich entschlossen, den nächsten Besten zu nehmen, der sich anbietet. George Berkeley wird aber jetzt ebenfalls Bedenken tragen, Sie in ihrer jetzigen Stellung zu heirathen und wenn er es auch wollte, so würde es Ihr Vater nicht gestatten.«

Miß Carleton, welche in der Erwartung, Isola allein zu finden, die Thür geöffnet hatte, hörte die letzten Worte und sobald sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte, trat sie herein und sagte mit eisiger Kälte:

»Sie urtheilen da über die Berkeleys auf eine höchst summarische Weise ab, Madame. Was soll eine solche Sprache gegen die adoptirte Tochter des Mr. Fontaine? Es thut mir leid, daß Isola in diesem Hause so behandelt wird, daß sie dringend eines Beschützers bedarf.«

Die Signora ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen, sondern sagte in ruhigem Tone:

»Ich habe dieser jungen Person nur zeigen wollen, welche Stellung sie in der Gesellschaft einnimmt. Ich habe ihr versichert, daß sich ihr Vater noch am Leben befindet, aber anstatt ihre Freude

darüber an den Tag zu legen, schreckt sie offenbar vor dem Gedanken zurück, daß er Anspruch auf sie erheben wird, weil er arm ist und einem niedern Berufe folgt.«

Miß Carleton hörte mit ungläubigem Erstaunen zu.

»Ihr Vater Ihnen bekannt! Warum haben Sie denn dieses wichtige Geheimniß so lange zurückgehalten?«

»Weil ich selbst erst seit wenigen Tagen Kenntniß davon habe. Wenn Sie mir einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, so will ich Ihnen Alles erklären.«

Miß Carleton setzte sich und die Signora theilte ihr ohne eine einzige Abweichung dieselbe Geschichte mit, die sie Isola erzählt hatte. Nach Beendigung derselben fragte Miß Carleton: Woraus schließen Sie, daß Isola unserer Familie als Georges künftige Frau weniger angenehm sein wird, wenn ihr Vater sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, sein Brod durch Decorationsmalen für ein Theater zu erwerben? Sie sagen ja selber, daß Signor Roselli früher ein achtbarer Künstler war und mit Männern von Bildung umging; er muß deshalb selbst ein gebildeter Mann sein und jeder, der Isola kennt, kann nicht daran zweifeln, daß sie von Erziehung und Geburt eine Dame ist. Ich meines Theils kann für die Berkeleys bürgen, daß die Decorationsmalers-Tochter ihres eigenen Werthes wegen in ihrer Mitte willkommen ist, und ich bestehe darauf, daß Isola in dem Verkehr mit Ihnen mit derjenigen Achtung behandelt werde, die ihrer künftigen Stellung gebührt, um so mehr, als Sie ihr Alles, was die Liebe des Mr. Fontaine für sie bestimmt hatte, entzogen haben.«

»Miß Carleton,« sagte die Signora in heftigem Tone, »Ihre Verblendung für dieses Mädchen läßt Sie vergessen, was Sie mir in dem Hause meiner Nichte schuldig sind. Ich bin nicht gewohnt, mir gute Lehren geben zu lassen und kann nicht einsehen was für ein Wesen wegen einer so unbedeutenden Person gemacht wird. So lange sie hier bleibt, werde ich mir stets die Freiheit nehmen, ihr meine Meinung zu sagen.«

» Ich bin sehr froh, daß Sie dieses Vorrecht nur sehr wenige Stunden haben werden, denn ich werde sie morgen früh mit mir

nach »dem Thale« nehmen, wo ich sie so lange unter meinem Schuhe behalten werde, bis sie ihr neu aufgefundener Vater bei mir aufsuchen wird. Finde ich, daß er ihrer würdig ist, so werde ich sie ihm überlassen, wenn nicht, so werde ich mich mit ihm dahin zu verständigen suchen, daß er mir seine väterliche Gewalt abtritt.«

»Das letztere werden Sie, wie ich glaube, sehr schwierig finden. Uebrigens ist es gut, daß Isola dieses Haus verläßt, denn morgen kehren Mr. und Mrs. Vane zurück, um hier ihren ständigen Wohnsitz zu nehmen und nach Allem, was sich mit ihm zugetragen, wird es besser sein, wenn die Verlassene ein anderes Obdach aufsucht.«

Nach Absendung dieses giftigen Pfeils verließ sie das Zimmer. Miß Carleton aber ergriff Isolas Hand und sagte in zärtlichem Tone:

»Mein geliebtes Kind, merke nicht auf ihre boshafte Reden. Sie haßt Dich und sucht Dich auf jegliche Weise zu verwunden. Was hältst Du von der Geschichte, die sie Dir erzählt hat? Glaubst Du, daß dieser Mann wirklich Dein Vater ist?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber ein Gefühl lehrt mich, an Allem zu zweifeln, was die Signora Roselli sagt. Wenn er kommt, werde ich vielleicht besser im Stande sein, darüber zu urtheilen. Aber um Ihnen die volle Wahrheit zu sagen, muß ich leider eingestehen, daß mir die Nachricht von dem niedrigen Stand meines unbekanntem Vaters sehr peinlich war.«

»Isola,« sagte Miß Carleton mit Nachdruck, »ich glaube, daß diese Leute die Geschichte erfunden haben, um sich Deiner zu entledigen. Sie werden irgend einen gemeinen Menschen herbringen, der Deinen Vater vorstellen soll. Ihr Zweck ist, Dich zu erniedrigen und ganz aus der Nähe des Mr. Fontaine zu entfernen. Aber wir haben dagegen wenigstens einen Trost. Ich besitze mehr Geld, als ich zu verwenden weiß und ich kann ihn damit abfinden. Ich habe George versprochen, Deine Freundin zu sein und ich werde Dir in jeder Unannehmlichkeit treu zur Seite stehen.«

»O Cousine Carrie, Sie überhäufen mich mit Güte, ich kann sie Ihnen niemals, niemals vergelten.«

Am folgenden Morgen kam der Wagen, der sie abholen sollte, frühzeitig herüber und nach dem Frühstück traten die beiden

Damen die Fahrt nach »dem Thale« an. Für Isola war es im letzten Augenblicke eine schwere Aufgabe, sich loszureißen, denn die Dienerschaft umringte sie mit Thränen und Segnungen und sie vermochte den Gedanken, daß sie dem Hause ihrer Kindheit vielleicht für immer Lebewohl sagen sollte, kaum zu fassen.

Zum Abschiede erlaubte ihr Dr. Sinclair, hinter dem Schutze des Vorhangs noch einmal auf Fontaine zu blicken, und sie war erfreut darüber zu sehen, daß seine körperliche Gesundheit im Ganzen nur wenig zu leiden schien, obschon ihr seine ruhelosen Bewegungen und der Ausdruck seines Gesichts den genügenden Beweis lieferten, daß sein Gemüthszustand noch keineswegs befriedigend war. Sie weinte viele bittere Thränen und Dr. Sinclair mußte sie fast mit Gewalt aus dem Zimmer entfernen.

Als sie sich verabschiedeten, sagte die Signora:

»Benutzen Sie die Zeit bei Ihren Freunden, Isola, denn Ihr Vater wird ohne Zweifel binnen Kurzem hier sein, um Sie mit sich zu nehmen. In wenigen Tagen erwarte ich einen Brief von ihm als Antwort auf das Schreiben, worin ich ihm meine Entdeckung mittheilte. Ich werde Ihnen denselben senden, sobald er eintrifft.«

»Thun Sie das, Madame,« sagte Miß Carleton, »damit wir uns über die Gültigkeit einer Ansprüche selbst ein Urtheil bilden können.«

Als ihr Wagen den Schloßhof verließ, fuhr von der andern Seite eine Equipage den Hügel herauf. Es war die von Philipp Vane. Sie begegneten sich nicht, aber Savella schwenkte gegen die entthronte Erbin, deren Eigenthum sie in Besitz zu nehmen im Begriffe war, ihr Taschentuch.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Es herrschte ein schwaches Gefühl von Theilnahme für Isola in dem Herzen ihrer triumphirenden Nebenbuhlerin, es wurde aber durch die eifersüchtige Furcht, daß Philipp noch immer eine zärtliche Schwäche für die frühere Geliebte hege, wieder aufgehoben. Sein Benehmen am vorigen Tage, als von Isolas Verbindung mit George Berkeley die Rede war, hatte die Schlange der Eifersucht ins Leben gerufen.

»Ich bin froh, daß sie fort sind,« sagte Philipp, »denn unter den gegenwärtigen Umständen würde es nicht angenehm sein, mit ihnen zusammen zu treffen. Die Berkeleys haben unsere Empfangseinladung unbeachtet gelassen und ich habe keine Lust, mir meine gute Stimmung durch einen von Miß Carletons stolzen Blicken verderben zu lassen.«

»Bah, Philipp, was brauchst du dich um Miß Carleton oder irgend jemand Andern als um mich zu kümmern? Du bist weder von ihr noch von irgend einem Mitgliede ihrer Familie abhängig. Wir können eben so gut ohne die Berkeleys, als sie ohne uns leben.«

Mit einem Bückling öffnete der Bediente den Wagenschlag und ließ den Tritt herunter, Philipp sprang heraus, half Savella beim Aussteigen und die beiden gingen dann in das Haus.

Die Signora, welche sich vergebens bemühte, ihrem Gesichte einen freundlichen Ausdruck zu geben und Sommerton mit süßem Lächeln standen zu ihrem Empfang bereit. Savella blickte von der Einen auf den Andern und fragte in spitzigem Tone:

»Ist Friede oder Krieg zwischen uns? «Ihr Gesicht, Signor Sommerton verkündet den erstern, aber das von meiner Tante erzählt, trotz ihres persönlichen Briefs, eine ganz andere Geschichte. Ich möchte Ihnen nicht zu Feindseligkeiten rathen, denn ich komme auf allen Seiten bewaffnet.«

»Mein Gefühl straft sonach mein Herz Lügen, Savella. Trotz Allem ist es immer noch offen für Dich. Du hast meine liebsten Hoffnungen

zerstört, aber meine Betrübniß wird durch den Gedanken gemildert, daß du wenigstens einen gebildeten Mann und einen Mann von Ehre zum künftigen Führer deines Lebens erwählt hast. Sie gingen in das Besuchzimmer und nach einer kurzen Unterhaltung erhoben sich die jungen Leute, um ihre eigenen Gemächer auszusuchen während die Signora und ihr Verbündeter zurückblieben um ihre Pläne darüber zur Reife zu bringen, auf welche Weise sie den jungen Mann am besten für ihre eigenen Zwecke benützen könnten.«

»Er hält sich bereits für den Gebieter von Allem,« sagte die Italienerin mit Bitterkeit. »Sein ganzes Benehmen zeugte davon, daß er den Herrn zu spielen gedenkt.«

»Er soll nicht lange in seinem gegenwärtigen Irrthum verbleiben,« entgegnete Sommerton. »Je eher er den Boden kennt, auf dem er steht, desto leichter wird er seinen stolzen Nacken unter das Joch beugen, das ich ihm aufzulegen gedenke. Einen Mann wie diesen Vane kann ich durch und durch lesen. Ich stehe dafür, daß er es sogleich klein geben wird, sobald er erfährt, daß ich die Macht habe, ihn zu Grunde zu richten.«

»Ja, demüthigen Sie ihn, machen Sie, daß er sich vor mir beugt, denn ich hasse sein unverschämtes Gesicht, so hübsch es auch sein mag. Savella würde ihm gestatten, uns mit Füßen zu treten, wenn wir ihn nicht im Zaume hielten.«

»Ich werde die erste Gelegenheit dazu benützen um ihm ein Licht anzuzünden. Sie wird nicht lange auf sich warten lassen, denn ich halte Savellas Worte für eine Kriegserklärung.«

»Wenn es dazu kommt, so wird es sich zeigen wer die stärksten Waffen hat.«

Mit dieser Drohung schieden sie von einander.

Es vergingen einige Tage, während welcher die beiden kriegführenden Theile die ausgesuchteste Höflichkeit gegen einander beobachteten.

Der Wunsch Philipps, sich dieser unwillkommenen Gäste zu entledigen wurde aber mit jeder Stunde lebhafter und er wartete nur auf eine Gelegenheit, um offen von ihrer Rückkehr nach Italien mit ihnen zu sprechen.

Diese wurde von Sommerton selbst herbeigeführt. Als er und Philipp eines Tages allein beisammen waren, sagte er plötzlich.

»Wie ich vermuthe, ist meine Beschäftigung zu Ende. Mrs. Vane wird in ihrem neuen Stande schwerlich mehr einen Hofmeister bedürfen. Ich halte es stets für das Beste, über seine Stellung im Klaren zu sein und deshalb möchte ich Sie fragen, welches die meinige in diesem Hause unter Herrschaft seines neuen Gebieters sein wird.«

Es lag ein Ausdruck in seinem Gesicht, den Philipp nicht liebte und er antwortete kalt:

»Ich kann nicht annehmen, daß Sie unter den gegenwärtigen Umständen hier bleiben wollen, Mr. Sommerton. Ich bedarf ebensowenig eines Hauskaplans, als Mrs. Vane eines Hofmeisters; ich würde Sie aber sehr gerne in einer von diesen beiden Eigenschaften meinen Freunden empfehlen, falls es Ihr Wunsch ist, in diesem Lande Ihren Aufenthalt zu nehmen.«

»Sie haben also die Absicht, mich sobald als möglich vor die Thüre zu setzen? Ich habe mirs gedacht, aber ich kann mit Savella sagen: »Ich bin auf allen Seiten bewaffnet.«

Er blickte dabei dem jungen Mann trotzig ins Gesicht.

»Ich verstehe Sie nicht recht, erwiderte dieser ziemlich hitzig, »aber ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht der Mann bin, der sich durch Drohungen dazu bestimmen läßt, ein Individuum in seinem Dienste zu behalten das keine Ansprüche auf mich hat.«

»Keine Ansprüche?« erwiderte Sommerton. »Keine Ansprüche an Sie, wenn Sie der Gatte des Kindes sind, für das ich so viele Opfer gebracht habe? Hat Ihnen Savella nicht gesagt, daß sie mir ihre Erziehung, die Entdeckung des Wohnsitzes ihres Onkels und die Feststellung ihrer Rechte als Erbin dieses Guts zu verdanken hat? Ich müßte mich sehr irren wenn solche Verdienste keinen bessern Lohn verdienten, als Sie mir anbieten.«

»Machen Sie Ihre Rechnung für Alles, was Mrs. Vane Ihnen gekostet hat, und ich will sie ohne Murren bezahlen. Darüber hinaus haben Sie nichts von mir zu erwarten, sagte Philipp mit Entschiedenheit. »Ich beabsichtige Herr in meinem eigenen Hause

zu sein und als ersten Schritt dazu will ich Diejenigen entlassen die meine Frau von Jugend auf tyrannisiert haben. Sie hat mir genug von der Behandlung erzählt, die sie von ihrer Tante und Ihnen empfangen hat, um mich darüber aufzuklären welche Art Sorgfalt Sie ihr angedeihen ließen.«

»Was, diese edle, sich selbst aufopfernde Frau soll ebenfalls von ihrem Herzenskind fortgeschickt werden? Ich rathe Ihnen sich zweimal zu bedenken Mr. Vane, bevor Sie ein solches Wagniß unternehmen.«

Sowohl diese Worte, als der Ton in welchem sie gesprochen wurden, erregten Philipp's Aerger, und er antwortete schnell:

»Ich bin nicht gewohnt, mir Vorschriften machen zu lassen, Mr. Sommerton. Ich lasse mir das nicht einmal von meinen eigenen Eltern gefallen und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich es von Ihnen dulden werde, selbst wenn Sie die Signora zum Beistand haben. Ich habe Miß Fontaine geehelicht aber nicht ihre Verwandtschaft, die mir, um es offen auszusprechen in der Seele zuwider ist, mit geheirathet.«

Der Hörer zuckte mit herausfordernder Kälte die Achseln.

»Auf mein Wort, Mr. Philipp Vane, Sie haben keine Zeit verloren mich in Ihr Inneres sehen zu lassen. Ich muß Sie indeß benachrichtigen, daß ich sowohl als die Dame, von der Sie so unehrerbietig sprechen die feste Absicht haben in Fontains zu bleiben wenigstens so lange Sie hier sind. Und wenn Sie Alles gehört haben, was ich Ihnen sagen kann, so werden Sie es für nöthig halten, unsere verhaßte Gegenwart mit Geduld zu ertragen.«

»Sie können mir nichts sagen, was mich zu einer solchen Nachgiebigkeit zu bestimmen vermöchte. Ich würde Ihre Anwesenheit noch einige Wochen geduldet und Sie höflich entlassen haben, wenn Sie mir nicht selbst diese Verhandlung aufgedrungen hätten. Da Sie eine bestimmte Erklärung über Ihre künftige Stellung von mir wünschen so mögen Sie wissen, daß es meine Absicht ist, der Signora Roselli eine anständige Summe auszuwerfen mit der sie in ihr Geburtsland zurückkehren und Sie als ihren Begleiter mitnehmen kann. Wenn Ihnen das recht ist, so ist es

gut, wenn nicht, so ist es auch gut.«

»So denken Sie in der Blindheit Ihres Herzens, mein Sohn,« sagte Sommerton in väterlichem Tone, »sobald Sie aber über alle diese Ansprüche aufgeklärt sind, die wir an Diejenige haben, die jetzt Ihr Weib ist, so werden Sie ganz anders sprechen. Sie werden dann eben so sehr wünschen uns bei sich zu behalten, als Sie gegenwärtig uns loszuwerden suchen. Ah, Mr. Vane, wenige Worte, die ich Ihnen ins Ohr flüstern kann die Einsicht von einigen Schriftstücken die ich in Händen habe, werden Ihren Ton auf eine wundervolle Weise ändern.«

Philipp zitterte jetzt vor Unwillen und Zorn und er sagte in heftigem hochmüthigen Tone:

»Zeigen Sie mir diese Papiere, sprechen Sie die magischen Worte, welche eine so wunderbare Veränderung in meinen Absichten und Wünschen hervorbringen können, daß ich dadurch veranlaßt werden soll, Personen um mich zu behalten, die mir so verhaßt sind, wie Sie und die Signora.«

»Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer und ich will Ihren Wunsch erfüllen,« entgegnete Sommerton mit vollkommener Selbstbeherrschung. »Je eher wir jetzt zu einem richtigen Einverständniß gelangen, desto besser wird es für alle Beteiligten sein.«

Er erhob sich und glitt mit seinem gewöhnlichen katzenartigen Schritt aus dem Zimmer, während ihm Philipp mit einem Sturm von Leidenschaften in der Brust auf dem Fuße folgte.

Was konnte diese Unverschämtheit bedeuten? Sich so auf der Schwelle seines Paradieses Trotz bieten zu lassen, das ging über seine Geduld. Was konnte dieser freche Mensch im Sinne führen, daß er sich unter seinem eigenen Dache eine Autorität über ihn anmaßte?«

Die Thüre von Sommertons Zimmer schloß sich hinter beiden und sie blieben zwei lange Stunden miteinander eingeschlossen. Mehr als einmal wurde Philipps Stimme gehört, welcher in lautem und leidenschaftlichem Tone sprach, während sein Gefährte stets mit gedämpfter Stimme darauf erwiderte. Was der Gegenstand ihres

Streites war, wußte aber Niemand als die Signora Roselli.

Endlich kam Philipp niedergeschlagen und bleich heraus. Er war kaum aus dem Gesichte, so stürzte die Signora in Sommertons Gemach und fragte hastig:

»Haben Sie gesiegt? Unterwirft er sich unsern Bedingungen?«

»Natürlich thut er es. Ich kannte meinen Mann. Von nun an bin ich der Gebieter dieses Hauses und Philipp Vane ist bloß meine Puppe.«

»Thomas, Sie sind ein wundervoller Mann. Ihr Scharfsinn übertrifft sogar den meinigen, war ihre bewundernde Antwort. »Ich hatte nur gefürchtet, wir möchten zu übereilt zu Werke gehen.«

»Dies war aber keineswegs der Fall. Ich wünschte nicht, daß sich der junge Herr zu fest im Sattel fühlte, bevor ich den Kappzaum anlegte. Er kennt jetzt seine richtige Stellung und kein Hund kann dem Befehle seines Herrn gehorsamer sein, als er den meinigen sein wird.«

»Aber wenn er Alles seiner Frau mittheilen würde?«

»Ich habe ihn dagegen gewarnt und er schien froh zu sein, daß sie nicht in Mitwissenschaft ist.«

Hier wurde das erste Glockenzeichen zum Essen gegeben und die Signora eilte auf ihr Zimmer, um ihre Toilette zu machen.

Philipp ging mürrisch im Wohnzimmer auf und ab, als Savella sehr übellaunig hereintrat. Er suchte sich zu einem Lächeln zu zwingen, als er ihr den Arm bot, um sie ins Speisezimmer zu führen.

»Ich bin den ganzen Morgen allein gewesen,« sagte sie schmollend. »Über was hast du dich mit Sommerton so laut herumgestritten? Celia sagte, sie habe eure Stimmen im Wohnzimmer gehört.«

»Wir haben wichtige Geschäfte besprochen und ich bin leider hitzig dabei geworden das ist Alles.«

»Ich denke, ihr konntet solche Dinge bleiben lassen, wenigstens bis meine Flitterwochen vorüber sind. Aber, mein lieber Philipp, ich hätte nicht geglaubt, daß du böse werden könntest.«

»O, du kennst mich noch nicht, Savella. Ich bin sehr leicht gereizt,

aber gegen dich werde ich immer freundlich sein. Du darfst dich nicht darum kümmern, was ich Andern sage oder thue, denn ich bin meiner nicht immer Meister. Was aber Mr. Sommerton betrifft, so herrscht zwischen uns jetzt das beste Einvernehmen. Er ist in vieler Beziehung ein sehr merkwürdiger Mann und ich beginne allmählig einzusehen, daß seine Kenntnisse und seine Gewandheit, mir bei der Verwaltung der complicirten Verhältnisse dieses Gutes treffliche Dienste leisten können.«

Savella betrachtete ihn mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens. »So werden also Beide dableiben, sagte sie heftig, »denn meine Tante wird niemals ohne ihn gehen.«

»Ja, sie bleiben da,« sagte er kurz.

»Aber ich wünsche es nicht. Ich sollte denken du wüßtest das.«

»Meine liebe Savella,« sagte Philipp in seiner einschmeichelndsten Weise, »bei näherer Ueberlegung kann ich es nicht ertragen, daß man dich mit Undankbarkeit gegen eine Frau brandmarke, die dir eine zweite Mutter war. Deshalb ist es besser, wenn Signora Roselli in Fontains bleibt.«

»O, ich würde mich nichts darum kümmern was die Welt sagt. Da du aber wünschest, daß sie bleiben, so will ich nicht auf ihre Vertreibung bestehen.«

So weit war die Sache vorerst beigelegt, aber der junge Mann der sich bisher niemals vor der väterlichen Gewalt gebeugt hatte, fühlte sich in fernem Herzen tief gedemüthigt und verletzt, daß er sich den beiden Creaturen unterwerfen sollte, für die er nur Gefühle des Abscheus und der Verachtung hegte.

Sechsendreißigstes Capitel.

Am zweiten Tage nach Isolas Ankunft im Thale trat Fanny die Reise zu ihrer Tante an. Die überraschende Enthüllung, welche Signora Roselli gemacht hatte, wurde im Familienkreise ausführlich besprochen und Alle stimmten der Meinung der Miß Carleton bei, daß es, die Absicht der Italienerin sei, Isola in den Augen Ihrer Freunde herabzuwürdigen vorausgesetzt, daß sie nicht noch etwas weit schlimmeres im Schilde führte.

Nach zehn Tagen kam ein Billet von der Signora, welchem ein aus grobem Papiere und in einer ungeübten Hand geschriebener Brief beilag. Die Signora schrieb:

»Den anliegenden Brief habe ich diesen Morgen erhalten. Er ist von Ihrem Vater und Sie können selbst lesen, was er schreibt.

B. R.«

Mit klopfendem Herzen öffnete Isola das sonderbar aussehende Schriftstück. Es war in italienischer Sprache geschrieben deren sie nicht ganz unkundig war und mit Hilfe der Miß Carleton entzifferte sie folgende schwülstige Herzensergießung:

»Meine Gebete sind endlich erhört worden, Gott der Allmächtige, der gütige Lenker der Welt, hat mir die Gnade gewährt, um die ich so lange und inbrünstig gebetet habe. Mein Kind, meine Clara wird meinen Armen zurückgegeben werden und Ihnen Freundin meiner früheren Tage, verdanke ich diese gesegnete Entdeckung.

»Sie kannten ihre selige Mutter; o sagen Sie, trägt meine Tochter in ihren Zügen den Stempel ihrer mütterlichen Abkunft? Hat sie die bezaubernde Schönheit, die seelenvollen Augen meiner hingeopferten Liebe? Fließt ihre Stimme in silbernem Tone von rosigen Lippen? denn mein hingeschiedener Engel war die lieblichste der Frauen.

»Mein Leben meine Freude, meine Hoffnung war in den brausenden Wogen begraben und war zurückgeblieben um allein

und verlassen auf der Erde zu wandeln. Mein Kind war fast wie durch ein Wunder gerettet worden und seit Jahren habe ich alle Länder durchwandert, um es zu suchen aber bis jetzt umsonst.

»Als eine letzte Hoffnung kam ich in dieses Land, denn ich konnte die Nationalität des edlen Mannes nicht entdecken, der es dem Rachen des drohenden Todes entriß. Die Leute des kleinen Dorfs, in dessen Nähe sich der Unfall ereignete, sagten, daß er ein Engländer gewesen sei.

»Ich eile, mein Kind in Anspruch zu nehmen. Es soll meine Freude, mein Stolz in allen kommenden Jahren sein. Bianca, die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, läßt sich nicht ausdrücken. Sagen Sie meiner Tochter Alles, damit sie bereit sei, mich zu empfangen, denn ich werde rasch diesem Briefe folgen. Ich so sie wiedersehen; o die Freude, meinen wiedererlangten Schatz an mein Herz drücken zu können, um mich nie mehr von ihr zu trennen. Von nun an gehört sie mir allein, denn jedes andere Band ist gegenüber der Pflicht und Liebe, die dem Vater gebühren, der dieselben so lange entbehren mußte, ohne alle Bedeutung.

Leonardo Roselli.«

Als Isola den Sinn dieses sonderbaren Schreibens begriffen hatte, blickte sie ihre Freundin verwirrt und verstört an.

»Mein liebes Kind,« sagte Miß Carleton in ernstem Tone, »nachdem ich diese Zeilen gelesen habe, bin ich nur um so tiefer überzeugt, daß mein erster Verdacht gegründet war. Der Schreiber dieses abgeschmackten Gallimathias ist nicht Dein Vater. Ich kann kein wahres Gefühl in diesem Product entdecken. Es sind die Phrasen eines Schauspielers und nicht der Ausdruck väterlicher Liebe für eine lang verlorene Tochter. Weichen Eindruck macht es auf Dich? Hat es Dein Herz gerührt?«

»Ich weiß es nicht. Ich muß leider eingestehen daß ich seine Ankunft viel zu sehr fürchte, als daß ich seinen Worten Gerechtigkeit widerfahren lassen könnte. O Cousine Carrie, ich fühle, daß ich unnatürlich bin, denn mein Stolz sträubt sich gegen die Möglichkeit, daß der Schreiber dieses wirklich mein Vater sein könnte. Und doch

kann er es sein. Welchen Grund kann die Signora Roselli haben, um einen solchen Betrug ins Werk zu setzen?«

»Ich kann mir es nicht recht erklären, denn ich muß gestehen, daß der Wunsch, Dich zu demüthigen, mir kein hinlänglicher Beweggrund scheint, ein solches Complot anzustiften. Aber dessen ungeachtet hege ich die feste Ueberzeugung, daß die ganze Geschichte nichts als ein gemeiner Betrug ist, dem wir seiner Zeit auf den Grund kommen werden. Jedenfalls werden wir besser im Stande sein, über die Gültigkeit der Ansprüche dieses Roselli ein Urtheil zu fällen, wenn wir ihn selbst gesehen haben. Seine Verbindung mit der Signora ist keineswegs geeignet, ihn in meiner Achtung zu heben.«

Die nächsten Tage brachte Isola in einem Zustande beständiger Aufregung zu, der sie trotz aller Anstrengung nicht Herr werden konnte.

Zu Ende der Woche kam ein Billet von Sommerton, welches die Meldung enthielt, daß sich Leonardo Roselli zu Fontains befinde, und in zwei Stunden in Begleitung des Schreibers nach »dem Thale« kommen werde. Arme Isola! Sie sah mit Zittern und Zagen dem angekündigten Besuche entgegen.

Mr. Berkeley und Miß Carleton blieben bei ihr, um ihr bei der bevorstehenden Zusammenkunft rathend und schützend zur Seite zu stehen. Blaß und zitternd saß sie da, ihre Augen unverwandt auf die Thür gerichtet.

Als sie sich öffnete, trat zuerst Sommerton herein und hinter ihm ein schwarzer, gemein aussehender Mann, dessen plumpe Person in einem modischen Anzuge steckte, der allem Anschein nach ursprünglich nicht für ihn bestimmt gewesen. Sein rauhes, rostfarbig aussehendes schwarzes Haar war nach Art der Frauen auf der Mitte der Stirn getheilt und fiel glattgestrichen an den Seiten herunter. Seine groben Gesichtszüge, seine gelbe Hautfarbe und seine tiefliegenden Augen bildeten keineswegs eine angenehme Erscheinung.

Mr. Berkeley ging ihnen entgegen und Sommerton stellte ihnen seinen Freund mit den Worten vor:

»Dies, Mr. Berkeley, ist Signor Roselli, ein alter und geschätzter Freund von mir, welcher kommt, um sein Kind aus Ihren Händen in Empfang zu nehmen.«

In tiefem tragischen Tone ließ sich darauf der Fremde vernehmen. Seine Aussprache war sehr unvollkommen doch schien er der englischen Sprache soviel mächtig zu sein, um sich ziemlich geläufig ausdrücken zu können.

»Welche ist meine Tochter, Sir? Haben Sie Erbarmen mit meiner Ungeduld und sagen Sie mir, ob jene Frauengestalt dort meine Freude, mein Engel, mein Kind ist.?«

Isola stand unwillkürlich auf und Roselli eilte so schnell es sein Körperumfang zuließ, auf sie zu.

»Ha! diese Bewegung beweist mir, daß sie es ist. Komm an mein Herz. Ich sehe — ich sehe die Augen meiner hingeschiedenen Clara wieder auf mich blicken. O, ich bin glücklich! Was ist das? Du weigerst Dich, in meine Arme zu kommen, wenn sie geöffnet sind, um Dich zu dem Ruheplatze, der Dir gebührt und von dem Du so lange getrennt warst, einzuladen?«

Trotz ihrer Bemühungen den Ausdruck ihrer Gefühle zu beherrschen schrak Isola vor ihm zurück und anstatt die angebotene väterliche Umarmung anzunehmen versteckte sie sich hinter Miß Carleton.

Roselli glotzte sie mit seinen ausdruckslosen Augen an und sie sagte mit unsicherer Stimme:

»Entschuldigen Sie mich, mein Herr, aber wenn Sie auch wirklich mein Vater sind, so sind Sie doch noch immer ein Fremder für mich und ich muß Sie erst kennen lernen ehe ich mich von Ihnen lieblosen lassen kann.«

»Ach, welch ein himmlisches Zartgefühl! Ich achte es und will nicht darauf bestehen, Dich an mein klopfendes Herz zu drücken. Ich kann warten, bist Du gelernt hast, mich zu lieben.«

Er wandte sich darauf an Miß Carleton und sagte:

»Und diese Dame ist wohl die Freundin, die Dir in Deiner Noth beigestanden ist? Theuerste Dame, ich danke Ihnen wie nur ein

Vater Derjenigen danken kann, die seinen Liebling an ihr Herz genommen hat.«

»Bitte, setzen sie sich, Signor,« sagte Miß Carleton mit Würde. »Ehe Mr. Berkeley Ihre Ansprüche auf Isola zugesteht, wünscht er erst einige ernste Worte mit Ihnen zu sprechen.«

»Bevor er die Ansprüche auf mein eigenes Kind zugesteht! Zweifelt etwa Jemand daran? Guter Gott! nachdem ich mein ganzes Leben damit zugebracht, meine Tochter aufzusuchen ist es hart, wenn man mir mein Recht bestreiten will. Hörst Du das, Sommerton? Wie kommt es, daß ich auf Mißtrauen stoße, das eine Beleidigung für mich ist?«

»Mr. Berkeley will diese junge Dante keinem Fremden überliefern und es ist nicht mehr wie billig, daß er Beweise für die Gültigkeit Deiner Ansprüche verlangt. Wir können ihm sogleich zeigen, daß sie gegründet sind, wenn er uns mir einer kurzen Privat-Unterredung beehren will.«

Der alte Herr verbeugte sich und ging nach seiner Bibliothek voraus. Dort angelangt, sagte er in kaltem Tone:

»Ich bin bereit Ihre Beweise zu prüfen, aber ich sage Ihnen im Voraus: wenn ich etwas darauf geben soll, so müssen sie unanfechtbar und ohne Lücke sein. Und selbst dann werde ich Bedenken tragen, Isola Ihrem Schutze anzuvertrauen.«

»Hier sind sie,« sagte Sommerton der es jetzt auf sich nahm, die Sache zu ordnen. »Hier sind zwei Zeugnisse, eines über die Heirath von Leonardo Roselli mit Clara Rossi und das andere über die Taufe ihrer Tochter, Clara Roselli, welche am 15. Mai 1835 in Rom geboren ist.« Hier ist ein Miniaturbild ihrer Mutter, in welchem Sie viele Züge von Isola wiederfinden werden.«

Mr. Berkeley überblickte die Papiere, da sie aber in einer ihm unbekanntem Sprache geschrieben waren, so konnte er nicht viel Belehrung daraus schöpfen; aber der Anblick des Miniaturgemäldes gab ihm einen Stich ins Herz, denn seine Aehnlichkeit mit Isola ließ kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß das Original wirklich ihre Mutter gewesen sein mußte. Er betrachtete es von allen Seiten genau und sagte dann:

»Angenommen, diese Zeugnisse seien vollkommen echt, so fehlt in Ihrem Beweise noch immer die Mittel- und Schlußkette und es würde Ihnen jedenfalls sehr schwer werden, vor einem englischen Gerichtshof darzuthun daß Isola Ihre Tochter ist. Wenn aber die Frau, die dieses Gemälde vorstellt, wirklich Ihr Weib war, so läßt sich kaum daran zweifeln daß sie die Mutter meiner jungen Freundin sein muß. Desohngeachtet bin ich nach wie vor entschlossen sie nicht aufzugeben um so mehr, als sie die Verlobte meines Enkels ist.«

»Es thut mir leid,« sagte der Italiener, »daß meine Tochter sich in eine solche Verbindung eingelassen hat. Ihr Schicksal war schon von ihren ersten Lebenstagen an voraus bestimmt. Sie ist dem Kloster geweiht.«

Mr. Berkeley sah ihn mit großen Augen an.

»Was meinen Sie damit, Signor?«

»Was ich gesagt habe. Als Clara nur wenige Tage alt war, wurde sie zum Sterben krank. In dieser Gefahr machten ihre Mutter und ich das Gelübde, daß wir sie, wenn sie uns erhalten bliebe, ganz dem Dienste des Himmels weihen wollten. Sie ward wieder gesund und ich fühle mich in meinem Gewissen verpflichtet, das Gelöbniß meiner verstorbenen Frau zu erfüllen, wenn ich auch das meinige außer Acht lassen könnte.«

»Wenn das Ihre Absicht ist, Signor, so werden Sie das ganze Glück Ihrer Tochter zerstören und ein großes Unrecht an ihr begehen. Ueberdies ist sie gar nicht in Ihrer Confession erzogen.«

»Das thut nichts. Sie muß sich unterwerfen. Ich werde sie in solche Gesellschaft bringen, in der man sie für ihren Beruf gewinnen und von der Schönheit der Selbstaufopferung, welche ihre Mutter von der Sünde des unerfüllten Gelübdes befreit, überzeugen wird.«

Die Verhandlungen über diesen Gegenstand, in welchen Sommerton für seinen Freund und zu Gunsten des Klostersgelübdes Partei nahm, dauerten noch mehrere Minuten fort, bis sie Mr. Berkeley, welcher sah, daß alle seine Einwendungen an der Hartnäckigkeit des Italieners scheiterten mit der Bemerkung abbrach:

»Ich will Ihnen Miß Carleton senden, die mit Ihnen zu sprechen

wünscht. Sie hat einige gewichtige Gründe, wodurch Sie vielleicht doch bestimmt werden, Ihre Tochter unter ihrer Obhut zu belassen. Sollten Sie wider Erwarten eine Verständigung ablehnen, so müßte ich die Sache der gerichtlichen Entscheidung anheim geben. Ich will mit Mr. Sommerton in das nächste Zimmer gehen und dort das Ergebniß der Unterhandlungen abwarten.«

Sommerton verstand den Wink, ehe er aber dem Mr. Berkeley folgte, flüsterte er dem Italiener einige Worte ins Ohr, die dieser mit Kopfnicken beantwortete.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Nach halbstündiger Abwesenheit kehrte Miß Carleton ins Wohnzimmer zurück, wo sie Isola umarmte und sagte:

»Jetzt gehörst Du ganz mein. Dein Vater hat auf meine Vorstellungen gehört und mir seine Rechte abgetreten.«

Isola vermochte dieser angenehmen Versicherung Anfangs keinen rechten Glauben zu schenken. Sie zweifelte und zitterte noch immer, bis Roselli, welcher der Miß Carleton gefolgt war, sich ihr näherte und achtungsvoll ihre Hand ergreifend, sagte:

»Mein Engelkind, ich habe auf die Gefahr hin das Heil meiner Seele zu verscherzen damit Dein irdisches Glück gesichert sei, meine Einwilligung gegeben. Mit dem gelben Staub, welchen die Menschen Gold nennen hat Deine Freundin das Recht erkaufte, meinen Platz einzunehmen. Ich gehe, mein Kind, weil ich sehe, daß Dich meine Anwesenheit nicht glücklich macht. Ich lasse Dir das Bild Deiner seligen Mutter zurück, denn ich könnte es künftig nicht mehr ansehen ohne daß mir das Herz bräche, da ich dem Gelübde untreu geworden bin das wir Beide an Deiner Wiege abgelegt haben.«

Isola streckte die Hand aus, um das Miniaturbild in Empfang zu nehmen und nachdem sie es angesehen, drückte sie es an die Lippen.

»Ich habe keine Worte,« sagte sie, »um Ihnen für Ihr Zugeständniß zu danken Dieses Bild soll treu bewahrt werden und für Sie will ich solche Gefühle der Liebe zu hegen suchen, wie ich Ihnen als meinem Vater schuldig bin.«

»Ich muß es versuchen mich damit zu begnügen,« sagte er mit traurigem Nachdruck. »Lebe wohl mein Engel! Komm, Sommerton, mein Herz ist gebrochen und ich muß die Einsamkeit suchen um meine Fassung wieder zu erlangen.«

Als er darauf ihre Hand an die Lippen drückte, machte sie einen Versuch aufzustehen und ihm die Wange zum Kusse zu reichen aber sie fühlte, daß es ihr unmöglich war und Miß Carleton hielt sie

mit fester Hand davon zurück, indem sie ihr zugleich ins Ohr flüsterte:

»Sei ruhig, Isola, dieser Mann ist nicht Dein Vater. Ich gebe nichts auf seine Beweise. Wenn er wirklich väterliche Gewalt über Dich besäße, so würde er sie nicht so leicht aufgegeben haben.«

Mit der Miene der tiefsten Betrübniß verließ Roselli auf Sommertons Arm gelehnt das Gemach. Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, fragte Isola in furchtsamem Tone:

»O Cousine Carrie, auf welche Weise haben Sie mich vor ihm gerettet?«

»Durch das Anerbieten von Geld, meine Liebe. Als Austausch für einen Wechsel von 800 Pfund auf meinen Banquier gab er mir eine Urkunde, in welcher er mir alle seine Rechte auf Dich abtritt. Du gehörst jetzt mir ganz allein an und meine erste Sorge soll sein, Dein und Georges Glück zu sichern. Ich hatte längst den größeren Theil meines Vermögens für ihn bestimmt, denn ich werde nie heirathen und ich konnte keinen besseren Gebrauch von obiger Summe machen, als seinen Liebling für ihn zu retten.«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, aber wenn ich wirklich die Tochter dieses Mannes bin, welche Erniedrigung liegt darin, daß er Geld von denen genommen hat, welche mir in der Zeit meiner größten Noth als Freunde zur Seite gestanden sind?«

»Isola,« sagte Miß Carleton im Tone der Ueberzeugung, »ich wiederhole Dir, daß Signor Roselli nicht Dein Vater ist. Ich gab ihm Geld, weil es das einfachste Mittel war, Dich von seinen Verfolgungen zu befreien, aber ich schenke seinen Ansprüchen keinen Glauben.«

»Aber dieses Miniaturbild? Ich habe offenbar Aehnlichkeit damit.«

»Das Original dieses Gemäldes mag vielleicht deine Mutter gewesen sein, denn Du hast allerdings Aehnlichkeit mit demselben; aber daß die Frau, die es vorstellt, sein Weib war, bezweifle ich sehr. Ich glaube, er könnte sagen, wem Du wirklich angehörst, wenn er dazu zu bewegen wäre, aber daß Du *sein* Kind bist, das würde ich mir niemals einreden lassen. Komm mit mir in mein Zimmer und suche Dich zu beruhigen. Die Aufregung dieser Scene hat Dich fast krank gemacht. Du mußt an George schreiben und ihm Alles erzählen was vorgefallen ist.«

»Ja, und ihm sagen, was für eine Retterin Sie mir in der Stunde meiner größten Noth gewesen sind.«

Ihre Freundin küßte sie und sie gingen miteinander nach Miß Carletons Gemach.

Unterdessen waren Sommerton und sein Gefährte »vom Thale« weggefahren und sobald sie sich auf der Landstraße befanden, fragte der erstere:

»Wie viel hast Du aus ihr herausgeschlagen?«

»Nur achthundert. Ich glaube, wenn ich länger ausgehalten hätte,« so würde ich noch mehr herausgebracht haben.«

»Das ist hinlänglich genug für einen falschen Anspruch,« sagte Sommerton trocken. »Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so hoch gehen würde. Was hast Du ihr dagegen gegeben?«

»Eine Schrift, worin ich aller Ansprüche auf das Mädchen entsagte. Anders wollte sie es nicht thun.«

»Wenn Du in England zu bleiben gedächtest, so könnte Dir das übel bekommen; da Du Dich aber sogleich einschiffen willst, wenn Du Dich ihrer bemächtigt hast, so hat es nicht viel auf sich. Ich wußte von vorne herein, daß man sie nicht aufgeben würde, aber ich wollte nur sehen was sie thun würden. Ich habe Dich in den Stand gesetzt, diesen Fang zu machen und die Hälfte der Beute gehört von Rechtswegen mein. Die Summe, über die Du mit Bianca übereingekommen bist, hat damit nichts zu schaffen.«

Roselli wollte sich Anfangs gegen diese Forderung sträuben aber Sommerton blieb fest und setzte ihm mit solchen Gründen zu, daß er zuletzt nachgab.

Sie kamen mit einander überein, daß sie am nächsten Morgen auf die Bank gehen und das Geld ziehen wollten. Bei seiner Rückkehr nach Fontains sollte Sommerton »im Thale« die Nachricht verbreiten lassen, daß Roselli abgereist sei, um nie mehr wiederzukehren.

Isola hatte die Gewohnheit, an allen heitern Tagen nach Fontains zu kommen, um sich nach dem Befinden ihres Beschützers zu erkundigen.

Bei diesen Gelegenheiten sah sie nichts von Philipp, sondern brachte nur einige Augenblicke bei Savella zu.

Die Verbündeten zu denen auch die Signora gehörte, waren unter sich übereingekommen den Wagen bei der Rückkehr von Fontains anzuhalten und das unglückliche Mädchen nach der nächsten Eisenbahnstation zu bringen. In wenigen Stunden könnte sie dann in einer Hafenstadt in Sicherheit gebracht sein und dort würde es Roselli nicht schwer fallen ein Schiff nach einem fremden Lande aufzufinden.

Hätte er sie einmal außerhalb Englands, so wußte er, daß es ihm

ohne große Schwierigkeiten gelingen würde, die Absichten Sommertons und der Signora Roselli in Ausführung zu bringen. Die Wiederaufnahme seiner väterlichen Rolle mußte ihm dabei die wesentlichsten Dienste leisten.

Während Isola ihren Bericht über die Ereignisse der letzten Wochen an George Berkeley niederschrieb, brachten die beiden Elenden ihre Pläne zur Reife und trafen alle Vorsichtsmaßregeln um das Scheitern derselben zu verhüten.

Achtunddreißigstes Capitel.

Am dritten Morgen nach Rosellis Besuch erhielt Miß Carleton folgendes Schreiben von der Signora:

»*Liebe Miß Carleton!* Mein armer Freund Leo hat Fontains verlassen, um nicht mehr zurückzukehren. Mit dankerfülltem Herzen für alle die Güte die Sie seiner Tochter erwiesen, bat er mich, Ihnen die Gefühle auszudrücken die ihm seine eigene Gemüthsbewegung nicht auszusprechen erlaubte. Er ist durch die Gleichgültigkeit, welche Isola gegen ihn an den Tag gelegt, tief verwundet und glaubt, daß ihr Stolz sie abgehalten hat, die natürlichen Gefühle ihres Herzens zu zeigen. Er will sie zwar nicht kalt und undankbar nennen aber er fühlt es doch, daß sie es ist.

»Sagen Sie ihr, daß sie nicht mehr zu fürchten braucht, ihn hier u treffen. Sie kann wie gewöhnlich kommen, um nach *ihm* zu fragen, der den Platz in ihrer Liebe eingenommen, welcher von Rechtswegen ihrem Vater gehört. Ich bedauerte den armen Leo und versuchte, ihn für die herbe Enttäuschung zu trösten, denn er hoffte für die Liebe, die er so lange für sein verlorenes Kind gehegt, einen reichen Lohn zu ernten; aber er verließ mich in einem Zustande der fast an Wahnsinn grenzte und ich weiß nicht, zu was ihn seine Verzweiflung führen wird. In der Hoffnung, daß er nichts Schreckliches beginnen wird, bin ich achtungsvoll Ihre

Bianca Roselli.«

Miß Carleton las dieses Schreiben und legte es ruhig in ihr Portefeuille, indem sie sich sagte:

»Ich denke, er wird seinen Gleichmuth bald wieder gewinnen. Ein Mann wie dieser ist nicht gewohnt, sich viel Kummer um Dinge zu machen die nicht sein eigenes Wohlergehen betreffen.«

Von dem Inhalte des Briefes sagte sie Isola nichts weiter, als daß Roselli abgereist sei und daß sie jetzt wieder nach Fontaine gehen könne, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihm dort zu begegnen.

Isola war erfreut darüber, denn sie hatte das Haus nicht mehr verlassen, seitdem sie erfahren daß sich ihr angeblicher Vater in der Nachbarschaft aufhielt. Ihr liebendes Herz, sehnte sich danach, wieder einmal in die Nähe ihres Beschützers zu kommen, wenn sie auch wußte, daß ihm ihre Anwesenheit nicht bekannt sei und daß sie ihm von keinerlei Nutzen sein könne.

Der Wagen sollte um drei Uhr in Bereitschaft sein und Miß Carleton hatte während des Mittagessens die Absicht ausgesprochen ihre junge Freundin zu begleiten; aber gerade in dem Augenblicke als sie aufbrechen wollten, kam ein Besuch, der sie abhielt.

Isola setzte sich deshalb allein in den Wagen und bei der vollkommenen Sicherheit der Umgegend hatte sie nicht die geringste Ahnung von einer ihr drohenden Gefahr. Der einzige Diener, der sie begleitete, war der Kutscher, ein zuverlässiger Mann von mittlerem Alter, der sich seit vielen Jahren im Dienste des Mr. Berkeley befand.

Als sie in Fontains anlangten kam ihr Savella beim Aussteigen entgegen.

»Sie fehlen heute wirklich brillant aus, Isola,« sagte sie. » »Die Winterluft hat alle Rosen auf Ihre Wangen zurückgebracht. Ich wünschte, sie hätte auch bei mir diese Wirkung, denn Philipp hält nichts für so hübsch als eine frische Farbe. Nebenbei gesagt, haben Sie Philipp seit unserer Verheirathung schon gesehen?«

»Nein So oft ich hierher kam, war er jedesmal abwesend und Mr. Vane hat seine Besuche »im Thale« eingestellt.«

»Und aus sehr gutem Grunde,« erwiderte Savella. »Die Familie Berkeley hat uns seit unserer Verheirathung mit Unhöflichkeit behandelt. Sie nahm keine Notiz von unsern Hochzeitskarten aber ich meines Theils kümmere mich wenig darum, obschon sich's Philipp zu Herzen zu nehmen scheint. Er ist so mürrisch geworden, seit wir hierher kamen, sein früherer heiterer Sinn hat sich so verändert, daß ich mich zuweilen versucht fühle, eifersüchtig zu werden.«

»Eifersüchtig! Auf wen?« fragt Isola erstaunt.

»Wie unschuldig Sie aussehen! Natürlich auf Sie. Auf wen sollte

ich sonst eifersüchtig sein? Wenn ich aber denken könnte, daß sich Philipp auch nur das Geringste um Sie bekümmerte, so würde ich etwas Schreckliches thun.«

Und sie brach in ein krampfhaftes Gelächter aus.

Unter diesen Gesprächen waren sie in das Wohnzimmer gelangt, wo Isola in ernstem Tone sagte:

»Meine liebe Savella, es ist nicht rathsam, mit dem Feuer zu spielen. Philipp kümmert sich eben so wenig um mich, als ich mich um ihn kümmere. Wenn wir einst ein kindisches Gefühl für einander hegten, so ist das längst schon todt und begraben und wenn er seine gute Laune verloren hat, so können Sie versichert sein, daß das einen ganz andern Grund hat. Ich erbitte es mir als eine Gunst, daß Sie nie mehr in solcher Weise zu mir sprechen.«

»Wie würdevoll Sie geworden sind, seit Sie Miß Carleton adoptirt hat. Ich glaube gar, Sie wollen ihr großartiges Wesen nachahmen. Das wird Ihnen aber nicht recht anstehen da Sie noch zu jung dazu sind. Ach, ich bin heute in sehr übler Laune, denn Philipp ist mit Sommerton in die Stadt gegangen, obschon ich überzeugt bin, daß er keine Geschäfte dort hat. Sie wollen erst morgen Abends wieder zurückkommen, worüber ich mich gewiß mit Recht beklagen kann. Ich bin erst seit drei Wochen verheirathet und hier läßt man mich in dem alten gespenstischen Hause, wo ich mit Niemand sprechen kann als mit meiner Tante, allein zurück. Ist das nicht unverantwortlich?«

»Dauert das Getöse noch immer fort? Ich glaubte, es würde nachlassen wenn ich nicht mehr da wäre.«

»Es hat allerdings aufgehört, aber wenn man es einmal vernommen hat, so fürchtet man stets seine Wiederkehr. Es ist mir manchmal, als ob mir etwas Schreckliches bevorstehe.«

Während Savella in dieser Weise plauderte, ließ sich leicht erkennen, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, das sie nicht loswerden konnte. Isola war neugierig, ob Philipp ihr bereits verrathen habe, daß er ihre Hand aus eigennützigem Beweggründen gesucht, sie konnte aber doch nicht glauben, daß er rücksichtslos genug sei, um ihr schon in den ersten Wochen ihrer Verheirathung

diesen Schlag beizubringen.

Die Unterhaltung drehte sich seht noch einige Augenblicke um gleichgültige Dinge, dann erhob sich Isola und sagte:

»Der Nachmittag ist jetzt so kurz, daß ich mich nicht länger aufhalten kann. Ich will hinübergehen und sehen, daß ich einen Blick aus meinen armen Vater thun kann. Adieu, Savella.«

Leise öffnete sie die Thüre des Bibliothekzimmers und schlich an Giles, welcher fest eingeschlafen war, vorüber an den Vorhang, dessen Falten sie vorsichtig etwas zur Seite zog, um einen Blick in das andere Zimmer zu werfen.

Fontaine war mit Lesen beschäftigt. Das Abendlicht fiel auf sein Gesicht. Isola dachte, es sehe ruhiger als gewöhnlich aus; es lag aber eine Abspannung und eine Niedergeschlagenheit darin, die sie um seine Gesundheit besorgt machte.

Ihr Blick schien ihn zu stören, denn er sah unruhig nach dem Vorhange und murmelte etwas, was sie nicht verstand.

Giles erwachte sogleich und an den Vorhang eilend flüsterte er ihr zu:

»Sind Sie es Miß? Sie würden besser daran thun, sich zu entfernen. Wenn es der Doctor wüßte, daß Sie ohne seine Erlaubniß hierher gekommen sind, so würde er böse werden. Der Herr ist nicht besser und man fürchtet, daß er es auch nie mehr werden wird. Da ruft er mich schon wieder. Ich muß hineingehen. Bitte, entfernen Sie sich, damit ich keine Lüge sagen muß.«

Trotz feiner Bitte zögerte sie noch einige Augenblicke, bis sie den Ton dieser geliebten Stimme hörte, die den alten Mann fragte:

»Wer ist dort, Giles? Es war mir, als ob Jemand außer Dir in der Nähe wäre. Ist Jemand »vom Thale« da?«

»Sie meinen vielleicht Miß Carrie; s« sie ist nicht da, Sir. Ich habe wahrscheinlich im Schlafe gesprochen und das werden Sie gehört haben. Es ist so langweilig hier, daß ich mit dem besten Willen zuweilen einnicke.«

Fontaine stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte nach einer Pause:

Sie wird schwerlich mehr kommen. Ziehe den Vorhang zurück, Giles, ich wünsche in die Bibliothek zu gehen und einen anderen Band zu holen, da ich mit diesem fertig bin.«

Isola eilte fort und auf dem Wege zu ihrem Wagen traf sie mit der Signora Roselli zusammen die ihr freundlicher als gewöhnlich entgegenkam.

»Ich wünsche Ihnen zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten Glück,« sagte sie, »aber ich glaube nicht, daß Sie Ihren Vater gut behandelt haben. Ein unglücklicheres Geschöpf ist mir noch nicht vorgekommen, und es würde mich nicht wundern, wenn er etwas Verzweifeltes unternähme. Ein Mann wie Leo wäre selbst fähig, unter dem Drucke seiner Gemüthsleiden einen Selbstmord zu begehen.«

Isola sah betrübt aus, sie sagte aber:

»Ich that, was Mr. Berkeley und Miß Carleton für Recht hielten. Es thut mir leid, daß sich's mein — daß sich's Signor Roselli so sehr zu Herzen nahm. Wenn ich mit ihm gegangen wäre, so würde ich elend gewesen sein und —«

»Sagen Sie nichts mehr, Kind, ich sehe wohl, daß Ihnen Ihr eigenes Glück und Ihre Bequemlichkeit über Alles gehen. Ich habe nichts Anderes von Ihnen erwartet und es dem armen Leo auch vorausgesagt, wie die Sache enden würde. Eine Tochter, in ihrem ungehorsam von mächtigen Freunden unterstützt, kann ihrem armen Vater zwar den Laufpaß geben, aber ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Selbstsucht und Hartherzigkeit alle meine Erfahrungen übertreffen.«

»Ich wünsche Ihnen guten Abend, Madame,« sagte Isola stolz. »Ich habe mit der Zustimmung von Leuten so gehandelt, die mit den Edelsten und Besten auf Erden den Vergleich aushalten und ich habe keine Lust, mich auf solche Weise ausschelten zu lassen.«

Die harten Augen der Signora beobachteten sie mit einem Ausdruck des Triumphs, als sich Isola in den Wagen setzte.

»Gehe nur,« murmelte sie und befreie mich für immer von Deiner gefährlichen Gegenwart.«

Als Isola von Fontains wegfuhr, war die Sonne bereits untergegangen, aber da die Nacht bei vollem Vollmonde hell zu

werden versprach, so lag kein Grund zur Besorgniß vor.

Nach einer halbstündigen Fahrt gelangten sie an eine Stelle, wo die Straße eine tiefe Einsenkung machte und mehrere Wege zusammenstießen. Hier fand der Kutscher zu seinem Erstaunen daß ein großer Baum über der Straße lag und die Weiterfahrt nach »dem Thale« vollständig versperrte.

Der Diener übergab Isola die Zügel und sprang vom Bock, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, an dem Hindernisse vorbeizukommen; aber kaum war er einige Schritte gegangen als zwei Männer auf ihn lossprangen ihn ergriffen und banden, während sie ihm zugleich einen Knebel in den Mund steckten.

Isola schrie und machte den Versuch, aus dem Wagen zu springen aber der größere der beiden Männer ergriff sie beim Arm und mit einer Stimme, die wie lähmend auf sie einwirkte, sagte er:

»Fürchte Dich nicht, mein Engel. Ich fand, daß ich Dich nicht aufgeben konnte und dies war der einzige Ausweg, der mir übrig blieb. Ich habe das Geld Deiner Freundin unberührt zurückgelassen denn ich kann meinen Schatz nicht für weltliche Güter einem Andern überlassen. Dem Kutscher wird nichts zu Leid geschehen, er soll uns nur ein paar Meilen begleiten und dann kann er ungefährdet nach Hause zurückkehren.«

Er umschlang sie mit seinem Arme und zog sie in den Wagen zurück. In diesem Augenblicke aber war alle Kraft des Widerstandes von ihr gewichen und sie lag ohnmächtig an seiner Brust.

Er gab sich aber nicht die Mühe, sie in's Leben zurückzurufen, sondern setzte sie in eine Ecke des Wagens und ergriff die Zügel, denn die feurigen Pferde fingen an, Zeichen der Ungeduld an den Tag zu legen. Als er sie beruhigt hatte, stieg er ab und die beiden Männer legten den Kutscher auf den Vordersitz des Wagens und befahlen ihm, bei Gefahr seines Lebens den Kopf nicht zu erheben.

Als Isola aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie, daß der Wagen auf einer ihr unbekanntem Straße in vollem Gallopp dahin fuhr. Sie erhob sich und fragte den neben ihr sitzenden Mann (der andere war verschwunden) mit schwacher Stimme:

»Was soll dies bedeuten? Was wollen Sie mit mir beginnen Sir?«

»Es bedeutet, daß ich nicht ohne Dich leben kann mein Schatz, daß ich gestorben wäre, wenn ich Deinen Besitz nicht erlangt hätte. Ich habe eine dreitägige Qual ausgestanden, seit ich Dich zum letzten Mal gesehen und ich vermochte sie nicht länger zu ertragen. O, meine Clara, gib mir einen Platz in deinem Herzen und ich werde glücklich sein.«

»Und ist es wirklich Ihre Absicht, mich von Allem, was ich liebe, wegzureißen?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Du brichst mein Herz, Du raubst mir das Leben wenn Du so sprichst. Wer kann Dir näher stehen, als Dein eigener Vater? Habe ich Dich nicht mit betrübtem Herzen und jahrelanger Angst gesucht? Und jetzt — jetzt — heilige Mutter flöße diesem entfremdeten Herzen ein wenig Theilnahme für den Vater ein, für den sie die einzige Hoffnung seines Lebens ist.«

Der Sprecher war ein guter Schauspieler und der Schmerz, der in seiner Stimme zu zittern schien, erweckte in Isolas Herz ein Gefühl der Reue, daß sie so hart gegen ihn gewesen. Wenn Miß Carleton sich in ihrem Urtheil über ihn irrte und der Mann wirklich ihr Vater war, so hatte sie sich, wie sie wohl fühlte, keineswegs so gegen ihn benommen, wie er es hätte erwarten dürfen.

In Schweigen versunken suchte sie ihre verworrenen Gedanken zu sammeln und den Aufruhr ihrer widerstreitenden Gefühle zu dämpfen. Aber trotz aller ihrer Bemühungen vermochte sie den Widerwillen, den sie von Anfang an gegen ihren angeblichen Vater gehegt, nicht zu unterdrücken. Sie zog sich so weit als möglich von ihm zurück und saß weinend und zitternd da. Endlich wagte sie die Frage:

«Welches ist Ihre Absicht? Wohin wollen Sie mich bringen? Was soll mein Schicksal sein?«

»Dein Schicksal wird so glücklich und heiter sein, wie das der Engel im Himmel, denn ich bin im Begriff, Dich dahin zu bringen, wo Kummer und weltliche Sorgen unbekannt sind. In vierundzwanzig Stunden werden wir auf dem Ocean sein und nach dem schönen Lande Deiner Geburt segeln, wo uns ein Asyl erwartet, welches für uns der Vorgeschmack des Paradieses sein wird.«

»Und Sie wollen mich auf diese grausame Weise von meiner Heimath und von Allem, was ich liebe, losreißen? Wenn Sie wirklich mein Vater wären so könnten Sie das nicht thun.«

Roselli legte jetzt seinen liebkosenden Ton ab und sprach mit strengem Nachdruck:

»Mr. Berkeley erkannte die Gültigkeit meines Anspruchs an; wie kannst Du es also, eigensinniges und verstocktes Mädchen wagen, mein Wort zu bezweifeln? Du hast mich beleidigt, Du hast meine Ehre auf eine unverantwortliche Weise verletzt und das kann ich selbst Dir nicht vergeben. Sei ruhig und laß es Dir gesagt sein, daß ich von nun an Dein Schicksal in meiner Hand habe. Du wirst der Bestimmung, die für Dich ausersehen ist, nicht entgehen. Wir nähern uns jetzt der Station. Ich befehle Dir, Dich mit derjenigen Achtung zu benehmen die Du mir schuldig bist. Ich werde indeß Maßregeln treffen, um jeder Scene vorzubeugen.«

Eine große Eisenbahnstation war jetzt sichtbar und Roselli wußte, daß der Zug in wenigen Minuten eintreffen mußte. Den Lauf der Pferde anhaltend, schlang er plötzlich einen Arm um Isolas Nacken und warf ein mit Chloroform gesättigtes Tuch über ihren Kopf. Dann schnitt er die Stricke, mit denen die Arme des Kutschers gebunden waren, entzwei und sagte in befehlendem Tone:

»Steh auf und nimm die Zügel. Fahre zu Deinem Herrn und sage ihm, daß Signor Roselli seine Tochter unter seinen eigenen Schutz genommen hat. Wenn Du Dich hier aufhältst oder mit Jemand sprichst, so thust Du es aus Gefahr Deines Lebens.«

Während er dies sprach« hob er das bewußtlose Mädchen aus dem Wagen und sagte zu dem Kutscher, der noch ganz betäubt vor Schreck war:

»Fort mit Dir jetzt und merke, was ich Dir gesagt habe.«

Damit gab er den feurigen Pferden einen Schlag und diese sprangen davon. Der Kutscher hatte glücklicher Weise Geistesgegenwart gemäß sie auf den richtigen Weg zu lenken. Wenige Augenblicke darauf ließ sich der durchdringende Pfiff der Maschine vernehmen und der Zug donnerte in die Station. In der Verwirrung und dem Lärm des Aus- und Einsteigens umfaßte Roselli

das widerstandslose Mädchen und brachte es, mehr tragend als führend, in einen Eisenbahnwagen. Für die nöthigen Billete hatte er vorher gesorgt.

Er traf daselbst nur wenige Passagiere und denjenigen die ein Interesse für seine unglückliche Gefährtin an den Tag legten, sagte er, daß sie an theilweiser Lähmung leide und daß er sie zu einem berühmten Arzte bringen wolle.

Isola hatte ein dunkles Bewußtsein von Allem, was um sie herum vorging, aber sie besaß nur die Kraft, von Zeit zu Zeit ein leises Aechzen vernehmen zu lassen. Bei der nächsten Haltstation zwang sie Roselli ein Glas Wein zu trinken, in das er ein starkes Betäubungsmittel gethan hatte. In Folge davon verfiel sie in einen so tiefen Schlaf,, daß er keine weitere Mühe mit ihr hatte, bis sie den Seehafen erreichte, wo Roselli sich einzuschiffen gedachte.

Mit Hilfe eines Agenten waren bereits Plätze auf einem Schiffe gemiethet und Isola wurde unmittelbar von der Eisenbahnstation an Bord desselben eingeschifft.

Von da an waren alle Spuren von ihr verschwunden. Trotz der eifrigsten Nachforschungen ihrer Freunde konnte man nicht entdecken, wohin sie gebracht worden war.

Als der Kutscher mit seinen unheilvollen Nachrichten nach »dem Thale« zurückkehrte, war dort Alles in Bewegung. Ein Telegramm wurde sogleich längs der Eisenbahnlinie abgesendet, um Roselli anhalten zu lassen; aber die Verbündeten, die den kecken Plan der Entführung entworfen hatten sich auch in dieser Beziehung vorgesehen, denn es zeigte sich, daß einige Meilen unterhalb der Station die Telegraphendrähte durchschnitten waren. Die Leitung konnte natürlich erst am folgenden Tage wieder hergestellt werden und mittler Weile brachte Roselli seine Beute in Sicherheit.

Die Nachricht davon gelangte schon am folgenden Tage nach Fontains, sie wurde aber dem Adoptiv-Vater Isolas sorgfältig verhehlt. Als Savella das erste Gefühl der Ueberraschung überwunden hatte, freute sie sich sogar darüber, daß eine Nebenbuhlerin die sie noch immer mit eifersüchtigem Herzen betrachtete, aus Philipps Nähe entfernt sei.

Erst spät am folgenden Abende kehrten Philipp und Sommerton aus der Stadt zurück. Die Signora und ihr Mitschuldiger benützten darauf die nächste Gelegenheit zu einer geheimen Unterredung.

»Endlich sind wir ihrer los,« sagte sie. »Sie haben das sehr geschickt angestellt, Thomas, und Alles aufs Beste ausgeführt. Wer leistete Leo bei ihrer Gefangennahme Beistand?«

»Ich selbst that es. Ich ließ Vane in der Stadt Zurück und eilte mit Roselli an den Ort, den wir zur Ausführung unseres Unternehmens bestimmt hatten. Ich war so verkleidet, daß sie mich selbst am Tage nicht erkannt hätte. In der Nähe fanden wir zufällig eine starke Stange, die wir auf Steinen über die Straße legten. Es ging Alles sehr leicht von Statten, denn der Kutscher machte uns keine Umstände und als das Mädchen die Stimme Rosellis hörte, so erkannte sie sogleich ihre Lage und wurde ohnmächtig. Gegenwärtig ist sie bereits auf dem Meere in Sicherheit und es bleibt uns jetzt nichts weiter zu thun übrig, als hier unsere Pläne vollends auszuführen. Philipp ist reif dafür und bereit, allen unsern Wünschen nachzukommen. Er hat eine Unterredung mit einem geschickten Advokaten gehabt und die Versicherung erhalten, daß der Anspruch Savellas auf das ganze Gut vollkommen begründet ist. Wenn ihr die sämmtlichen Rückstände in ihrem vollen Betrage zurückgezahlt werden, so wird nur noch eine kleine Summe übrig bleiben. Fontaine hat für Isola, wie ich aus seinen Papieren ersehen, bereits zehntausend Pfund in der Bank zu F. Deponiert. Diese müssen ganz für unsern Gebrauch reserviert werden. Ich werde das mit Philipp ins Reine bringen. Wenn das Mädchen einmal in einem Kloster eingesperrt ist, so wird es leicht sein, einen italienischen Todtenschein von ihr beizubringen. Philipp wünscht in Paris zu leben und er beabsichtigt das ganze Gut mit Allem, was dazu gehört, zum Verkauf auszustellen, sobald die nöthigen gerichtlichen Formalitäten, wodurch er in den Besitz desselben gesetzt wird, erledigt sind. Fontaine will er in eine Anstalt bringen, wo gut für ihn gesorgt ist. Dann wollen wir Alle nach Frankreich gehen und dort die Güter, die uns die Götter bescheert, ohne Arbeit und in Freuden genießen.«

»Das sind wirklich gute Nachrichten. Sie müssen eine magische

Gewalt über Philipp besitzen, daß sie ihn dahin gebracht haben, so schnell auf unsere Wünsche einzugehen.»

»Die Sache ist die: Vane fühlt sich hier unglücklich. Nachdem er sich für Geld verkauft, sieht er ein, daß er Alles wagen muß, um sich im Besitz desselben zu erhalten. Es ist traurig, wenn ein Betrüger ein Gefühl von Scham oder Ehre behält, denn es stört den Genuß des Erworbenen; aber Philipp ist kein vollendeter Schurke.«

Neununddreißigstes Capitel.

Als sich alle Bemühungen eine Spur von Isola aufzufinden vergeblich erwiesen, schrieb Miß Carleton einen langen Brief an George Berkeley, worin sie ihm alle Einzelheiten die mit der Entführung im Zusammenhange standen, mittheilte, sie bat ihn, sich sogleich Urlaub von der Gesandtschaft zu erwirken und nach Rom zu eilen, weil sie es für wahrscheinlich hielt, daß Sommerton und die Signora bei dem Complotte betheiliget seien und daß sich an ihrem alten Wohnplatz am ersten eine Spur von dem Werkzeuge, dessen sie sich für Ausführung ihres niederträchtigen Plans bedient, auffinden lasse.

Auch das erwähnte Miß Carleton in ihrem Briefe, daß Philipp Vane im Namen seines Weibes und mit Savella's Zustimmung von dem gesamten Eigenthum des Mr. Fontaine Besitz ergriffen und dasselbe bereits zum Verkaufe ausgeschrieben habe. Das Schreiben fuhr dann wörtlich fort:

»Als ich hörte, daß unser alter Freund aus eine so grausame Weise aus seinem Hause verjagt und in eine Irrenanstalt gebracht werden soll, konnte ich kaum glauben, daß irgend Jemand einer so kaltblütigen Unmenschlichkeit fähig sein könne. Ich sprach selbst mit Philipp und versuchte es, ihn von seinem Vorsatze abzubringen aber er war kalt wie Eis.

»Es ist mir noch kein Mensch vorgekommen der sich in so kurzer Zeit so verändert hat, wie er. Er hat seinen Frohsinn und seine Leichtherzigkeit ganz eingebüßt. Er hat, wie es scheint, seinen Entschluß gefaßt und ich bin überzeugt, daß er sich nicht mehr davon abbringen lassen wird.

»Er behauptet, daß Mr. Fontaine nicht mehr hergestellt werde und daß er sich in einer Irrenanstalt besser befinde als in seinem eigenen Hause.

»Ich dagegen hege die feste Ueberzeugung, daß seine Entfernung von der Umgebung, an die er gewöhnt ist, für Mr.

Fontaine der Todesstoß sein würde und ich werde deshalb Alles aufbieten um ihm sein eigenes Dach zu erhalten. Mit Mr. Berkeleys Zustimmung habe ich das Kaufangebot, das mir Mr. Webster für das Gut, das ich besitze, gemacht hat, angenommen. Er hatte es schon seit Jahren zu kaufen gewünscht, aber da es einst die Wohnung meiner Eltern war, so wollte ich mich nicht davon trennen. In dieser Krisis konnte ich dagegen nicht mehr zögern. Unterhandlungen sind über den Ankauf von Fontains eingeleitet, aber sie werden durch einen Advocaten geführt und Philipp Vane wird nichts davon erfahren wer der Eigenthümer desselben wird, bis die Verträge unterzeichnet sind.

»Ich werde die alten Diener in der Umgebung des Mr. Fontaine behalten und überhaupt Alles auf dem alten Fuße belassen bis Du Isola findest und zurückbringst, um wieder die Gebieterin des Hauses zu werden.

»Nach meinem Tode wird mein gesamtes Vermögen auf Dich übergehen und so lange ich lebe, werden wir es gemeinschaftlich genießen. Lieber George, spare weder Mühe noch Kosten um das theure Mädchen aufzufinden und es meinen Armen zurückzustellen. Ich bin fest überzeugt, daß dieser Roselli nicht Isola's Vater ist, und Trauer und Schmerz überkommt mich, wenn ich daran denke, was sie zu erdulden hat und wie schwierig es sein wird, ihre Spur aufzufinden.

»Gehe nach Rom, suche die Verbindungen der Signora kennen zu lernen und Dich mit ihrem früheren Leben bekannt zu machen. Es scheint mir dies der einzige Weg, diesem Roselli, der offenbar nur ein Werkzeug ist, aufzuspüren. Deine Dich liebende Cousine

Carrie.«

Als dieser Brief in Petersburg anlangte, befand sich George Berkeley zum Besuche auf dem Gute seines neuen Freundes Baron Fontani. Es lag in der Nähe von Moskau und die Gesellschaft einer vergnügungssüchtigen und glänzenden Hauptstadt gestattete dem jungen Fremden manchen belehrenden Einblick in das russische Leben.

George hatte in seinen Mittheilungen die er Fontani über seine Familienverhältnisse gemacht, niemals seiner Liebe zu Isola Erwähnung gethan. Dieses Geheimniß hielt er in seinem eigenen Herzen verschlossen, obschon er einmal im Vorübergehen erwähnt hatte, daß Mr. Fontaine ein verlassenes Mädchen an Kindesstatt angenommen habe.

George war seit längerer Zeit ohne Nachrichten von Hause und deshalb in nicht geringer Sorge, als endlich ein Packet mit Briefen für ihn aus Petersburg eintraf. Unter denselben befanden sich auch die letzten, die Isola und seine Cousine Carrie über die Vorgänge »im Thale« an ihn geschrieben hatten.

In gieriger Hast erbrach er das Siegel und ergriff nach Art der Liebenden zuerst das Schreiben von Isola, bei dessen Durchlesung er mehr als einmal einen halb unterdrückten Ausruf des Erstaunens vernehmen ließ. Als er aber dann zu dem Briefe seiner Cousine überging, wurden seine Wangen bleich, seine Lippen zitterten und das freundliche Auge, das aus ihn gerichtet war, schloß daraus, daß sich irgend ein schreckliches Unglück in seinem fernen Vaterhause zugetragen habe. Fontani näherte sich ihm und die Hand aus seine Schulter legend, sagte er:

»Was ist es mein junger Freund? Ich hoffe, daß sich nichts zugetragen hat, was Ihnen ernstlich nahe geht.«

Einige Augenblicke war der arme George unfähig zu sprechen dann aber sagte er mit zitternder Stimme:

»Die süßeste Hoffnung meines Lebens ist mir, wie ich fürchte, für immer entrissen. Meine Verlobte, die adoptirte Tochter von Mr. Fontaine ist von ihrem wirklichen Vater aufgefunden und mit Gewalt entführt worden.«

»Aber das trennt sie noch nicht nothwendiger Weise von Ihnen.«

»In dem Falle allerdings nicht, wenn es mir gelingt, ihn aufzuspüren. Aber dieser Mann ist ein gemeiner Mensch, der sie heimlich ergriffen und fortgeführt hat, nachdem er sich für die Abtretung seiner Ansprüche eine beträchtliche Summe hatte bezahlen lassen. Es ist nichts Bestimmtes bekannt, wohin er sie gebracht hat, aber meine Cousine vermuthet, daß er sich mit ihr

nach Italien eingeschifft habe, das sein Geburtsland ist.«

»Italien ist ein großes Land, aber ich will Sie in dem gegenwärtigen Augenblicke Ihrer Verlegenheit nicht entmuthigen.«

»Nein ich bitte Sie, thun Sie es nicht, denn mein Herz würde brechen, wenn ich denken müßte, daß Isola auf immer von mir getrennt sei. Dieser Brief enthält auch traurige Nachrichten von Mr. Fontaine. Er ist wahnsinnig und der Mann, der seine Nichte geheirathet hat, im Begriffe, sein ganzes Vermögen an sich zu reißen und ihn selbst in ein Irrenhaus zu sperren.«

»Nicht? Was für eine Nichte? Von wem sprechen Sie?«

Von Savella Fontaine, die im vorigen Sommer in Begleitung ihrer Tante, der Signora Roselli und eines Geistlichen Namens Sommerton von Rom kam. Die junge Dame hat seitdem einen Schulkameraden von mir geheirathet, den ich für unfähig hielt, so etwas zu thun, was mir meine Cousine schreibt.«

Fontani schien wie ein Mensch, der in einem wirren Traum befangen ist, zuzuhören. Als er nach einer Pause seine Gedanken gesammelt hatte, sagte er:

»George Berkeley wollen Sie mir erlauben Ihre letzten Briefe von Hause zu lesen? Sie sind für mich von eben so großer Wichtigkeit, als sie nur immer für Sie sein können. Ein nichtswürdiger Betrug ist an Claude verübt worden und diese junge Dame ist nicht das, wofür sie sich ausgiebt.«

»Wer aber sind Sie, daß Sie mit solcher Bestimmtheit über diese Sache sprechen?« fragte George erstaunt.

Fontani wendete sich gegen ein Fenster, durch welches das Licht auf sein Gesicht fiel und fragte:

»Finden Sie nichts in meinem Aeußern, das Sie an meinen — an meinen Bruder erinnert? Berkeley ich bin Henry Fontaine, den man so lange für todt gehalten hat!«

»Hätte der Blitz vor seinen Füßen eingeschlagen, so hätte der junge Mann nicht mehr bestürzt sein können und es dauerte einige Minuten bis er im Stande war, zu antworten.

»Ich habe wohl,« sagte er langsam, »an Ihnen zuweilen eine

gewisse Aehnlichkeit mit Mr. Fontaine wahrzunehmen geglaubt. Wie konnte ich mir aber denken daß Baron Fontani, der sich für einen Italiener ausgibt, mit einem englischen Freunde so nahe verwandt sei?«

Darf ich Sie um Aufklärung dieses Geheimnisses bitten?«

»Ja wohl.

Lassen Sie mich aber erst Ihre Briefe sehen, damit ich besser beurtheilen kann welchen Weg ich einschlagen soll. Ich hatte gedacht, daß ich nie mehr den Bruder sehen würde, der — doch ich will nicht *davon* sprechen. Claude ist wahnsinnig und arm; er ist das Opfer einer Bande von Betrügern geworden und ich könnte mich fast dazu bringen ihm zu verzeihen. Lassen Sie mich gefälligst Ihre Briefe lesen.«

Obschon Fontani Diplomat und Hofmann war, so konnte er doch seine tiefe Bewegung nicht verbergen und seine Hand fühlte sich kalt wie Eis an, als sie George bei Ueberreichung der Briefe zufällig berührte.

Wie bereits erwähnt« enthielten dieselben eine ausführliche Erzählung aller Vorgänge, die sich in den letzten Monaten zu Fontains zugetragen hatten und Fontani schien den Inhalt mit seinen Augen zu verschlingen.

Ganz in seinen Kummer versenkt, vergaß Berkeley die Veränderungen im Gesichte seines Freundes zu beobachten. Das schnelle Athmen Fontanis und das Rasseln des Papiers, das er in seinen zitternden Händen hielt, waren die einzigen Töne, welche die Stille des Gemachs unterbrachen. Als er mit dem Lesen fertig war, ging er mehrmals auf und ab und dann setzte er sich mit eitler Miene, in der sich der innere Kampf, den er soeben bestanden, abspiegelte, George gegenüber.

»Ich hätte nie gedacht,« sagte er, daß mein Herz noch durch etwas gerührt werden könnte, was Claude Fontaine betrifft. Aber es ist nicht allein gerührt, sondern sogar zur Vergebung gestimmt, da ich finde, daß die Reue über ein Verbrechen das nicht vollbracht wurde, ihn in den Zustand versetzt hat, indem er sich gegenwärtig befindet. Ja, George, es war ein Verbrechen. Er strebte mir nach

dem Leben, er dachte er habe es mir genommen und viele Jahre lang ließ ich ihn in diesem Irrthum, damit er seine Strafe in sich tragen möchte. Es hat dies aber schlimmere Früchte hervorgebracht, als ich erwartete, denn ich konnte nicht wünschen, daß mein Bruder, so schuldig er war, das Licht der Vernunft einbüßen sollte. Der Brief Ihrer Cousine hat mich tief gerührt. Die sonderbaren Phantasien welche die Ursache von Claude's Wahnsinn sind, liefern den Beweis, daß er bitter bereut, daß er seit jener verhängnisvollen Nacht keinen Augenblick des Friedens gekannt hat. Ich will mein Dasein kundgeben, den bösen Zauber, der seinen Verstand gefesselt hält, brechen und ihn von den Harpyen die sein Vermögen aufzehren erretten. Dies soll meine Rache sein.«

»Wer sind denn aber diese Menschen, die einen solchen kecken Betrug ins Werk gesetzt haben.«

»Ich glaube zwei derselben zu kennen, aber den dritten kann ich mir nicht denken Berkeley, wir müssen, sobald ich vom Kaiser Urlaub erhalten kann nach England reisen. Mittler Weile schreiben Sie an Ihren Vater und, ohne zu verrathen, daß ich noch lebe, tragen Sie Sorge dafür, daß diese Betrüger mir nicht aus dem Garne gehen.«

»Aber — aber,« stammelte George, »Sie haben übersehen, was für mich das Wichtigste ist. Meine Cousine sagt mir, daß ich sogleich nach Italien gehen müsse, um Isola aufzusuchen. Mein eigenes Herz schreibt mir denselben Weg vor und diesen muß ich ohne Verzug einschlagen.«

Aber, mein lieber Junge, es ist durchaus nothwendig, daß wir so schnell als möglich Claude zu retten suchen. Ich werde Ihrer bedürfen und möchte Sie nicht gerne verlassen. Wenn sich diese junge Dame bei ihrem Vater befindet, so wird er ohne Zweifel gehörige Sorge für sie tragen. Sobald ich mit diesen Schwindlern fertig bin, will ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zur Auffindung Ihrer verlorren Geliebten behilflich zu sein.«

»Aber, mein lieber Baron, sehen Sie denn nicht, daß meine Cousine diesen Roselli für einen Betrüger hält und daß er seine bestimmte Absicht ausgesprochen hat, Isola in ein Kloster zu

bringen? Zudem wird es Mr. Fontaines Krankheit verschlimmern wenn er erfährt, daß sein Adoptivkind seinem Schutze entzogen worden ist. Wenn Sie wüßten, wie zärtlich er sie liebt, so würden Sie einsehen wie wichtig es ist, sie ihm sobald als möglich zurückzugeben.«

»Aber noch wichtiger ist es, ihn aus den Händen dieser gewissenlosen Raubvögel zu befreien. Wer ist dieses junge Mädchen und wo hat sie mein Bruder gefunden?«

»Wer sie ist, vermag ich nicht zu sagen, denn sie ist aus die sonderbarste Weise unter den Schutz des Mr. Fontaine gelangt. Ihre Mutter wurde in Tyrol in einen Abgrund gestürzt, aber als der Wagen zu fallen begann, warf sie ihr Kind in ein Gebüsch. Mr. Fontaine war gerade auf einer Fußreise begriffen. Er sah den Unfall mit an und rettete das Kind, über dessen Eltern er keinen Aufschluß erhalten konnte, denn die Insassen des Wagens waren von dem wilden Strome, in den sie gestürzt, fortgerissen worden.«

Während George dies sagte, wurde das Gesicht Fontani's nach aufgeregter als zuvor.

»In welchem Jahre, in welchem Monate ereignete sich dies?« fragte er hastig.

»Im Monat Juni, im Jahre 1836. Kein Ausschluß wurde über die Eltern Isolas erlangt, bis dieser Roselli erschien und sie als seine Tochter in Anspruch nahm. Sie werden ihre Entführung in einem von den Briefen gelesen haben.«

»Nur sehr flüchtig. Ich ging darüber weg, weil mich die Sache nicht näher berührte, jetzt aber sehe ich, daß sie ein schreckliches Interesse für mich hat. Und dieser Elende, dieser Betrüger hat sie wirklich aus der Mitte derjenigen weggerissen, die sie geliebt und beschützt haben würden? O Gott, wie soll ich es ertragen?«

»Was ist es? Was regt Sie so auf?« fragte George.

Mit einer Stimme, die aus der Tiefe seiner Brust zu kommen schien, sagte Fontani:

»Während ich über meinen einzigen Bruder zu Gericht saß und ihn für ein Verbrechen das nicht vollendet wurde, zu jahrelanger Angst und Reue verurtheilte, hat dieser Mann, gut und edel von

Natur, mein Kind in seine Arme genommen es vor Mangel und Noth geschützt und wie sein eigenes gehalten. O, Vater im Himmel, was bin ich ihm für eine Sühne schuldig!«

Sein Gesicht fiel auf seine Hände und große Thränen träufelten durch seine zitternden Finger. Als er sich von seiner Aufregung etwas erholt hatte, fuhr er in ruhigerem Tone fort:

»Sie sind verwirrt, mein lieber George, aber nichts kann wahrheitsgetreuer sein, als was ich Ihnen gesagt habe, und ich bin jetzt eben so ängstlich wie Sie darauf bedacht, diesen Elenden zu verfolgen der aus einem ganz besonderen Grunde die Rolle des Vaters bei meiner Tochter übernommen hat. Ohne Zweifel gehört auch er zu der Schwindlerbande, und die Absicht, Isola in ein Kloster zu bringen, beweist mir, daß ihnen ihre Verwandtschaft zu mir bekannt ist.«

»Aber ich bin noch immer im Dunkel darüber, wie alles dies zusammenhängt.«

»Ich will es Ihnen erklären. Die Frau, die ein so tragisches Ende genommen, war mein Weib, das ich in Rom heimlich geheirathet hatte. Zur Zeit, wo sich das Unglück ereignete, war ich in Russland im Ingenieursache angestellt. Ich hatte nämlich an der Universität diesen Zweig der Wissenschaft, der meinem Geschmacke besonders zusagte, mit großer Vorliebe studirt. Als mein Bruder mich verwundete und in der Meinung, ich sei todt, von Rom entflo, blieb ich unter der Pflege meiner Frau und ihrer Schwester zurück. Eine bedeutende Summe Geldes traf von Claude ein, aber keine Andeutung, wo er zu finden sei. Wochen lang schwebte ich zwischen Leben und Tod, Monate lang war ich hilflos wie ein Kind, und als sich endlich wieder frisches Leben in meinem Körper regte, fiel mir ein älteres englisches Blatt mit der Nachricht von dem Tode meines Vaters in die Hände. Ich glaubte daß die verhängnisvolle Kunde meines Todes das Herz des alten Mannes gebrochen habe, und ich wurde hart und erbarmungslos gegen denjenigen der die Ursache davon war.

Ich beschloß, ihn in dem Glauben zu lassen, daß ich an der Wunde, die er mir beigebracht hatte, gestorben sei. Sobald ich im

Stunde war, die Reise zu unternehmen, ging ich auf den Rath der Aerzte nach Bad Gastein, wo ich in wenigen Wochen meine volle Kraft und Gesundheit wieder erlangte. Dort lernte ich einen hochgestellten russischen Beamten kennen, der mir den Antrag machte, in die Dienste des Czars zu treten. Da dies ganz zu meinen Plänen paßte, so nahm ich ihn an. Ich wollte Claude mit der Bürde des Brudermordes auf seiner Seele einstweilen im Genusse der väterlichen Erbschaft belassen und ihn erst später, wenn ich ihn für hinlänglich bestraft hielt, von meiner Rettung in Kenntniß setzen. Aber mancherlei zufällige Umstände und ein gewisses Gefühl der Gereiztheit, dessen ich noch immer nicht Herr werden konnte, haben mich bisher von der Ausführung meines Vorsatzes abgehalten. Da ich in Petersburg in Folge der Verwendung meines einflußreichen Gönners sofort eine lohnende Stellung fand, so zögerte ich nicht, nach Rom zu schreiben, um mein Weib und meine kleine Tochter an meine Seite zu rufen. Meine Frau sollte die Reise mit einem Courier zurücklegen, aber, nachdem ich Monate lang mit Ungeduld vergebens ihrer Ankunft entgegengesehen hatte, traf endlich die niederschmetternde Nachricht von ihrem Schicksale in einem Briefe ihrer Schwester ein. Bianca hatte einen Bericht von dem Unglücke in einer Zeitung gelesen und die angestellten Nachforschungen ergaben daß meine Frau das Opfer war. Von der Rettung des Kindes hat sie mir nie etwas gesagt und ich habe bis zum heutigen Tage nichts davon gewußt, daß meine Tochter noch am Leben ist. Eine gütige Vorsehung hat sie in die Arme ihres Onkels geführt und so den Weg zur Wiederversöhnung zweier Herzen angebahnt, die sich so lange entfremdet waren. Ich verzeihe Claude und ich will Alles aufbieten ihn zu retten. Er wird mir dann auch meine Hartherzigkeit vergeben. Doch zuerst müssen wir meine Tochter finden. Wir dürfen keine Zeit verlieren die Reise nach Rom anzutreten. Ich werde nach Petersburg telegraphiren damit uns ohne Verzug unsere Pässe ausgefertigt werden.«

»Aber wird der Kaiser Ihre Abreise ohne Umstände gestatten?«

»Ich habe ihm lange und treu gedient und er wird mir meine Bitte nicht abschlagen, wenn ich mich in einer Privateingabe an ihn

wende und meine Gründe auseinandersetze. Sie müssen ebenfalls an Ihren Gesandten schreiben und um Urlaub einkommen. Da Sie in seinem Personal eine überzählige Stellung einnehmen, so wird die Gewährung Ihres Gesuchs keinen Anstand finden.«

Fontani setzte sich sofort an den Tisch und begann rasch zu schreiben. George folgte seinem Beispiele und eine Stunde darauf waren die beiden Briefe auf dem Wege nach Petersburg. Als sie mit diesem Geschäft zu Ende waren, sagte der Baron zu seinem Gefährten:

»Da wir nunmehr diese Angelegenheit zur Erfüllung unserer Wünsche in den Gang gebracht haben, so lassen Sie uns von unsern Freunden in England sprechen. Wie kommt es, daß Sie mir niemals etwas von diesen Fremden gesagt haben, die ein so keckes Spiel in dem Hause meines Bruders spielen? Sie haben niemals von dieser Nichte gesprochen sonst würde schon früher eine Aufklärung zwischen uns erfolgt sein.«

»Sie vergessen, daß Sie mir selbst etwas verhehlt haben und durch Ihre unbestimmt gehaltenen Fragen sich nicht auf die Zeit nach meiner Entfernung aus der Heimath bezogen. Nach Ihren vorsichtigen Aeußerungen konnte ich mir nicht denken daß Sie an Mr. Fontaines Privat-Angelegenheiten ein besonderes Interesse hätten, deshalb sagte ich nichts von dieser angeblichen Erbin seines Vermögens.«

»Das ist wahr; aber erzählen Sie mir etwas von meiner Tochter. Ist sie schön? Sie werden sie freilich dafür halten, denn Sie sind in sie verliebt.«

»Sie ist ebenso reizend als sie gut und edel ist.«

Das Gesicht Fontanis schien durch die zärtlichen Regungen seines Herzens, das seit langer Zeit nur dem Ehrgeize geöffnet gewesen, wie umgewandelt. Er ergriff Berkeleys Hand und sagte:

»Ihr wart Kinder miteinander. Erzählen Sie mir jeden Zug von ihr, damit ich mir ein Urtheil über ihren Charakter bilden kann. Ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, ob sie ihrer Mutter gleicht. Ich besaß einst ein Portrait von meiner Frau, aber es wurde mir mit andern Gegenständen die nur für mich Werth hatten, gestohlen.

Wenn ich Ihnen das zeigen könnte, so könnten Sie mir sagen, ob ihr Kind ihr süßes Ebenbild ist.«

Mit dem Enthusiasmus eines Liebenden beschrieb George die reizenden Züge Isolas und der Baron hörte mit dem lebhaftesten Interesse zu. Als dieser Gegenstand erschöpft war, sagte er:

»Sie haben mir den Beweis geliefert, daß Sie meine Tochter treu und innig lieben und ich nehme Sie als meinen künftigen Schwiegersohn an. Aber erst müssen wir sie befreien und zu diesem Zwecke muß ich alles Nähere über diese Betrüger kennen lernen. Signora Roselli ist die Stiefschwester meiner verstorbenen Frau, darüber kann kein Zweifel bestehen, denn sie war eben so gut mit Claude als mir bekannt. Sie ist ein intrigantes Weib, das viel Verstand und Gewandtheit besitzt und sich, da sie mehrere Jahre lang in einem großen italienischen Hause Kammerfrau war, wie eine Dame zu benehmen weiß. Ich habe sie stets mit Widerwillen und Mißtrauen betrachtet, aber einer solchen Schurkerei hielt ich sie doch nicht für fähig. Sie war eine Wittwe mit einem Kinde, das auf dem Lande erzogen wurde und von dessen Dasein mein Bruder allem Anschein nach nichts wußte. Dieses Mädchen muß dazu abgerichtet worden sein, meine Tochter vorzustellen; woher sie aber die Beweise nahm, um meinen Bruder von der Gültigkeit ihrer Ansprüche zu überzeugen, ist mir ein Räthsel. Machen Sie mir eine genaue Beschreibung von dem Burschen, der sich für einen Geistlichen ausgibt; vielleicht kann ich auch ihm auf die Spur kommen.«

George holte seine früheren Briefe herbei und las dem Baron die darin enthaltenen Stellen über Sommerton vor. Unter andern war auch erwähnt, daß dieser auf dem Rücken der rechten Hand eine häßliche Schramme habe, die von einem Hieb mit einem scharfen Instrument herzurühren schien.

Jetzt ging Fontani ein Licht auf und er rief mit Lebhaftigkeit aus:

»Mein Verdacht hat sich also bestätigt. Es ist Thomas Somers, ein Mann den ich früher in meinem Dienste hatte, derselbe, der die Beweise von denen ich gesprochen gestohlen hat. Er entwendete mir ein Portefeuille, das meinen Trauungsschein, das Taufzeugniß

meiner Tochter, ein Miniaturbild meiner Frau und ihre Briefe nach unserer Trennung enthielt. Ohne Zweifel war der Plan, der seitdem zur Ausführung gekommen ist, schon damals gefaßt und die Entwindung zu diesem Zwecke ausgeführt worden. Dieser Somers war ein Mann von guter Erziehung, sehr scharfsinnig und schlau und ganz dazu fähig, einen solchen Plan auszusenken und mit Erfolg durchzuführen. Obschon er mir gute Dienste leistete, habe ich ihm des niemals ganz getraut. Er verließ während meiner Abwesenheit im Caucasus plötzlich meinen Dienst und die russische Hauptstadt. Als ich zurückkam, war das Portefeuille mit vielen andern Werthgegenständen verschwunden. Die Nachricht, daß ich bei der Erstürmung einer feindlichen Festung gefallen sei, mag ihn in der Ausführung seines Planes bestärkt haben. Ich machte zwar mehrfache Versuche, ihn aufzuspüren und mein Eigenthum wieder zu erlangen aber umsonst. Ich hatte ihn auf eine eigenthümliche Weise aufgegriffen und mir nachher Vorwürfe darüber gemacht, daß ich ihm mein Vertrauen geschenkt. Er war Director eines der kleineren Theater, das der Kaiser protegirte, obschon er es selbst niemals besuchte. Das Unternehmen wollte indeß nicht recht gedeihen, Somers gerieth in Geldverlegenheiten und seine Gesellschaft die meist aus Italienern bestand, zerstreute sich. Er wendete sich darauf an mich und bat mich um eine Anstellung, wodurch er sich seinen Unterhalt erwerben könnte. Da ich fand, daß er viel Gewandtheit und Intelligenz besaß, so verwendete ich ihn als Secretair. Als solcher hatte er Gelegenheit, sich Kenntniß von meinen Privatverhältnissen zu verschaffen. Die Signora Roselli kannte er wahrscheinlich schon und seine natürliche Schlaueit leitete ihn auf den Gedanken sie und ihre Tochter zu Mitschuldigen eines unerhörten Betrugs zu machen. Die wenigen Notizen die mir, über sein früheres Leben zugekommen sind, sprechen ebenfalls nicht zu seinen Gunsten. In Irland geboren und für den geistlichen Stand bestimmt, war Somers in einem Jesuiten-Collegium zu Rom erzogen worden, aber kurz zuvor, ehe er die Weihen empfangen sollte, aus demselben entflohen. Ueber sein ferneres Thun ist mir nur soviel bekannt, daß er sich viele Jahre lang in den verschiedensten Lebenskreisen und Beschäftigungen

herumgetrieben hat. Er ist Schauspieler, Schriftsteller, Chemiker, Arzt, Quacksalber, Taschenspieler, Bauchredner — «

»Bauchredner, sagen Sie?« fragte Berkeley schnell.

»Ja, der geschickteste, der mir noch vorgekommen ist. Er läßt mir zuweilen Proben seines Talents zum Besten gegeben.«

George sprang lebhaft von seinem Sitze empor.

»So ist das seltsame Geheimniß gelöst. Die überirdische Stimme, die Mr. Fontaine zum Wahnsinn getrieben, ist von Somers ausgegangen. Seine höllische Kunst hat das Getöse hervorgebracht, welches Wochenlang das alte Haus erfüllte. Dieser Mann ist ein Teufel.«

»Was wollen Sie damit sagen? In den Briefen, die ich gelesen, kommt nichts davon vor.«

»Nein aber in den früheren, die ich erhielt, ehe ich Petersburg verließ, ist ausführlich von dem Geisterklopfen und den geheimnißvollen Stimmen die Rede, die Ihrem Bruder befahlen Isola aus dem Hause fortzuschicken. Ich sehe jetzt Alles klar ein Somers ist ein vollendeter Schauspieler und die geistige und körperliche Gesundheit des Mr. Fontaine ist durch die nichtswürdigen Künste dieses Elenden zerstört worden. Ich will Ihnen Isolas frühere Briefe bringen und Sie können ihre Berichte selbst lesen.«

Berkeley eilte aus dem Zimmer und kehrte in wenigen Minuten mit den Briefen zurück. In denselben gib Isola ein rührendes Gemälde von dem Zustand ihres Beschützers und eine genaue Erzählung der Vorgänge, welche in Fontains stattgefunden hatten. Ihr Vater las sie mit dem lebhaftesten Interesse und als er damit zu Ende war, sagte er mit bewegter Stimme:

»Die Schreiberin dieser Briefe muß reizend sein, und ich wundere mich nicht darüber, daß sie von meinem Bruder geliebt und von Ihnen angebetet wird. Sie haben Recht, George. Dieser Somers oder Sommerton hat seine Rolle als Taschenspieler in dem Hause meines Bruders mit verhängnisvollem Erfolge gespielt; aber ich fürchte sehr, daß ich ihn für seine Verbrechen straflos ausgehen lassen muß, weil das schlimme Weib, das ihn bei seinen Betrügereien unterstützt und angeeifert hat, so nahe mit meiner

verstorbenen Frau verwandt ist. Die einzige Strafe, die ich den Uebelthätern zufügen kann, besteht darin, daß ich ihnen den Reichthum wieder entwinde, den sie schon in den Händen zu haben glauben. Schreiben Sie sogleich Ihrem Vater, daß er auf diese Nichtswürdigen ein scharfes Auge richte. Sagen Sie ihm genug, um ihn zu bestimmen gegen diese Menschen auf der Hut zu sein; aber ich wiederhole, mein Dasein darf nicht verrathen werden, bis ich in eigener Person erscheine, um diese Elenden in Verwirrung zu bringen.«

George gab das verlangte Versprechen und in einem Taumel von Gefühlen setzte er sich nieder, um seinem Vater die wunderbaren Thatsachen die er erfahren mitzutheilen. Er verbürgte deren Wahrheit und versprach bei seiner Rücktritt nach England, welche sogleich erfolgen sollte, wenn es ihm gelungen Isola in Rom aufzufinden die unwiderleglichsten Beweise für seine Angaben beizubringen.

Fontani hatte ihm bereits einen Plan mitgetheilt, welcher Erfolg zu versprechen schien. Er wußte nämlich, daß eine alte Dienerin der Familie Savelli noch in dem kleinen Hause lebte, das ihre Herrschaft früher inne gehabt hatte, denn er hatte erst vor wenigen Monaten über die Verwandten seiner Frau in Rom Nachforschungen anstellen lassen.

Durch diese hatte er erfahren, daß von den früheren Anwohnern des Hauses Niemand mehr vorhanden sei als diese alte Frau. Ueber die Schwester und Nichte seiner Gattin waren keine Aufschlüsse zu erlangen gewesen.

Durch die alte Benetta hoffte der Baron dem Entführer seiner Tochter auf die Spur zu kommen, denn er hatte die Ueberzeugung, daß sie diesen Roselli, der jedenfalls ein alter Bekannter von der Signora und Sommerton war, kennen müsse.

Wenn er die Entführung, wie wahrscheinlich, für Geld ausgeführt habe, so würde er sich gewiß durch ein größeres Anerbieten bestimmen lassen, Denjenigen denen er gedient, untreu zu werden.

Der Baron behauptete, daß die Nothwendigkeit, seinem väterlichen Charakter treu zu bleiben, Roselli zwingen werde, Isola

mit Achtung zu behandeln und er sagte zu dem muthlosen Liebenden:

»Gott würde diese wundervolle Entdeckung sicherlich nicht zugelassen haben, wenn es nicht in seinem Rathschlusse läge, sie zu einem glücklichen Ende zu führen. Ich werde meine Tochter und Sie Ihre Braut wiederfinden. Wir werden dann eine Hochzeitsreise nach meinem Heimathlande machen und meinem unglücklichen Bruder Leben und Licht, jenen unmenschlichen Geschöpfen dagegen die ihn in solches Elend gestürzt, Schande und Verderben bringen. Mein armer Claude! ich fühle; daß ich ihm von ganzem Herzen vergeben und daß ich ihn wieder mit brüderlicher Liebe umfassen kann.«

George aber war trotz aller tröstlichen Worte noch immer voller Besorgnisse. Er schauderte, wenn er daran dachte, was Isola gelitten haben müsse, seitdem sie ihrem häuslichen Heerde entrissen worden war und er fürchtete stets, daß ihr Unternehmen noch im letzten Augenblicke mißlingen werde.

Fontani dagegen wollte nichts von Zweifeln hören. Er hegte das feste Vertrauen, daß ihre Nachforschung erfolgreich sein werde und traf mit heiterem Muthe seine Vorbereitungen um sogleich abreisen zu können, wenn ihm die kaiserliche Erlaubniß zukäme. Nach Verlauf von zehn Tagen langte sie an und mit ihr zugleich der Urlaub der englischen Gesandtschaft für George.

Drei Stunden darauf waren Beide auf dem Wege nach Italien.

Vierzigstes Capitel.

Nach ihrer Ankunft in Rom verwendete Fontani eine ganze Woche darauf, dem Treiben der Signora Roselli, seitdem er sich von ihr getrennt hatte, nachzuspüren, denn er war überzeugt, daß sie die Anstifterin des ganzen Complots sei.

Er bediente sich zu diesem Behufe eines Privatspions, der alle Abende zu ihm kam und berichtete, was er in den letzten vierundzwanzig Stunden erfahren hatte. Seine Mittheilungen lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen.

Fünfzehn Jahre vorher hatte Sommerton einige Monate in Rom gelebt, wo er die Signora Roselli heirathete. Ihre Tochter, welche damals vier Jahre alt war, wurde von Sommerton nach England gebracht, wo sie ihre Kenntniß der englischen Sprache erlangte. In ihrem zwölften Jahre kehrte sie nach Italien zurück, um die beste musikalische Ausbildung zu erhalten, da Kenner ihre Stimme für ausgezeichnet erklärt hatten.

Um diese Zeit wurde Savella für die adoptirte Tochter ihrer Mutter und für die Erbin eines großen Vermögens ausgegeben. Sommerton gewann seinen Unterhalt durch seine verschiedenen Talente und im Laufe der Zeit ging unter seinen Bekannten das Gerücht, daß er den Leuten die ihn dafür gehörig bezahlen konnten, gewisse feine Gifte verkaufe, die angeblich keine Spuren im Körper der Opfer zurückließen. Sogar die Behörden wurden aufmerksam, aber noch ehe der Verdacht eine greifbare Gestalt annahm, hatte sich Sommerton mit der Signora und ihrer Tochter heimlich nach England entfernt.

Der Spion brachte auch heraus, daß der Mann der sich Leonardo Roselli nannte, ein früherer Schauspieler war und gegenwärtig wegen eines Verbrechens von der Polizei verfolgt wurde. Man glaubte, daß sein wahrer Name Maldonato sei, da er häufig eine alte Frau dieses Namens, eine frühere Dienerin der Familie Savelli, die man für seine Mutter hielt, besuchte, obschon für diese Behauptung

kein Beweis vorlag.

Seit mehreren Wochen hatte man ihn in seinen alten Schlupfwinkeln vermißt, aber in den letzten zehn Tagen war er mit einem jungen Mädchen, das er für seine Tochter ausgab, nach Rom zurückgekehrt. Diese junge Person hatte sich mehrere Tage bei dem alten Weibe aufgehalten; gegenwärtig aber war kein Anzeichen vorhanden daß sie sich noch in dem Hause befand, und der Agent hatte auch nicht entdecken können, was aus ihr geworden war.

Benetta Maldonato war sehr alt, halb taub und ein wenig kindisch. Es würde, wie der Spion meinte, keine große Mühe kosten Alles, was sie wußte, aus ihr herauszubringen. Einen schwereren Stand würde man dagegen mit dem Manne haben, dem man nur beikommen könnte, wenn man ihn gehörig zu bestechen vermöchte.

Während dieser Nachforschungen hatte George Berkeley unbeschreibliche Qualen ausgestanden. Er konnte die Kaltblütigkeit Fontani's nicht begreifen und nicht billigen, daß dieser nicht eher einen entscheidenden Schritt thun wollte, bis er sämtliche Fäden in Händen hatte. Ausgerüstet damit begaben sich die beiden Freunde nicht ohne Bangigkeit an den Ort, der dem einen von ihnen früher so bekannt war.

Das kleine Haus lag unter den Ruinen des alten Roms. Es hatte einst einigen Anspruch auf zierliche Bauart besessen jetzt aber war es theilweise verfallen und von allen Gemächern befanden sich nur noch drei in leidlich bewohnbarem Zustande.

Als sich die Fremden vorsichtig näherten bemerkten sie, daß die alte weißhaarige Frau mit Spinnen beschäftigt unter der Hausthür saß.

»Ergehen Sie sich einstweilen unter den Ruinen George, während ich mit der alten Frau spreche,« sagte Fontani. »Ich kann mich vielleicht ihrem Gedächtnisse zurückrufen und sie zum Sprechen bringen, indeß sie in Ihrer Gegenwart zurückhaltend sein würde.«

Berkeley nickte und entfernte sich auf einem Seitenpfade, während Fontani sich dem Hause nähernd, die alte Spinnerin folgender Maßen anredete:

»Guten Abend, Mutter Benetta, Ihr seid fleißig wie immer. Ich bin

einen weiten Weg hergekommen, um Euch und das alte Haus zu sehen, aber ich fürchte, Ihr werdet mich nicht kennen. Ich bin sehr durstig. Darf ich ein Glas nehmen und aus der alten Quelle hinter dem Hause einen Trunk Wasser schöpfen?«

Sie erhob ihre matten Augen und betrachtete ihn aufmerksam.

»Wasser ist eine Gabe Gottes wie Sonnenschein und Luft. Trinkt soviel Ihr wollt Signor und dann sagt mir, wer es ist, der zu mir mit einer Stimme spricht, die aus der Vergangenheit kommt.«

Ohne zu antworten ging Fontani zu der Quelle und füllte das Glas, das ihm die Alte gereicht hatte.

Erinnerungen aus vergangenen Zeiten wurden in ihm wach und trotz des stoischen Gleichmuths, dessen er sich gerühmt, hatte er Mühe, seiner Gefühle Herr zu werden.

Nachdem er so lange ausgeblieben war, daß Benetta bereits fürchtete, er könnte sich mit dem Glase entfernt haben, kehrte er endlich zurück und setzte sich in ihrer Nähe nieder. Sie sah ihn neugierig an und fragte:

»Wer seid Ihr, Signor, daß Ihr alle Gelegenheiten dieses Ortes so gut kennt. Ihr müßt früher schon hier gewesen sein.«

»Ja, Ihr habt vollkommen Recht, ich war früher schon hier. Einige der schönsten Tage meines Lebens brachte ich in diesem Hause zu und auch einige der traurigsten.«

Sie ließ ihre Arbeit fallen und flüsterte mit zitternder Stimme:

»Es kann nicht sein, es kann nicht sein. Er würde nicht zurückkommen und die Andere ist über das Meer.«

Fontani fuhr langsam fort.

»Mutter Benetta, könnt Ihr Euch nicht mehr der beiden Brüder erinnern die zur Zeit, wo Savella eine junge Schönheit war, hierher kamen? Könnt Ihr Euch nicht mehr desjenigen von ihnen erinnern der sie heimlich geheirathet hat und nachher so schwer dafür büßen mußte?«

»Ihr müßt dieser Eine sein, obschon sie mir sagten, daß Ihr todt wärt. Ihr seid Henry Fontaine, der zu dem alten Platze zurückkommt; aber es ist umsonst, sie sind Alle fort, um die Ihr Euch gekümmert.

Die Guten sind todt und nur die Böse lebt noch.«

»Ich wußte das, ehe ich hierher kam. Von der Bösen wünsche ich Nachricht zu erhalten. Erzählt mir, was Ihr von ihr wißt.«

»Was wünscht Ihr zu wissen? Sie hat mir nicht gesagt, was sie vorhat, aber ich vermuthe es. Sie hat mich hier mit dem Versprechen zurückgelassen, mir Geld zu senden, aber sie hat mich ganz vergessen, bis sie mich brauchte. Dann schickte sie mir hundert Scudi.«

Die alte Frau kam jetzt mit der Geschwätzigkeit des Alters ins Plaudern und Fontani hörte ihr mit klopfendem Herzen zu. Er konnte aber wenig, was für ihn von Interesse war, aus ihren Reden entnehmen und, nachdem er ihr eine Zeit lang schweigend zugehört hatte, unterbrach er sie mit den Worten:

»Ich kann Euch sagen, wo sich Bianca jetzt befindet. Sie ist nach England gegangen, um meine Erbschaft für ihre eigene Tochter in Anspruch zu nehmen. Sie hat Savella für das Kind ausgegeben, das vor siebzehn Jahren in Tyrol den Tod fand. Ist's nicht so?«

»Woher wißt Ihr alles dieses? Wo habt Ihr Euch in diesen langen Jahren, während welcher Bianca ihre Pläne machte und ausführte, verborgen gehalten?« fragte sie, vor Ueberraschung verblüfft.

»Das ist für den Augenblick gleichgültig. Ich bin jetzt da, um das Werk, das Bianca begonnen hat, zu vereiteln. Merket auf, denn ich habe Euch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ich habe ferner erfahren daß ein junges Mädchen, das ihr im Wege stand, von einem Manne, der sich für ihren Vater ausgab, entführt und in dieses Haus gebracht worden ist. Der Dienst, den Bianca von Euch verlangte, bestand darin daß Ihr diese junge Fremde aufnehmen solltet, bis ein sicherer Aufenthalt für sie gefunden würde. Sprecht, ist es nicht so?«

Mutter Benetta schien bestürzt. Sie erwiderte nichts darauf, sondern nahm schweigen ihre Arbeit wieder zur Hand, Fontani rückte ihr näher, zog eine Börse, durch dessen Maschen Gold glänzte, aus der Tasche und sagte ruhig:

»Hier sind dreihundert Scudi. Das Gold gehört Euch unter einer Bedingung. Sagt mir die Wahrheit über das, was ich Euch Frage, und ich werde noch ferner für Euch sorgen. Wie lange ist es her, daß

diese junge Fremde zu Euch kam und was ist jetzt aus ihr geworden?«

»Ich habe nicht gesagt, daß sie hier war. Es ist nur Eine Behauptung von Euch gewesen,« antwortete sie schnell.

»Das mag sein, aber sie ist nichts desto weniger wahr. Ich wünsche Euch nicht durch Drohungen zu beunruhigen, wenn Ihr aber nicht die volle Wahrheit sagt, so werde ich Maßregeln ergreifen, wodurch Ihr dazu gezwungen werdet und Ihr werdet dann die Belohnung verlieren, die ich Euch gerne zahlen will. Denkt darüber nach. Ich bin reich und bereit, für die Aufklärung, die ich suche, Eure übrigen Lebenslage sorgenfrei zu stellen. Daneben werdet Ihr eine gute That vollbringen, indem Ihr ein armes unschuldiges Mädchen aus einer drohenden Gefahr errettet.«

Nach einer längeren Pause« während welcher sie Fontani aufmerksam beobachtete, murmelte sie:

»Wie kann ich wissen, daß Ihr Euer Wort halten werdet? Sie brach das ihrige, aber sie ließ mir sagen, daß sie bald im Stande sein werde, mir zu helfen. Sie hat mir einmal Geld geschickt und sie wird es wieder thun. Warum sollte ich etwas Gewisses für etwas Ungewisses aufgeben?«

»Das Eine ist gewiß,« antwortete er, »daß die Signora Roselli bald selbst nichts mehr haben wird, als was ich ihr zu lassen Willens bin. Ich befinde mich jetzt auf dem Wege nach England, um sie zu entlarven und zu beweisen daß das Kind, das sie bei sich hat, nicht das meinige ist.«

»Ich hatte nichts damit zu schaffen,« sagte sie schnell. »Ich ließ das kleine Mädchen Savella Fontaine nennen, obschon ich wußte, daß dies nicht sein Name war. Es konnte ja Niemand schaden, denn das Kind, das so heißen sollte, war längst todt. So ließ ich die Dinge geschehen wie sie es wünschte.«

»Ihr gesteht also zu, daß Ihr eine Mitschuldige in diesem Betrüge seid, für den ich Euch zur Rechenschaft ziehen kann; aber es ist nicht meine Absicht, es zu thun. Ich verlange nur von Euch zu wissen, was aus der jungen Fremden geworden ist, die ein Mann der sich Leo Roselli nennt, vor etwa zwei Wochen hierher gebracht hat.

Er gab sich für ihren Vater aus, aber Ihr wißt recht wohl, daß er es nicht ist.«

»Wie kann ich das wissen? Roselli ist nicht der Mensch, der ein altes Weib aufsucht, wenn er nicht einen Dienst von ihr braucht. Und wenn ich einem Mädchen für wenige Tage Obdach gewährte? Jeder hätte gegen Bezahlung dasselbe gethan.«

»Ihr gebt also zu daß sie hier war? Damit ist schon viel gewonnen. Jetzt sagt mir, wohin er sie gebracht hat und wo ich den Mann selbst finden kann, denn ich muß mit ihm sprechen.«

»Wahrscheinlich, um ihn ins Gefängniß zu bringen. Ich habe nichts mit seinem Treiben zu schaffen aber ich kenne ihn von Jugend auf und möchte nicht, daß ihm ein Leid geschehe.«

»Es ist nicht meine Absicht, ihm etwas Schlimmes zuzufügen. Im Gegentheil, ich will ihn besser dafür bezahlen, daß er das begangene Unrecht wieder gut macht, als Diejenigen die ihn zur Verübung desselben verleitet haben. Wenn mir Roselli das Mädchen herausgeben will, so werde ich den Lohn den ihm Bianca versprochen, verdoppeln und ihn außerdem straflos lassen. Wenn nicht, so werde ich ihm die Sbirren auf den Hals schicken.«

»O nicht das, nicht das!« sagte sie in ängstlichem Tone. »Es würde ihn —«

»Ruiniere,« ergänzte Fontani. »Ja, das begreife ich recht wohl. Ich erinnere mich jetzt, Mutter Benetta, daß Ihr einst einen Sohn hattet, der etwas von einem Taugenichts war. Ich hege den Verdacht, daß er und Roselli ein und dieselbe Person ist. Verhält sich dies so, so dürft Ihr Euch darauf verlassen, daß ich ihn aufspüren und zwingen werde, seine Beute herauszugeben.«

Die Aufregung der alten Frau nahm dergestalt zu, daß Fontani überzeugt war, daß er den rechten Fleck getroffen habe.

»Ich weiß gar nicht,« sagte sie gereizt, »weshalb Ihr hierher kommt, um mich zu bedrohen. Was geht Euch das Mädchen an?«

»Es ist meine Tochter, das Kind der jungen Gebieterin die Ihr geliebt habt. Die Kleine wurde durch meinen Bruder vom Tode errettet. Er erzog sie als sein eigenes Kind und als Bianca eine Nebenbuhlerin auf ihrem Wege fand, so sann sie diesen Plan aus,

um ihrer los zu werden. Wollt Ihr mir jetzt noch die Aufschlüsse verweigern die ich von Euch begehre?«

»Wenn es wahr ist, wenn es wirklich Savellas Kind ist, so würde ich Euch gern helfen, wenn ich es wagte, aber ich wage es nicht. Ich muß ihn erst fragen. Er wird schrecklich zornig sein. Ich habe es ja gewußt, daß nicht Alles in Ordnung war, als das arme blasse Kind hierher kam. Aber sie ist jetzt nicht hier, nein, nein, er hat sie weggebracht.«

»Wißt Ihr das gewiß? wann werdet Ihr Leo wiedersehen?«

»Er kommt heute Abend hierher. Er kommt alle Abende.«

»Wißt Ihr bestimmt, daß meiner Tochter kein Leid widerfahren ist?«

»O ja, ich weiß das. Er behandelt sie nicht schlecht und das arme Kind fängt an zu glauben, daß er wirklich ihr Vater ist. Leo wollte nicht auf mich hören. Er hat seine eigenen Pläne. Er wird mich vielleicht tödten, weil ich ihn verraten habe.«

»Er ist also heftig?«

»Mitunter, wenn er zornig ist; aber später bereut er seine Härte und sucht mich wieder zu versöhnen. Ihr wollt ihm kein Leid zufügen Signor? Ihr wollt sein Geheimniß von ihm erkaufen und ihn ungestraft ausgehen lassen?«

»Wenn er mir mein Kind unverletzt zurückgibt. Wenn nicht, so soll ihn das Gesetz mit einem eisernen Griff erfassen und festhalten. Guten Abend, Mutter Benetta, hier ist die Börse, die Ihr wohl verdient habt. Ich werde in drei Stunden zurückkehren in der Erwartung, Euern Sohn anzutreffen. Wiederholt ihm Alles, was ich Euch gesagt habe und sagt ihm ganz besonders, daß ihm die Flucht nichts nützen würde, denn die Sbirren sind ihm auf der Ferse und sie werden ihn nicht entwischen lassen.«

Er trat hinaus in den abendlichen Sonnenschein, die alte Frau in einem Zustande der lebhaftesten Aufregung zurücklassend. Berkeley schloß sich ihm in der Nähe des Hauses an und fragte begierig:

»Was haben Sie ausgerichtet? Ihr Gesicht sieht nicht aus, als ob Sie in Ihren Erwartungen getäuscht seien.«

»Das ist auch nicht der Fall. Ich habe mehr erlangt, als ich zu hoffen wagte. Die alte Frau ist kindisch und leicht zum Sprechen zu bringen. Isola war bei ihr und, wie ich vermuthe, ist sie noch immer dort.«

»Dort? Und Sie gingen fort, ohne sie gesehen zu haben? Warum haben Sie mich nicht zu Hilfe gerufen? Das alte Weib hätte keinen Widerstand leisten können.«

»Allerdings nicht, aber ich hatte keine Gewißheit darüber, daß Isola bei ihr ist und ich bin überzeugt, daß ich sie auf gütlichem Wege wieder erlangen kann ohne meine Privatangelegenheiten zum Gespräche von Rom zu machen. Unser Bestreben muß sein, diese Sache so ruhig als möglich beizulegen und dann nach unserm Heimatslande zurückzukehren. Eine gerichtliche Verfolgung dieses Mannes würde uns bei dem langsamen Gerichtsverfahren dieses Landes vielleicht einen Aufenthalt von mehreren Monaten verursachen.«

Der Liebende war aber nicht so leicht zufrieden zu stellen.

»Aber Roselli wird vielleicht unsere Bedingungen verwerfen und Isola an einen Ort außerhalb unseres Bereiches bringen,« sagte er. «Wird es nicht besser sein, das Haus zu bewachen und ihn zu greifen, wenn er hineingeht? Wenn Isola dort ist, so wünsche ich den Platz ohnehin nicht aus den Augen zu verlieren.«

»Es ist auch meine Ansicht, Wache zu halten; aber mit Roselli bin ich meines Spiels sicher. Er ist ein Schurke, der Geld braucht, und wer ihn am Besten bezahlt, dem dient er. Wir können uns in dem verfallenen Theile des Hauses verbergen und unseren Mann dort erwarten. Haben Sie Ihre Pistolen bei sich?«

Berkeley öffnete den Rock und ließ ein paar kleine Revolver sehen, die er von Hause mitgebracht hatte.

»Ich habe auch einen Dolch,« sagte er, »obschon ich hoffe, daß wir keine Gelegenheit erhalten werden, von unseren Waffen Gebrauch zu machen.«

»Ich glaube nicht, aber es ist jedenfalls gut, für alle Fälle vorbereitet zu sein. Folgen Sie mir, ich kenne die Oertlichkeit genau. Wir können sehr leicht in eins der verfallenen Gemächer gelangen

und dort Alles hören, was zwischen der alten Frau und ihrem hoffnungsvollen Sohne verhandelt wird.«

Einundvierzigstes Capitel.

Fontani und Berkeley gingen durch einen von Unkraut überwachsenen Garten und gelangten von da in den hinteren Theil des Hauses, welcher ganz verfallen war.

Die Thür gab dem Drucke nach und die beiden Eindringlinge traten in ein Gemach, das früher als Küche gedient hatte. Von hier aus kam man in einen schmalen Gang, der auf beiden Seiten eine Thür hatte.

Fontani öffnete die zur Linken und trat in ein Zimmer von mäßiger Größe, welches ein Bett und zwei Stühle enthielt. Die Fenster waren durch schlechte Laden verschlossen und ein schwaches Zwielflicht herrschte in dem Gemach.

»In diesem Zimmer habe ich die glücklichsten Stunden meines Lebens zugebracht,« flüsterte Fontani. »In ihm habe ich mit dem Tode gerungen und zuletzt den Sieg davon getragen. Hier hat Isola zuerst das Licht der Welt erblickt und hier hat sie ohne Zweifel in der letzten Zeit verweilt. Lassen Sie uns niedersetzen, um zu wachen. Ich muß über die Vergangenheit nachdenken.«

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und sag bewegungslos da, während George sich umschaute und seine Umgebung wahrzunehmen suchte. Es war eine Thür da, die in das von der alten Frau bewohnte Gemach führte, und er konnte sehen, daß sie ihre einförmige Arbeit wieder aufgenommen hatte.

Das Knarren eines losen Brettes unter Berkeley's Tritten erweckte Fontani aus seinen Gedanken und er gab George ein Zeichen sich niederzusetzen.

»Es ist gut, daß die alte Frau ein wenig taub ist,« flüsterte der Baron. »Wenn sie eine Ahnung von unserer Anwesenheit hätte, so würde mein Plan vereitelt werden. Verhalten Sie sich ruhig bis ihr Sohn kommt und dann wollen wir handeln, wie es der Augenblick erfordert.«

»Innerlich gereizt über die Ruhe, welche Fontani an den Tag legte,

warf sich George auf einen Stuhl und suchte seine Ungeduld durch Träumereien von einer baldigen Wiedervereinigung mit dem Gegenstand seiner Liebe zu beschwichtigen, aber es wollte ihm nicht gelingen die peinlichen Zweifel und Besorgnisse, die in ihm ausstiegen ganz zu unterdrücken.

Die zunehmende Dunkelheit hüllte bald alle Gegenstände ein und selbst Fontani begann die Geduld zu verlieren und zu fürchten daß ihre Wache nutzlos sein möchte. Endlich ließ sich ein schwerer Schritt im äußern Gemach vernehmen und eine rauhe Stimme fragte:

»Warum habt Ihr kein Licht? Und wo ist mein Abendessen?«

»Ich — ich habe es vergessen,« erwiderte Benetta. »Aber im Schranke ist Brod und eine Flasche Wein. Die Lampe steht dort und du kannst sie anzünden und dir dein Essen holen.«

Der Mann stieß einen Fluch aus und fragte ärgerlich:

»Von was habt Ihr geträumt, Ihr elende alte Hexe, daß Ihr nichts für mich in Bereitschaft habt, wenn ich nach Hause komme? Wenn Ihr mich auf diese Weise behandelt, so werde ich ganz fortgehen.«

»Rede nicht so, Leo, du bist ohnehin schon zu lange weg gewesen. Ich habe Niemand als dich und wenn du mich verläßt, so werde ich ganz allein in der Welt sein. Ich habe an vergangene Tage gedacht und darüber die Gegenwart vergessen. Ach ja, ich habe an Savella gedacht, wie sie auf dem Grase zu tanzen pflegte.«

»Unsinn, Mutter, unterlaßt diese dummen Gedanken und seid mehr auf meine Bequemlichkeit bedacht. Das Mädchen ist todt und was nützt es, von ihr zu reden?«

»Nicht viel, Leo, aber ich hatte einen sonderbaren Einfall. Es herrscht eine große Aehnlichkeit zwischen dieser jungen Fremden und der Tochter meiner Gebieterin. Wie, wenn sie deren Kind wäre?«

»Ich bin begierig, was Euch noch für unsinniges Zeug in Euren alten Kopf kommen wird, sagte er ärgerlich. »Ich kann nicht einsehen wie dieses junge Mädchen mit Savella in Verbindung stehen soll. Wenn sie wirklich ihr Kind wäre, so würde sie die Erbin von Claude Fontaine sein und Biancas Tochter verdrängen, das

unterliegt keinem Zweifel.«

Er hatte jetzt die Lampe angezündet und war eifrig damit beschäftigt, sein frugales Abendessen zu verzehren. Die alte Frau erwiderte in furchtsamem Tone:

»Bianca wird vielleicht entdeckt haben, daß dieses Mädchen die Erbin ist und es deshalb wegschaffen lassen. Es ist wenigstens sehr sonderbar, daß sie ein armes Kind nicht unter demselben Dache mit sich verweilen lassen wollte. Du kannst versichert sein, daß etwas dahinter steckt, was sie vor dir verborgen hält.«

»Was kümmert das mich? Ich werde gut bezahlt und ich will deshalb ausführen, was ich versprochen habe.«

»Wenn Dich aber Jemand noch besser bezahlte?«

»Was wollt Ihr damit sagen? Ist mir Jemand auf der Spur? Hat Jemand mit Euch darüber gesprochen? Sagt mir die Wahrheit oder —«

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, sprang vom Stuhle auf und ging drohend auf sie zu.

»Ich wußte es ja,« sagte sie in kläglichem Tone, »daß Du furchtbar zornig sein würdest. Ich sagte es ihm auch, aber er gab mir Geld und versprach mir noch mehr, wenn ich Dich herumbrächte. Da ist das Geld, es gehört Alles Dir; blicke mich nur nicht so wild an.«

Sie hielt die Börse empor, auf die er wie ein Raubvogel auf seine Beute losstürzte.

»Wo habt Ihr das her? Das ist ja Gold, Gold, das ich so nothwendig bedarf. Bianca ist freigebig mit Versprechungen aber sie hält sie nicht immer. Ich brachte einen schönen Pfennig aus diesem Lande mit, aber es ist bald wieder fort. Die Reife mit diesem Mädchen hat mir schwere Kosten verursacht und jetzt vermag ich noch nicht einmal zu sagen, bis wann sie wieder wohl genug sein wird, um sie an den für sie bestimmten Ort zu bringen. So lange dies nicht geschehen ist, kann ich auch mein Jahrgeld nicht ziehen.«

»Ich setze den Fall, Du könntest mehr erhalten, wenn Du sie ihrem Vater üergiebst, was würdest Du dazu sagen?«

»Schwätzet keinen Unsinn alte Frau. Sie hat keinen Vater,

obschon sie einfältig genug ist, mich dafür zu halten. Wenn aber ihr wirklicher Vater erschiene, so würde ich sie ihm doch nicht ausliefern bis die Andere bezahlt hätte. Dann, wenn er freigebig wäre, würde ich ihm sagen, wo sie zu finden wäre und er könnte sie dort holen, wenn er es vermöchte.«

»Du bist hartherzig, Leo. Wenn Du nicht stürmen willst, so will ich Dir die beste Nachricht mittheilen, die Du seit vielen Tagen gehabt hast.«

Es war kläglich anzuhören in welchem demüthigen stehenden Tone diese alte weißhaarige Mutter zu ihrem ungerathenen Sohne sprach.

»So, es ist also etwas zu erzählen. Heraus damit! Laßt mich hören, wer Euch bestochen hat, um mich zu verrathen und zu verderben.«

»Niemand, Niemand hat dies gethan; aber Henry Fontaine lebt noch; er war diesen Abend hier und ich erkannte ihn wieder an seiner Stimme. Er behauptet, dieses Mädchen sei seine Tochter, die von seinem Bruder erzogen worden. Bianca muß also herausgebracht haben, wer sie ist und sie aus dem Wege geschafft haben. Erinnerst Du Dich, Leo, daß das Kind ein blutiges Mal an der Schulter hatte, gerade da, wo sein Vater verwundet wurde? Weißt Du nicht, ob dieses Mädchen ein solches Mal hat?«

»Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum. Was scheert mich all das mäßige Geschwätz. Wenn Henry Fontaine noch am Leben ist, so mag er selbst kommen und sagen, was er will.«

»Er ist bereits da,« sagte eine ruhige Stimme hinter ihm und als sich Maldonato umwendete, sah er, daß der Sprecher nur wenige Fuß von ihm entfernt stand. Unter der offenen Thüre des anstoßenden Gemachs war eine zweite Gestalt, die ein Pistol in der Hand hielt, sichtbar.

»Was soll dies bedeuten?« fragte der Schurke.

»Einfach so viel, daß ich meiner Tochter auf der Spur bin, die Ihr in diesem Hause verborgen habt. Bringt sie hierher, oder seid darauf gefaßt, mit den Gerichten Bekanntschaft zu machen.«

»Beweisen Sie erst, daß sie Ihre Tochter ist. Für jetzt nenne ich

sie mein und ich kann nicht einsehen daß Ihr Anspruch besser ist als der meinige.«

»Große Worte sind hier nutzlos. Ich habe Euch seit länger als einer Woche nachspüren lassen und ich darf nur ein Zeichen geben, so sind Euch die Sbirren auf dem Halse. Ihr wißt am besten, wie das enden würde. Seht mich an, Ihr kanntet mich in meiner Jugend — könnt Ihr nichts an mir sehen, was Euch an Henry Fontaine erinnert?«

»Sie mögen dieser Mann sein, aber das beweist noch nicht, daß Sie der Vater des Mädchens sind, das ich aus England mitgebracht habe.«

»Laßt uns diese Sache kurz abmachen,« sagte Fontaine mit Nachdruck. »Ich will Euch eben so viel geben, als Bianca Euch versprochen hat und für diese arme alte Frau sorgen, wenn Ihr mir meine Tochter auf der Stelle zurückgibt. Wenn Ihr es verweigert, so lasse ich Euch ins Gefängniß werfen, wo Ihr so lange liegen könnt, bis die vollen Beweise von Eurem Verbrechen beigebracht sind.«

»Durch solche gewaltsame Mittel werdet Ihr niemals in den Besitz des Mädchens gelangen. Es befindet sich an einem Ort, wo weder ich noch Ihr sie erreichen könnt.«

»Das ist falsch. Ich hörte Eure Worte und ich bin überzeugt, daß sie sich in diesem Hause befindet. Soll ich die Sbirren rufen, damit sie es durchsuchen oder wollt Ihr meine Bedingungen ohne Zögern annehmen?«

Der Schurke war im Begriff, eine trotzige Antwort zu geben, als er durch eine Erscheinung betroffen wurde, die ihn einen Augenblick außer Fassung brachte.

Ein Mädchen in einem langen weißen Kleide, das in weiten Falten seine abgemagerte Gestalt umfloß, kam zur Thür herein, die Hand vor die Augen haltend, um sie vor dem Lichte der Lampe zu schützen. Ihr langes schwarzes Haar strömte in wilder Unordnung über ihre Schultern herab und in der Mitte ihrer beiden Wangen brannte ein rother Fleck.

Sie trat mit wankendem Schritt herein und George Berkeley stürzte ihr mit einem Freudenruf entgegen, aber Maldonato trat

dazwischen und suchte die Eingetretene ziemlich unsanft wieder hinauszuschieben indem er sagte:

»Geh' fort, Geh' fort! Du hast hier nichts zu schaffen.«

Als er daraus die rohe Hand an die zitternde Gestalt legte, sprang George wie ein Tiger auf ihn und schlug ihn mit einem einzigen Faustschlag nieder. Zugleich fing er das halbohnmächtige Mädchen mit dem Ausrufe in seinen Armen auf:

»Isola, meine geliebte Isola, ich habe Dich endlich gefunden! Ich bin gekommen, um Dich von diesem Manne zu befreien.«

»O George, führe mich fort! Aber nein er ist mein Vater und sieh her, Du hast ihn beinahe getötet,« und sie machte Miene, an der Seite des betäubten Mannes niederzuknien, aber George ließ es nicht zu. Er hielt sie fest in seinen Armen indem er sagte:

»Er ist ein Elender, der Dich getäuscht und von denjenigen weggerissen hat, die das Recht besaßen Dich zu beschützen. Aber es ist eine lange Geschichte, Isola, und Du siehst schwach und krank aus.«

Sie legte die Hand verwirrt an den Kopf.

»Ich bin krank,« sagte sie, »die Frau, die mich bewachte, war eingeschlafen und ich entfloh. Ist es ein Traum, George, daß Du hier bist? Und auf welche Weise hast Du mich gefunden?«

Tief ergriffen näherte sich ihr Jetzt auch Fontani und gerührt ihre Hand in die seinige nehmend, sagte er:

»Sie ist wirklich sehr krank. Sie hat ein hitziges Fieber.«

Maldonato war mittlerweile wieder zu sich gekommen und aufgestanden. Er mochte wohl einsehen daß das Spiel für ihn verloren sei, denn er sprach jetzt in sehr bescheidenem Tone zu Fontani:

»Wenn es nicht zu spät ist, Signor, so will ich mich mit Ihnen verständigen. Ich war gerade im Begriff, Ihre Bedingungen anzunehmen als das Mädchen herein kam. Sie ist sehr krank und da ich fand, daß ihre Pflege für eine so alte Frau, wie meine Mutter, zu beschwerlich ist, so führte ich sie zu einer Nachbarin, welche mir versprach, über sie zu wachen. Sie haben selbst gesehen wie sie ihr

Versprechen gehalten hat. Wenn Sie aber ein Mann von Wort sind, so wird das keinen Unterschied in Ihrem Anerbieten machen.«

»Es thut mir leid, daß ich Eurem Ideal von einem Wortsmann nicht nachkommen kann, denn ich lehne es ab, Euch für eine Entdeckung, die Ihr nicht verhindern konntet, etwas zu bezahlen. Dagegen will ich für Eure Mutter thun was ich versprochen habe, denn sie war einst eine treue Dienerin meiner Gattin und Ihr dürft noch sehr dankbar dafür sein, daß ich die Schurkerei, deren Ihr Euch schuldig gemacht, nicht nach Gebühr bestrafe.«

Isola's momentane Kraft hatte sie gänzlich verlassen. Blaß und kaum athmend lag sie in Georges Armen. Sie war zum Schatten abgemagert und er schauderte bei dem Gedanken daß einige weitere Tage des Leidens wahrscheinlich alle seine Hoffnungen in einem frühen Grabe eingesargt hätten.

Fontani nahm sie schweigend in seine eigenen Arme und flüsterte seinem jungen Freunde einige Worte zu. George verließ schnell das Haus, und sprach mit zwei Männern die in der Nähe Wache hielten, worauf einer von ihnen den Weg nach der Stadt einschlug. Als Berkeley zurückkam fand er Isola in einem Zustande vollkommener Erschöpfung auf dem Bette der alten Frau liegend. Ihre Augen waren geschlossen, als sie aber seinen Tritt wahrnahm, öffnete sie dieselben und sagte mit matter Stimme:

»O, George, komm' her zu mir und nimm meine Hand, damit ich mich überzeuge, daß ich nicht träume.«

Maldonato machte einen schwachen Versuch, Fontani einzuschüchtern, er merkte aber bald, daß er damit übel ankam, denn der Baron erwiederte auf seine Vorstellungen mit barschem Tone:

»Wen meine Tochter wieder gesund wird, so werdet Ihr straflos ausgehen; stirbt sie dagegen was nicht unwahrscheinlich ist, so will ich Euch und diejenigen die Euch zu diesem Verbrechen gedungen ohne Gnade verfolgen bis Euch das volle Maß der gebührenden Strafe getroffen hat.«

Sein Gesicht hatte, während er dieses sprach, einen schrecklichen Ausdruck. Vollständig eingeschüchtert, suchte sich der Schurke

allmählig der Thür zu nähern um die Flucht, zu ergreifen aber Fontani hatte ein scharfes Auge auf ihn.

»Maldonato, ich wollte Euch nicht rathen, in den Hof hinauszugehen,« sagte er. »Wenn Ihr Euch zehn Schritte von der Thüre entfernt, so werdet Ihr verhaftet. Ich bin nicht in dieses Haus gekommen ohne hinlänglichen Beistand in der Nähe zu haben.«

Durch, diese Versicherung erschreckt, setzte sich Maldonato auf einen Stuhl, wo er bewegungslos vor sich hinstarrte.

»Nach Verlauf von einer halben Stunde ließ sich das Geräusch eines herannahenden Wagens vernehmen. Berkeley eilte hinaus und kehrte gleich darauf mit einem großen Shawl zurück, in welchen Fontani Isolas Gestalt vollständig einhüllte. Dann hob er sie auf und trug sie hinaus in den Wagen. Sie ließ Alles mit sich vornehmen denn sie war zu krank, um zu begreifen was mit ihr geschah. George folgte nach, und nachdem Fontani den Männern draußen befohlen hatte, Maldonato streng zu bewachen, fuhr der Wagen rasch in der Richtung gegen Rom dahin.

Eine Stunde darauf lag Isola in einem bequemen Bette, eine erfahrene Wärterin zur Seite und unter der Behandlung des geschicktesten Arztes, der in der Stadt aufzufinden war. Durch ihre nächtliche Wanderung hatte sich ihr Zustand bedeutend verschlimmert und drei Tage lang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Jugend und gute Pflege trugen indeß am Ende den Sieg davon. Daß aber auch die Anwesenheit George's, den sie jetzt zärtlich liebte, und das Bewußtsein daß sie unter seinem Schutze in Sicherheit war, ihre Genesung sehr wesentlich beförderte, unterliegt keinem Zweifel.

Sobald sie wieder kräftig genug war, um die Aufregung zu ertragen, theilte ihr George die Entdeckung, die er gemacht hatte, mit und bereitete sie daraus vor, ihren Vater zu empfangen. Er brachte dann Fontani an ihre Seite und ließ sie mit einander allein. Der Leser mag sich die Scene, die folgte, selbst ausmalen.

Isola erzählte ihrem Vater Alles, was sich seit ihrer Entführung vom Hause zugetragen hatte. Wir übergehen aber die Einzelheiten da sie von keiner besonderen Wichtigkeit sind. Die Ueberfahrt nach

Italien war stürmisch und sie hatte dadurch viel zu leiden. Dagegen war Maldonato's Benehmen gegen sie den Umständen nach nicht unfreundlich.

Die erste Zeit nach ihrer Ankunft in Rom brachte sie bei seiner Mutter zu. Als sie aber in Folge des Kammers und des ausgestandenen Schreitens erkrankte und in ihren Fieberanfällen unruhig wurde, so übergab er sie einer kräftigen Bäuerin, die neben seiner Mutter wohnte, zur Wartung und Pflege.

Von da war sie in einem unbewachten Augenblicke halb bewußtlos hinausgewandert und angezogen durch das Licht in dem Hause der alten Benetta, in dem wichtigsten Augenblicke ihres Lebens daselbst eingetreten.

Maldonato wurde so lange, bis Isola so weit hergestellt war, um die Reise nach England antreten zu können in strengem Gewahrsam gehalten und ihm nicht gestattet, mit irgend Jemand in Correspondenz zu treten. Diese Maßregel war nothwendig, wenn die Uebelthäter in Fontains nicht vor der Zeit gewarnt werden sollten.

George erinnerte Fontani an die Erfüllung seines Versprechens, daß er ihm seine Tochter geben wolle, sobald sie ihm wiedergeschenkt sei. Fontani verwies ihn an Isola selbst und der junge Mann wußte seine Sache so gut bei ihr zu führen, daß beide am Tage vor ihrer Abreise von Rom in der Kapelle der englischen Gesandtschaft miteinander getraut wurden.

Nach einer angenehmen Reise über Florenz, Genua und Marseille erreichten sie London wo sie sich indeß nur einige Stunden aufhielten. Briefe gingen ihnen voraus, welche die angenehme Nachricht in die Heimath brachten daß George mit seiner befreiten Braut im Begriffe sei, zurückzukehren und daß ihn ein Freund begleite, der ihm in allen Fährnissen treulich zur Seite gestanden. Wer aber dieser Freund sei, darüber wurde keine Andeutung gegeben.

Zweihundvierzigstes Capitel.

Im Kreise der Familie Berkeley herrschte eine freudige Aufregung. Fanny sollte sich in wenigen Monaten mit dem Dr. Delamore, einem jungen Arzt, den sie in London getroffen verheirathen. Da beide Theile hinlängliches Vermögen besaßen, so erhob Mr. Berkeley keine Einwendung gegen diese frühzeitige Heirath und um Fannys Glück vollständig zu machen, wurden ihre früheste Freundin und ihr geliebter Bruder noch zur rechten Zeit zurückerwartet, um der Hochzeit beiwohnen zu können.

Zwischen »dem Thale« und Fontains fand jetzt wenig Verkehr statt.

Philipp Vane war sehr entrüstet über Mr. Berkeley, weil er um Hilfe eines geschickten Advocats dem Verkaufe von Fontains allerlei gesetzliche Hindernisse in den Weg gelegt und einen gerichtlichen Befehl erwirkt hatte, welcher die Entfernung des Mr. Fontaine aus seinem Hause so lange verbot, bis eine ärztliche Commission entschieden habe, daß es gefährlich sei, ihn ohne Zwangsmittel daselbst zu behalten.

Da es sich ergab, daß Fontaine keine Gewalttätigkeiten beging und nur melancholisch wahnsinnig war, so wurde Philipp mit seinem Antrage abgewiesen.

Mit jedem Tage wurde er jetzt ruheloser und besorgter, so bald als möglich nach einem fremden Lande auswandern zu können. Dort wollte er sich seiner beiden Verbündeten entledigen und mit Savella das Glück genießen, das sich durch Gold erkaufen ließ.

Mr. Berkeley wurde als Vertreter und Vormund für Mr. Fontaine aufgestellt und Philipp war wüthend über die Verzögerungen die er ihm fort und fort in den Weg legte. Sein Zweck dabei war, Zeit zu gewinnen damit George den geheimnißvollen Fremden der sich verbindlich gemacht hatte, Fontaines Vermögen zu retten auf den Schauplatz bringen könnte. Mittlerweile wurden Sommerton und die Signora, die nichts von dem nahenden Sturme ahnten scharf

bewacht.

Endlich kam ein Telegramm welches die Ankunft seines Sohnes und seiner Frau in London meldete, an Mr. Berkeley und am Nachmittage wurde der Wagen nach der nächsten Eisenbahnstation gesendet.

Wenige Stunden darauf sprang Isola die Treppe der wohlbekannten Veranda hinan und wurde fast unter den Liebkosungen mit denen man sie von allen Seiten überhäufte, erdrückt. Auch George erhielt seinen vollen Antheil und der schlanke Fremde, der sich in ihrer Begleitung befand, sah lächelnd zu. Als aber Miß Carletons Augen auf ihn fielen stutzte sie und wechselte die Farbe.

Ihre Blicke begegneten sich mit dem Ausdrucke des Wiedererkennens und zu ihm herantretend sagte sie leise:

»Sie sind Henry Fontaine. Ich habe es geahnt, daß Sie und Fontani eine und dieselbe Person sind.«

»Ja, erwiderte er, »Ihr Scharfsinn hat Sie nicht getäuscht. Ich bin zurückgekehrt, um meinen armen Claude zu retten und ihn zu versichern daß ich ihm das Vergangene vergebe. Wir haben Beide gefehlt; ich fast eben so viel als er. Doch George wird Ihnen Alles erzählen. Heute Abend muß ich mein Incognito beibehalten, damit ich morgen auf die Elenden die meinen armen Bruder fast zu Grunde gerichtet haben, wie eine zerschmetternde Lawine niederstürzen kann.«

An diesem Abende hielten die Herren im Hause des Mr. Berkeley eine Berathung, in welcher Fontani seine Stellung darlegte und die Gründe, warum er sein Dasein so lange verborgen gehalten, auseinandersetzte.

Ein Bote wurde nach Fontains geschickt, um Mr. Vane zu benachrichtigen daß Mr. Berkeley am folgenden Morgen um elf Uhr bereit sein werde, die Formalitäten wodurch das Gut auf seinen neuen Käufer übertragen werden sollte, zum Abschluß zu bringen.

Durch den Boten wurde auch die überraschende Nachricht nach Fontains gebracht, daß Mr. George zurückgekehrt sei und Miß Isola als seine Frau mitgebracht habe. Als Philipp dieses hörte, schien er

eben so betroffen davon, als eine beiden Mitschuldigen. Die Drei hielten eine hastige Berathung, in der sie darin übereinstimmten, daß sie sich mit ihrer Beute nicht schnell genug aus England entfernen könnten.

Alle Vorbereitungen zur Abreise waren bereits getroffen und es war ihre Absicht, sogleich nach Beendigung des morgigen Geschäfts Fontains zu verlassen und sich nach Frankreich einzuschiffen. Die Wechsel, die sie für die Kaufsumme erhielten gedachten sie in Paris zu Geld zu machen.

Am folgenden Morgen einige Minuten vor der angesetzten Stunde, ritten die Berkeleys in den Hof und stiegen ab.

Unter ihnen befand sich auch ein Fremder, der den breitkrepmpigen Hut tief in die Stirne gedrückt trug und von Niemand gekannt wurde.

Philipp, dem der Fremde als Mr. Henry vorgestellt wurde, wunderte sich sehr darüber, daß Mr. Berkeley denselben in die Bibliothek führte und allein nach dem Besuchzimmer zurückkehrte, wo die Gesellschaft sich versammelt hatte, um das beabsichtigte Geschäft in Ordnung zu bringen. Der große Tisch in der Mitte des Gemachs war mit Papieren bedeckt, mit deren Durchsicht und Zurechtlegung Sommerton sich eifrig zu schaffen machte.

Nach einer kurzen gleichgültigen Unterhaltung sagte Philipp:

»Meine Herren nachdem die nöthigen Einleitungen und Vorbereitungen beendet sind, können wir, wie ich glaube, das Geschäft ohne weitere Umstände abschließen. Sie werden mich jetzt auch darüber aufklären wer der Käufer ist. Man hat abgeschmackter Weise ein Geheimniß daraus gemacht, als ob ich gegen irgend Jemand, der die Summe, die ich verlange, bezahlen kann, eine Einwendung erheben würde.«

»Philipp Vane,« sagte Mr. Berkeley ihm scharf in's Gesicht sehend, »sind Sie auch vollkommen sicher, daß Sie das Recht besitzen das Gut an einen Andern zu verkaufen? Glauben Sie wirklich, daß Ihre Frau Henry Fontaine's Tochter ist?«

Philipp wurde leichenblaß.

»Was wollen Sie damit sagen? Hat sie Mr. Fontaine nicht selbst als seine Nichte anerkannt?«

»Haben Sie keine Kenntniß von der Täuschung, die an einem Manne ausgeführt wurde, der selbst zu ehrenwerth ist, um Andere eines solchen Betrugs für fähig zu halten, dessen ich Thomas Sommerton und seine Frau Bianca Roselli anklage?«

Philipp vermochte nicht zu antworten so sehr hatte ihm die Besorgniß alle Fassung geraubt; dagegen trat Sommerton dem Mr. Berkeley mit kecker Stirn gegenüber.

»Meine Beweise,« sagte er, »haben Mr. Fontaine genügt und ich bin überzeugt, daß sie jede Jury, der man sie vorlegt, zufriedenstellen würden, Welche neue Hindernisse wollen Sie uns in den Weg legen, um den Abschluß dieses Geschäfts hinauszuziehen?«

»Henry Fontaine soll sie selbst vorbringen, sagte Mr. Berkeley mit Nachdruck. »Er ist jetzt in der Bibliothek und ich will ihn sogleich rufen.«

»Thun Sie es,« erwiderte Sommerton, nicht im Mindesten eingeschüchtert. »Henry Fontaine ist längst todt und ich vermuthe, daß der Mann, der mit Ihnen gekommen ist, seine Person vorstellen soll. Ein solcher Kniff kommt etwas zu spät.«

Eine schwere Hand legte sich plötzlich auf seine Schulter, und als er sich umwendete, erblickte er das Gesicht seines früheren Herrn der ihn mit solcher Verachtung und Entrüstung anschaute, daß der Schurke über sein Schicksal nicht mehr im Zweifel sein konnte.

»Teufel,« sagte Fontani in zornigem Tone, »ich habe soeben Dein Werk angesehen. Sende nach Deiner Mitschuldigen und lege ein volles Geständniß Deiner Schurkerei ab, oder ich will hier und mit meiner eigenen Hand Gerechtigkeit an Dir üben.«

Trotz seiner gewöhnlichen Kälte und Selbstbeherrschung schrak Sommerton in sichtbarer Furcht vor dem schrecklichen Ernste des Mannes zurück und vergeblich suchte er einen ruhigen Ton anzunehmen, als er an Fontani die Frage richtete:

»Welches Verbrechens klagen Sie mich an, Sir? Schon die Achtung vor meinem geistlichen Kleide sollte Sie verhindern einen solchen unverantwortlichen Angriff auf mich zu machen.«

»Elender, wagst Du es Dich auf das Kleid zu beziehen, das Du

unberechtigt als Deckmantel für Deine Verbrechen angenommen hast? Rufe das Weib stelle es mir gegenüber und wir wollen sehen, ob ihr Beide mir Trotz bieten werdet.«

Philipp hatte sich mittlerweile wieder gefaßt und er sagte jetzt in hochmütigem Tone:

«Was soll dies bedeuten? Und wer sind Sie, Sir, daß Sie meine Freunde in meinem eigenen Hause zu beleidigen wagen?»

»Ihre letzten Worte enthalten einen kleinen Irrthum, Mr. Vane, denn während der Krankheit meines Bruders bin ich Herr in diesem Hause. Dieser Mann Thomas Somers, war früher mein Privatsecretair — er kennt mich als Baron Fontani — und während er in meinem Dienste stand, hat er das Miniaturbild meiner Frau, meinen Trauschein und andere Gegenstände gestohlen wodurch er in den Stand gesetzt wurde, seine Stieftochter für mein Kind auszugeben. Verhalten Sie sich ruhig, Mr. Vane, Ihre Frau hat keine größeren Ansprüche an dieses Gut als jeder andere Fremde.«

Er hätte noch länger ohne Unterbrechung fortsprechen können denn Philipp war einer Ohnmacht nahe. Er wurde in diesem Zustande auf das Zimmer Savellas gebracht und die Signora, von einer unbestimmten Furcht ergriffen eilte hinunter, um zu sehen, was es gebe.

Als sie auf dem letzten Treppenabsatz angekommen war, sah sie, wie Sommerton von der eisernen Faust eines kräftigen Mannes nach Fontaines Zimmer geschleppt wurde. Das klare blaue Auge des Fremden wurde der Italienerin ansichtig und er gebot ihr in gebieterischem Tone, ihnen zu folgen .

Eine vage Idee, daß ihr die Stimme bekannt sei, daß sie das Gesicht des Mannes schon früher gesehen habe, bestimmte sie, Folge zu leisten, obschon ihr bei der Sache nicht wohl zu Muthe wurde. Als sie aber darauf beim Nähertreten den Ausdruck in dem Gesichte ihres Verbündeten las, fühlte sie sogleich, daß Alles verloren sei.

Sommertons Keckheit hatte ihn ganz verlassen und sein Aussehen glich dem eines armen Sünders, der zum Richtplatz geführt wird.

Einige Worte von Fontani veranlaßten George, die Stiege hinauf zu eilen und eine Untersuchung in Sommertons Gemach anzustellen. Zwei Diener, die ihm nachgesendet wurden brachten bald darauf mehrere große Kisten herunter, die sie vor Fontaines Zimmer nieder setzten.

Unterdessen war die ganze Gesellschaft in dieses Heiligthum eingefallen. Einiger Maßen verwirrt, erhob sich Fontaine und ging den Besuchern entgegen. Ohne Verzug trat sein Bruder vor und hielt ihm die Hand hin, als ob sie sich erst gestern getrennt hätten.

»Claude, alter Junge, wie geht es dir? Nimm meine Hand, glaube nicht, daß ich ein Geist bin, ich bin Fleisch und Blut wie du selbst.«

Fontaine stieß einen Schrei aus, ergriff seine Hand und fiel ihm mit dem Ausruf um den Hals:

»O mein Bruder mein lebender Bruder! Das Brandmal des Kain ist von mir genommen. O Gott, ich danke dir für deine Gnade!«

Diese plötzliche Erschütterung schien anstatt ihm zu schaden, vielmehr eine heilsame Wirkung auf ihn auszuüben. Er stand in aufrechter Haltung da und sein ganzes Wesen bekundete, daß etwas von seiner alten Spannkraft zurückgekehrt war.

»Was hat dieser Mann gethan Henry?« fragte er, »daß er so fest gehalten wird. Ist er schuld daran, daß wir so lange — so lange getrennt waren?«

»Er hat noch weit Schlimmeres gethan Claude. Er ist der böse Feind, der mit Deiner Vernunft sein Spiel getrieben und das Blendwerk hervorgebracht hat, das Deinen Geist und Körper zerstört. Er ist ein Gaukler, ein Bauchredner. Seine Stimme war es, die Dich so lange verfolgt und seine nichtswürdige Kunst war es auch, die Dein Haus zur Hölle gemacht hat.«

Bei dieser Enthüllung schienen Fontaine die Schuppen von den Augen zu fallen und der Bann der seine Geisteskräfte so lange gefesselt hielt, war auf einmal gebrochen.

»Kann dies bewiesen werden?« fragte er.

»Hier sind die Beweise,« sagte eine Stimme an der Thür. Diese Kisten enthalten die Werkzeuge, deren er sich zur Ausübung seiner

Künste bedient hat.

Die Kisten wurden sogleich geöffnet. In der größten befand sich ein sinnreicher Apparat, womit das mächtige Getöse hervorgebracht wurde, welches das Haus so oft in Schrecken versetzt hatte. In einer kleineren befand sich eine große magische Laterne mit einem Bilde, das Henry's Tod vorstellte. Eine dritte enthielt eine kleine electriche Batterie und die letzte endlich war ein Arzneikästchen mit Gläsern, von denen viele, wie die nachfolgende Untersuchung auswies, mit Giftstoffen gefüllt waren.

Während diese Untersuchung vor sich ging, wurde Sommerton gebunden und auf einen Stuhl gesetzt. Die Signora mit Blicken des Hasses und des Trotzes blieb an seiner Seite. Sie schien ihre ganze Keckheit zusammenzunehmen, um der Scene die Stirn zu bieten. Ihrem Mitschuldigen sprach sie Muth ein, indem sie ihm zuflüsterte:

»Halte Deinen Kopf hoch und zeige ihnen, daß Du ebensogut die Kraft hast, die Niederlage zu ertragen, als den Verstand, einen Plan wie diesen zu entwerfen. Einige Tage mehr und das Spiel wäre unser gewesen.«

»Wozu davon sprechen wenn die Arbeit von Jahren in einer einzigen verhängnisvollen Stunde vernichtet wird?« fragte er bitter. »Fluch diesem Manne! Ich wollte, ich hätte ihn vergiftet, als ich Gelegenheit dazu hatte, dann hätte er uns niemals einen solchen Unglückstag bereiten können.«

Die Beweise von Sommertons Schuld wurden hereingebracht, die Thüren verschlossen und es improvisirte sich eine Art Gerichtshof, bei dem Fontani sich zum Kläger und Richter zugleich aufwarf.

Fontaine war in einem Zustande großer Aufregung, aber voll von Freude und Dank über die Enthüllung, die ihn vor Verzweiflung und Wahnsinn rettete und dem Lichte, dem Leben und der Hoffnung zurückgab.

Er konnte seine Augen nicht von dem Gesicht seines Bruders abwenden und es ließ sich deutlich wahrnehmen daß sein wiedererweckter Geist Alles, was gesagt und gethan wurde, mit Verständniß verfolgte.

Der Richter redete die beiden vor ihm befindlichen Verbrecher

folgendermaßen an:

»Ihr müßt beide begreifen, daß Ihr vor einem Richterstuhl steht, der so mitleidslos wie Eure eigenen Herzen ist. Wenn Ihr nicht die volle Wahrheit sagt, so werde ich kein Erbarmen mit Euch haben. Ich werde Euch ohne Zögern den Gerichten überliefern damit Ihr nach den Gesetzen des Landes gerichtet werdet. Es bleibt Euch nur der einzige Ausweg, durch ein vollständiges Bekenntniß aller Schurkereien die Ihr in diesem Hause verübt, an meine Gnade zu appelliren.«

»Und wer gab Ihnen denn eine Befugniß, wie diese?« fragte die Signora höhnisch. »Wie können Sie es wagen, so zu der Schwester Ihres verstorbenen Weibes zu sprechen Henry Fontaine? Diese Verwandtschaft sollte mir und diesem Manne da, den ich als meinen Gatten anerkenne, Schutz verleihen.«

»Das wußte ich schon lange, daß Sie mit ihm verheirathet sind,« sagte Fontani kalt und zog aus der Tasche ein Papier hervor, von dem er die Geschichte Sommerton's und seiner Frau ablas, wie er sie aus den in Italien gesammelten Thatsachen zusammengestellt hatte. Der Bericht war kurz aber schmäählich genug.

Sommerton war vollständig niedergeschmettert, all' sein Muth und seine Zuversicht hatten ihn verlassen und als Fontani mit seiner Anklage zu Ende war, erklärte er mit zitternder Stimme, daß er Alles eingestehen wolle, wenn man ihn frei und ungestraft ausgehen lasse.

Die Signora aber wollte noch immer nichts von einer Nachgiebigkeit wissen und sie machte ihm wegen seines Mangels an Mut die bittersten Vorwürfe, bis sie Fontani mit der bestimmten Erklärung zum Schweigen brachte, daß ihr die Verwandtschafts-Verhältnisse keinen Schutz gewähren sollten, wenn sie sich weigere, die Bedingungen die er gestellt, zu erfüllen.

Sommerton erzählte darauf mit leiser, stotternder Stimme die Geschichte des Complots zur Beraubung Fontaine's vom Anfange an bis auf den heutigen Tag. Da die Hauptzüge derselben dem Leser bereits bekannt sind, so können wir uns auf die nothwendigsten Erläuterungen beschränken.

Den ersten Plan dazu faßte Sommerton in Petersburg, als er im Dienste Fontani's stand. Die Papiere seines Herrn lieferten ihm die nöthigen Ausschlüsse über alle Verhältnisse desselben, und als die Nachricht eintraf, daß Fontani im Kaukasus gefallen sei, schwand das letzte Bedenken gegen die Ausführung des kecken Planes.

Die Wittve Roselli hatte Sommerton bereits früher gekannt und bei seiner Rückkehr nach Rom gelang es ihm leicht, die Signora zu überreden, sich dem Unternehmen anzuschließen und ihm zur Besiegelung ihres Bundes die Hand zu reichen.

Savella war damals noch zu jung, um sich später der Veränderung, die in ihrer Stellung vorgegangen wieder zu erinnern. Man lehrte sie, ihre Mutter »Tante« zu nennen, und als sie nach einer achtjährigen Abwesenheit in England nach Rom zurückkam, fanden Sommerton und seine Frau keine Schwierigkeit, sie für die Tochter von Henry Fontaine auszugeben.

Sommerton beschrieb dann genau die Kunstgriffe, durch die er den Geisterspuk im Hause hervorgebracht und erklärte die Warnung, die Fontaine vor ihrer Ankunft erhalten hatte, auf die einfachste Weise. Unter dem Vorwande, einen alten Freund zu besuchen hatte er sich in die Umgegend von Fontains begeben um Nachrichten über die Familie und die Verhältnisse des Schlosses einzuziehen. Er hielt es damals für das Beste, seine übernatürlichen Warnungen sogleich zu beginnen damit der Verdacht von ihm abgelenkt würde, wenn sie erst nach seiner Ankunft stattfänden. Die Vorbereitungen für seine nächtlichen Erscheinungen die Anbringung der Drähte der Electrisirmaschine u.s.w. traf er gewöhnlich, wenn Fontaine auf seinen abendlichen Spaziergängen abwesend war. Von dem Schlüssel der eisernen Kiste, welcher eines Tages im Schlosse geblieben machte er einen Abdruck, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, das Testament, das Fontaine dort aufbewahrt hatte, zu vernichten.

Der übrige Theil seines Bekenntnisses enthält nur Bekanntes.

Während Sommerton sprach, saß die Signora mit zusammengekniffenen Lippen und dem Ausdruck der Verachtung in ihrem Gesichte da und blickte gerade vor sich hin. Als er zu Ende

war, sagte sie in ihrem scharfen schneidenden Tone:

»Auch ich habe etwas zu sagen und Sie werden daraus ersehen Henry Fontaine, daß ich, obschon Sie mich für grausam und hartherzig halten, Erbarmen mit Ihrem Kinde hatte. Sie haben deshalb auch unter allen hier Anwesenden am wenigsten Ursache, gegen mich und meinen Gatten so rücksichtslos zu verfahren. Ich machte die Entdeckung, daß Isola Ihr Kind sei durch ein Mal an ihrer Schulter. Sie befand sich damals in Folge von Gift, das ich ihr beigebracht, um sie von meinem Pfade zu entfernen, in sterbendem Zustande. Als ich aber fand, daß sie das Kind meiner Schwester sei, so konnte ich es nicht über mich gewinnen sie sterben zu lassen und mein Gatte bot alle seine Kunst auf, um sie zu retten.«

Bei diesen Worten sprang Fontaine von seinem Sitze empor und fragte lebhaft:

»Was ist das? Isola Henrys Kind? Was meinen Sie damit?

»Es ist vollkommen wahr, Claude,« sagte sein Bruder und setzte ihm kurz den Hergang, wie er es erfahren auseinander.

Mit einem stillen Dankgebet auf den Lippen sank Fontaine einen Augenblick in seinen Stuhl zurück, aber gleich darauf erhob er sich wieder mit seiner früheren Würde und Selbstbeherrschung.

»Und nun Herr,« sagte er, »muß auch die verhängnißvolle Ursache der wahnsinnigen Handlung aufgeklärt werden, die so lange mein Leben verdunkelt hat. Das Weib, das da vor dir sitzt, verleitete mich zu dem Glauben, daß Savella eine heftige Zuneigung für mich hege, aber daß eine gewisse Rücksicht für ihren früheren Geliebten sie zwingt, sehr vorsichtig zu sein. Ich war eitel und thöricht genug, daran zu glauben und wurde, wie du bereits weißt, leidenschaftlich in sie verliebt.

»Eines Abends, wo ich glaubte, du seist in Tivoli, kam Bianca in der höchsten Wuth mit der Nachricht zu mir, daß ihre Schwester, trotz ihrer Betheuerungen sich mit ihrem Geliebten in einer Laube befinde. Ich könne selbst mit ihr kommen und sehen, wie viel ihre angebliche Liebe werth sei.

»Ich folgte ihr mit eifersüchtiger Wuth im Herzen, die sich bis zum Wahnsinn steigerte, als ich in der mondbeschiedenen Laube mein

Ideal in den Armen eines andern Mannes erblickte.«

»Blind von Leidenschaft stürzte ich mich auf meinen Nebenbuhler und stach ihn, wie ich glaubte, ins Herz. Als dir darauf der Hut entfiel und das Mondlicht auf dein Gesicht schien, sah ich, daß ich ein Brudermörder bin

»Ich hielt dich für todt und floh in einem Gemüthszustand von Rom, den keine Sprache zu beschreiben vermag. Ich glaube, daß ich Monate lang nicht recht bei Sinnen war, obschon ich noch Verstand genug besaß, mich Fremden gegenüber nicht zu verrathen. Ich will dir die schrecklichen Jahre, die nun folgten, nicht beschreiben Du kannst selbst sehen, was sie aus mir gemacht haben.«

»Und ich war hart und gefühllos, daß ich dich diese Bürde so lange tragen ließ. Aber das Eisen ist weich geworden und mein Herz fühlt wieder menschlich. Wir haben Beide einander Vieles zu vergeben.«

Darauf wandte er sich an die Signora und sagte in strengem Tone:

»Erklären Sie jetzt auch den Antheil, den Sie an dieser Täuschung hatten.«

Sie sah ihm fest ins Gesicht und erwiderte trotzig:

»Können Sie den Schlüssel zu dem Räthsel nicht ahnen? Ich hegte selbst eine Neigung für Sie. Ich wollte meine Schwester Claude geben und selbst Ihre Gegenliebe gewinnen. Ich war damals noch nicht zwanzig Jahre alt und hielt es bei der Erfahrung, die ich vor meiner Schwester voraus hatte, nicht für unmöglich, dieses Ziel zu erreichen. Da entdeckte ich Savellas Geheimniß und in meiner eifersüchtigen Wuth forderte ich ihn auf, den Nebenbuhler zu ermorden. Er gehorchte mir blindlings, aber er wußte nicht, wer dieser Nebenbuhler war. Das ist Alles, was ich zu sagen habe und jetzt thun Sie Ihr Aergstes. Ich fürchte Sie nicht, denn Sie werden es nicht wagen, eine schimpfliche Strafe über die Schwester Ihrer Frau verhängen zu lassen. Sollten Sie es aber doch thun, so werde ich die Verwandtschaft, die zwischen uns besteht, laut verkünden und die Welt soll erfahren, daß das Blut der Verbrecherin auch in den Adern Ihrer Tochter fließt.«

»Das würde Sie nicht gerettet haben, wenn Sie nicht ein volles Geständniß abgelegt hätten. Da Sie aber das gethan haben, so werde ich mein Versprechen halten und Ihnen Gnade für Recht angedeihen lassen. Jetzt wünsche ich auch noch zu wissen, welchen Antheil Ihre Tochter und deren Gatte an dem Betrüge haben, der an meinem Bruder verübt worden ist.«

»Savella ist schuldlos daran, sie hält sich für die rechtmäßige Erbin des Guts. Mr. Vane glaubte dies ebenfalls, als er sie heirathete.«

»In Ihren letzten Worten liegt eine Zweideutigkeit und ich — «

Hier flüsterte ihm Mr. Berkeley einige Worte ins Ohr. Fontani überlegte einige Augenblicke und sagte dann:

»Es freut mich, daß Ihre Tochter nicht in dem nichtswürdigen Complot, einen arglosen und edlen Mann zu berauben verwickelt ist. Ob ihr Gatte seit seiner Verheirathung dabei betheilt war, wollen wir dahin gestellt sein lassen, denn es ist nicht unsere Absicht, nachsichtslos mit unserer Untersuchung vorzugehen.«

»Ich wollte es Ihnen auch nicht rathen, sagte die Signora höhnisch. »Leute, die in einem Glashause leben, sollten nicht mit Steinen werfen. Wenn Ihr Bruder wegen Mordversuchs vor eine Jury gestellt würde, so dürfte er schwerlich frei ausgehen. Ich fürchte mich vor nichts, was ein Fontaine mir zufügen kann.«

Fontaine betrachtete sie einen Augenblick schweigend. Er schien über eine Frage mit sich zu berathen, sagte aber endlich:

»Obwohl es ein Unrecht gegen die Gesellschaft zu sein scheint, zwei solche Verbrecher frei ausgehen zu lassen, so kann ich mich doch nicht dazu bringen, Euch der gebührenden Strafe zu überantworten. Ich will Euch Beide auf meine Kosten nach Italien zurücksenden unter der einzigen Bedingung, daß Sie, Bianca, allen Anspruch auf Ihre Tochter aufgeben. Sie scheint mir eines bessern Schicksals würdig zu sein, als mit Euch zusammenzuleben. Sie hat in eine achtbare Familie geheirathet und diese wird für sie Sorge tragen.«

Sommerton erhob sich hier und sagte:

»Ich nehme die Bedingungen für meine Frau und mich an, aber

ich verlange Entschädigung für die Auslagen die ich auf Savella's musikalische Ausbildung verwendet habe. Sie kamt dadurch reich werden und die Person der sie dieselbe verdankt, sollte dafür nicht unbelohnt bleiben.«

»Das mag Mrs. Vane mit Ihnen ausmachen, wenn ihre musikalische Laufbahn ihr die Mittel dazu gewähren,« erwiderte Fontaine trocken.

Er sprach dann das Urtheil aus, welches folgendermaßen lautete:

»Die Gefangenen werden nach ihren Zimmern gebracht und dort streng bewacht, bis die Anstalten getroffen sind, um sie auf das Schiff zu bringen, das sie nach Italien überführen soll.«

Die Thüren wurden hierauf wieder geöffnet, die Diener hereingerufen und die Gefangenen abgeführt.

Als dies geschehen war, schien Fontaine zum ersten Male die Anwesenheit von George Berkeley zu bemerken. Die letzte Scene hatte ihn so sehr in Anspruch genommen daß er an gar nichts Anderes dachte.

Er ergriff mit Wärme die Hand des jungen Mannes, der ihm eine ausführliche Mittheilung darüber machte, was sich mit Isola zugetragen hatte. Zugleich sagte er ihm, daß sein Schützling und Miß Carleton herübergekommen seien und ihn im Wohnzimmer erwarteten.

»Ich will sogleich zu ihnen gehen, erwiderte er und eilte, gefolgt von George, seinem Liebling entgegen.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Während diese aufregende Scene im unteren Stocke vor sich ging, fand oben in Savellas Zimmer eine womöglich noch peinlichere statt. Philipps ohnmachtähnlicher Zustand hatte nur einige Minuten gedauert und als er wieder zu sich gekommen war, sagte er mit zitternder Stimme:

»Savella, schließe die Thür, ich habe Dir etwas Schreckliches mitzutheilen.«

Zitternd und bis zum Tode erschrocken gehorchte sie und warf sich dann auf einen Stuhl, der neben dem Bette stand, auf welchem Philipp noch immer lag.

»O, Philipp,« sagte sie, »was kann es sein? Nichts, was uns voneinander trennen wird? Alles Andere kann ich ertragen.«

»Armes Mädchen! Armes Mädchen!« murmelte er.

»Sag' es mir, Philipp, ich bin stark genug. Ich kann Alles ertragen, Alles vergeben, wenn Du mich noch immer liebst.«

Dadurch ermuntert, gewann Philipp den Muth, sie zu fragen:

»Savella, ist Dir niemals der Gedanke gekommen, daß Du kein Recht hier hast, daß alle Deine Ansprüche falsch sind?«

»Weshalb stellst Du diese Frage, Philipp?« sagte sie unwillig. »Hältst Du mich des Raubes, des Diebstahls für fähig, daß Du mir so etwas sagst?«

Er schauderte über die schimpflichen Worte, deren sie sich bediente.

»Verzeihe mir, Savella. Ich hätte keinen solchen beleidigenden Verdacht auf Dich geworfen; aber ich habe eine peinliche Aufgabe zu erfüllen und ich weiß nicht, wie ich beginnen soll.«

»Wenn eine Schurkerei stattgefunden hat,« sagte Savella schnell, »so ist sie von Sommerton ausgesonnen und durchgeführt worden. Ich habe Dich nur in einer Sache getäuscht, Philipp, und dazu hat er mich gezwungen. Er ist der Gatte meiner Tante und kein

Geistlicher.«

»Deiner Tante, Savella? Ist Deine Verwandtschaft nicht eine nähere? Du bist nicht die Nichte von Mr. Fontaine?«

Sie wurde sehr blaß und ein Schauer ging durch ihren Körper, als sie darauf entgegnete:

»Ist sie — kann sie meine Mutter sein? Hat sie mich dazu aufgezogen um eine falsche Rolle von Kindheit an durchzuführen? Philipp, dies ist zu schändlich, zu schrecklich,« und sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

»Savella,« flüsterte er, »vernimm das Schlimmste auf einmal. Ich habe dies gewußt, seit — seit meine gute Laune dahin ist. Es machte mich unglücklich, aber ich konnte dem Netze, das sie über mich zusammengezogen nicht mehr entgehen. Ich habe zu ihrer Schurkerei geholfen obschon ich sie verabscheute. Bedauere mich, vergieb mir und ich will Dir der ergebenste Gatte sein!«

Savella brach in eine Fluth von Thränen aus und als sich wieder etwas beruhigt hatte sagte sie:

»O, Philipp, was kann eine Liebe wie die meinige nicht Alles vergeben? Sei mir das, was Du mir in den ersten Tagen unserer Verbindung warst und ich kann immer noch glücklich sein. Führe mich weg von dieser Frau, die mir dem Namen nach zwar eine Mutter war, von der ich aber niemals einen Beweis mütterlicher Liebe empfangen habe. Dieses Geld, das so viele Sünde und Schmach veranlaßt hat, ist im Vergleiche zu dem, das ich durch meine eigenen Fähigkeiten erringen kann nur gering anzuschlagen. Wir wollen einen Ort aufsuchen, wo man meine Stimme gehörig zu würdigen weiß und ich will Dir Reichthum für Deine schützende Liebe geben. Wenn Du mir diese giebst, so bin ich vollkommen glücklich.«

Philipp war durch diesen Edelmuth gerührt, er fühlte zum ersten Male, daß er sie wirklich lieben könne.

Nach einer langen Besprechung über ihre künftigen Pläne traf Savella ohne fremde Beihilfe ihre Vorbereitungen zur Abreise. Sie hatte auch eine kurze Unterredung mit Mr. Fontaine, in welcher sie ihn von ihrer eigenen Unschuld überzeugte und um Nachsicht für

ihren Gatten bat.

Er war sehr freundlich gegen sie und gab ihr die Versicherung, daß Philipps Name wegen seiner Zustimmung zu dem Betrage ihres Stiefvaters nicht der Oeffentlichkeit preisgegeben werden solle.

Savella ging darauf zu ihrer Mutter, um ihr Lebewohl zu sagen.

Die Signora war hart und kalt wie immer und verrieth keine Bewegung, als sie erfuhr, daß sie sich von ihrer Tochter für immer trennen müsse.

Savella versicherte ihr, daß sie gerne Alles, was sie erwerbe, mit ihr theilen wolle, daß aber ein ferneres Zusammenleben zwischen ihnen unmöglich sei.

Die Signora erwiderte darauf blos:

»Wenn du, wie es deine Absicht ist, zur Bühne gehst und Vermögen erwirbst, so zahle meinem Gatten zurück, was er auf dich verwendet hat. Mehr verlange ich nicht.«

»Dazu mache ich mich verbindlich,« sagte Savella und so schieden sie.

Philipp Vane kehrte mit seiner Frau nach Dunlorn zurück, um seine selbstsüchtigen Eltern von dem Scheitern seiner glänzenden Aussichten in Kenntniß zu setzen.

Ihre bittere Enttäuschung wurde einigermaßen durch Savellas Versicherung gemildert, daß sie durch die Ausübung ihrer musikalischen Talente Philipp ein größeres Vermögen verschaffen könne, als das, was sie verloren.

Dieses Versprechen ging mit der Zeit in Erfüllung. Da Philipp nach dem, was geschehen, nicht mehr in der Gegend leben konnte, so bewog er seine Eltern Dunlorn zum Verkauf auszusetzen und mit ihm nach Paris zu gehen, wo Savella mit Erfolg als Sängerin auftrat.

Dunlorn wurde von Fontani für seinen Schwiegersohn angekauft und Isola als Gebieterin daselbst eingeführt. Ihr Vater blieb bis zum Spätsommer in England und kehrte dann nach Rußland zurück, da er nicht vermocht werden konnte, seine ehrgeizigen Bestrebungen mit dem ruhigen häuslichen Leben zu vertauschen.

Ehe er abreiste, lasen die zwei Brüder miteinander den Brief ihres

Vaters, der den älteren als er vor vielen Jahren in die Heimath zurückgekehrt war, so tief ergriffen hatte.

Er lautete folgendermaßen:

»*Mein geliebter Claude!* Eine schwere Furcht bedrückt mein Herz, denn die schreckliche Mittheilung, die ich von dir erhielt, hat mir eine noch tiefere Wunde geschlagen als der Tod meines armen Henry.

»Mein Sohn jede Zeile in deinem Briefe athmet eine tiefe Reue, welche nur das Kind der Schuld sein kann. Ja der *Schuld!* obschon dich mein Herz von einem vorsätzlichen Frevel freispricht. Wenn Henry durch irgend eine Schuld von dir den Tod gefunden hat, so war es nach meiner Ueberzeugung eine unfreiwillige und in den Augen des Himmels bist du frei von dem Verbrechen des Brudermords.

Ich bin im Begriffe, mich mit ihm, der die Erde verlassen hat, zu vereinigen aber mein Herz sehnt sich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit nach Dir, mein braver und edler Junge. Glaube ja nicht, daß dieser Schlag meinen Tod herbeigeführt hat, Claude. Mein Schicksal war bereits entschieden, ehe derselbe gefallen ist und ich glaube nicht, daß er es beschleunigt hat.

Lasse Trost und Frieden in Dein Herz einziehen und werde, was ich von Dir hoffe, ein edler, hochherziger und muthiger Mann der das schwere Kreuz, das Dir auferlegt wurde, in christlicher Geduld trägt. Möge Dir Gott recht bald Trost senden dies ist das Gebet

Deinen liebenden Vaters

Claude Fontaine.«

Henry Fontaine drückte seinem Bruder die Hand und sagte gerührt:

»Ach wenn ich ihm etwas mehr gliche, so hätte ich Dir jahrelange Leiden erspart. Vergib mir Claude, wie ich hoffe, daß mir Gott meine Hartherzigkeit verzeihen wird.«

»Ich hoffe er hat uns beide unsere Sünden verziehen,« sagte Fontaine andächtig. »Ich kann ihm nie genug danken für die Gnade, die er mir erwiesen hat.«

*

*

*

Ehe Baron Fontani sein Heimathland verließ, hatte er die Genugthuung, seinem Bruder Gesundheit und Glück zurückgegeben zu sehen und an demselben Morgen, an welchem Fanny mit ihrem Geliebten verbunden wurde, erhielt Fontains eine neue Gebieterin in der Person von Carrie Carleton, dieser treuen Freundin, die ihr eigenes Vermögen aufopfern wollte, um Claude Fontains Dach in den Tagen des Unglücks über seinem Haupte zu erhalten.

- E n d e -